



**Agatha Christie**

**Mord auf dem  
Golfplatz**

**Kriminalroman**

Der Meisterdetektiv wird nach Frankreich gerufen. Der Multimillionär Renauld wünscht dringend seine Hilfe. Renauld aber kann ihm nichts mehr mitteilen, denn noch vor der Ankunft Poirots findet man ihn - mit dem Gesicht nach unten - in einem offenen Grab.  
(Amazon)

ISBN: 3502517789

1960 • Made in Germany • IV • Ungekürzte Ausgabe

Titel des englischen Originals; Murder on the Links. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Putsch. Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten. Jeder Nachdruck bedarf der

Genehmigung des Verlages. Umschlagentwurf von Herbert Pothorn.

Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua. Druck; Presse-Druck und Verlags-GmbH. Augsburg.

GOLDMANN'S TASCHEN-KRIMI

Band 9

*Wer Goldmann's Taschen-KRIMI liest,  
zeigt, daß er auf Niveau achtet.*

Von AGATHA CHRISTIE sind in »Goldmann's Taschen-KRIMI« zum Preise von DM 1.90 bisher erschienen;

Alibi. 12

Dreizehn bei Tisch. 66

Ein Schritt ins Leere. 66

Das Geheimnis von Sittaford. 73

Das Haus an der Düne. 98

Morphium. 206

Mord auf dem Golfplatz. 9

Nikotin. 64

Der rote Kimono. 62

Die Schattenhand. 210

Tod in den Wolken. 4

Die Hauptpersonen des Romans sind:

Hercule Poirot der berühmte Privatdetektiv

Captain Hastings sein englischer Freund

„Cinderella“ eine Schauspielerin

Paul Renauld südamerikanischer Millionär

Eloise Renauld seine Frau

Jack Renauld ihr Sohn

Bella Duveen ein junges Mädchen

Madame Daubreuil eine Witwe

Marthe Daubreuil ihre Tochter

Lucien Bex Polizeikommissar

Monsieur Hautet Untersuchungsrichter

Maurice Giraud Kriminalbeamter

Der Roman spielt in Merlinville - sur-mer, einem französischen Badeort, und in London

Ein junger Schriftsteller, der darauf bedacht war, den Anfang seiner Erzählung so wirksam und originell zu gestalten, daß er die Aufmerksamkeit der blasierten Verleger erregte, begann folgendermaßen: „Verdammt!“ sagte die Herzogin.“

Sonderbarerweise beginnt auch meine Erzählung so. Nur ist die Dame, die dies ausrief, keine Herzogin.

Es war Anfang Juni. Ich hatte mich geschäftlich in Paris aufgehalten und kehrte nach London zurück, wo ich mit meinem alten Freunde, dem belgischen Ex-Detektiv Hercule Poirot, in gemeinsamer Wohnung hauste.

Der Calais-Expresß war auffallend leer - mein Abteil beherbergte außer mir nur noch einen Fahrgast. Ich hatte das Hotel in überstürzter Eile verlassen und war, als der Zug abging, noch mit meinem Gepäck beschäftigt, ohne meine Reisegefährtin weiter zu beachten. Nun wurde ich aber lebhaft an ihr Vorhandensein erinnert. Sie sprang plötzlich von ihrem Sitz auf, ließ das Fenster herab, streckte den Kopf hinaus, zog ihn sofort wieder zurück und rief kurz und überzeugend: „Verdammt!“

Nun bin ich etwas altmodisch. Mich dünkt, eine Frau sollte vor allem weiblich sein. Ich habe wenig Verständnis für das modern neurotische Mädchen, das vom Morgen bis zum Abend Foxtrott und Tango tanzt, das wie ein Schlot raucht und eine Sprache führt, die selbst einem Fischweib aus der Markthalle das Blut in die Wangen treiben könnte!

Stirnrunzelnd blickte ich auf und sah in ein hübsches, keckes Angesicht, das ein flottes, kleiner roter Hut überdachte. Dichte schwarze Lockenbüschel verbargen die Ohren. Ich schätzte, daß sie nicht mehr als siebzehn Jahre zählen mochte, aber ihr Gesicht war dicht mit Puder bedeckt, ihre Lippen hatte sie ganz unmöglich rot geschminkt.

Ohne jegliche Verlegenheit erwiderte sie meinen Blick und schnitt dann eine ausdruckslose Grimasse.

„Du lieber Himmel, jetzt haben wir den guten Mann entsetzt!“ bemerkte sie zu einem unsichtbaren Zuhörer. „Ich bitte wegen meiner Ausdrucksweise um Vergebung! Gar nicht damenhaft und dergleichen, aber Gott, ich habe wohl genügend Grund dafür! Denken Sie, ich habe meine einzige Schwester verloren!“

„Wirklich?“ sagte ich höflich. „Wie unangenehm!“

„Er ist unzufrieden!“ bemerkte die Dame. „Er ist äußerst unzufrieden - sowohl mit mir als auch mit meiner Schwester - und das ist nicht nett, weil er sie doch nie gesehen hat!“

Ich öffnete den Mund, doch sie kam mir zuvor.

„Sagen Sie lieber nichts! Niemand liebt mich! Ich gehe in den Wald und nähre mich von dünnen Kräutern! Buhuhuhu! Ich bin so traurig!“

Sie verbarg ihr Gesicht hinter einem großen französischen Witzblatt. Ein paar Minuten später sah ich, wie ihre Augen verstohlen über den Rand nach mir guckten. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, und im selben Augenblick schleuderte sie die Zeitung fort und brach in fröhliches Gelächter aus.

„Ich wußte, daß Sie kein Griesgram sind, wie es den Anschein hat“, rief sie. Ihr Lachen wirkte so ansteckend, daß ich unwillkürlich einstimmen mußte, obwohl

mich der „Griesgram“ nicht sonderlich begeisterte. Das Mädchen stellte unlegbar den Typ dar, der mir am meisten mißfiel, aber das war doch nicht Grund genug, mich durch mein Verhalten lächerlich zu machen. Ich begann einzulenken. Schließlich war sie ausgesprochen hübsch...

„So! Nun sind wir Freunde!“ erklärte sie. „Und jetzt müssen Sie meiner Schwester wegen um Entschuldigung bitten -“

„Ich bin verzweifelt...“

„Sie sind eine Seele von Mensch!“

„Lassen Sie mich ausreden. Ich war im Begriff hinzuzufügen, daß ich, obwohl verzweifelt, mich mit der Abwesenheit besagter Schwester ausgezeichnet abgefunden habe.“ Ich verbeugte mich leicht.

Jedoch die rätselhafteste aller Jungfrauen runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie das. Ich ziehe die ‚würdevolle Mißbilligung‘ vor. Ob, ihr Gesicht! ‚Sie ist nicht unseresgleichen‘, sagte es. Und Sie haben recht - obwohl dies heutzutage schwer zu sagen ist. Nicht jeder kann zwischen einer Halbweltdame und einer Herzogin unterscheiden. So, jetzt habe ich Sie schon wieder entsetzt! Sie sind wohl aus den Urwäldern ausgebrochen? Nicht daß ich mir was daraus mache. Wir könnten mehrere Ihrer Art brauchen. Ich hasse freche Männer - sie machen mich toll.“

Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Wie mögen Sie sein, wenn Sie toll sind?“ fragte ich lächelnd.

„Wie ein richtiger Teufel! Man darf, was ich sage und was ich tue, nicht genau nehmen. Ich schlug einmal jemandem fast die Zähne aus; ja wirklich! Er hätte es auch verdient. Ich habe italienisches Blut in mir. Eines Tages werde ich mir noch Unannehmlichkeiten zuziehen.“

„Ach“, bat ich, „werden Sie nur jetzt nicht toll.“

„Das werde ich nicht. Sie gefallen mir - Sie gefielen mir sogleich, als ich Sie sah. Aber Sie blickten so mißbilligend, daß mir nie eingefallen wäre, wir könnten Freunde werden.“

„Und nun sind wir es geworden. Erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben.“

„Ich bin Schauspielerin. Nein - nicht so eine, wie Sie glauben, die mit Schmuck behängt im Savoy den Lunch nimmt, und deren Bild in jeder Zeitung für irgendeine Gesichtsceme Propaganda macht. Als sechsjähriges Kind trieb ich mich schon auf den Brettern umher.“

„Verzeihen Sie . . .“, sagte ich unsicher.

„Sahen Sie nie kleine Akrobaten?“

„Oh, nun verstehe ich!“

„Ich - bin in Amerika geboren, verbrachte aber den größten Teil meines Lebens in England. Wir spielen jetzt in einer neuen Revue ...“

„Wir?“

„Meine Schwester und ich. So eine Art Tanz- und Singspiel, mit viel Getrappel und einem Zusatz alter Geschäftskniffe. Es ist ein ganz neuer Einfall und schlägt jedesmal ein. Damit ist viel Geld zu machen. ...“

Meine neue Bekanntschaft beugte sich vor und plauderte geläufig; viele ihrer Ausdrücke waren mir völlig unverständlich. Trotzdem interessierte sie mich immer

mehr. Sie schien eine so seltsame Mischung von Kind und Weib. Obwohl vollkommen weltklug und nach ihren Erzählungen sehr tüchtig in der Wahrung ihrer persönlichen Interessen, lag andererseits etwas eigenartig Originelles in ihrer aufrichtigen Stellungnahme zum Leben und der offenerzigen Entschlossenheit, „das Richtige zu tun“. Dieser Blick in eine mir völlig unbekannte Welt war nicht ohne Reiz, und ich genoß den Anblick ihres Gesichtchens, das während des Erzählens aufleuchtete.

Wir fuhren durch Amiens. Der Name rief Erinnerungen wach. Meine Gefährtin schien zu fühlen, was in meinem Hirn vorging.

„Denken Sie an den Krieg?“

Ich nickte.

„Sie waren im Feld, vermute ich ...“

„O ja. Einmal verwundet, nach der Schlacht an der Somme als invalid ausgemustert. Nun bin ich so eine Art Privatsekretär bei einem Parlamentarier.“

„Ach! Dazu muß man wohl sehr klug sein!“

„Durchaus nicht. Es ist fast nichts zu tun. Es hilft mir über wenige Tagesstunden hinweg, aber es ist eine langweilige Arbeit. Und gäbe es nicht etwas anderes, worauf ich zurückkommen könnte, wüßte ich wirklich nicht, was ich anfangen sollte.“

„Sagen Sie nur nicht, daß Sie Käfer sammeln!“

„Nein! Ich lebe mit einem sehr interessanten Manne zusammen. Er ist Belgier, ein Ex-Detektiv. Er ließ sich in London als Privatdetektiv nieder, und es geht ihm außerordentlich gut. Er ist wirklich ein ganz wunderbarer Mensch. Oft genug behielt er recht, wenn die staatliche Polizei versagte.“

Mit weit geöffneten Augen lauschte meine Reisegefährtin. „Ist das aber interessant! Gerade für Verbrechen habe ich leidenschaftliches Interesse. Ich sehe mir alle Schauerdramen in den Kinos an. Und gibt es einen Mord, dann verschlinge ich die Zeitungen.“

„Entsinnen Sie sich noch des Falles Styles?“ fragte ich. „Warten Sie, war das nicht jene alte Dame, die vergiftet wurde? Irgendwo unten in Essex?“

Ich nickte.

„Dies war Poirots erster großer Fall. Ohne ihn wäre der Mörder zweifellos straffrei ausgegangen. Das war ein höchst bewundernswertes Detektivstück.“

Das Thema machte mir warm, und ich ging alle Einzelheiten der Angelegenheit bis zu ihrer unerwartet sieghaften Lösung durch. Wie gebannt horchte das Mädchen. Und so vertieft waren wir in unser Gespräch, daß der Zug in Calais einlief, ehe wir uns dessen bewußt wurden,

„Du lieber Gott!“ rief meine Gefährtin. „Wo ist meine Puderquaste?“

Sie ging daran, ihr Gesicht auf das freigebigste zu bestauben und die Lippen mit dem Stift zu röten, während sie ihr Werk ganz unbefangen in einem kleinen Taschenspiegel besah.

„Ich möchte fragen“, - ich zögerte. „Ich muß Sie fragen - vielleicht ist es sehr keck von mir - aber weshalb tun Sie das alles?“

Das Mädchen unterbrach ihre Beschäftigung und starrte mich mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Als ob Sie nicht hübsch genug wären, um darauf verzichten zu können“, stotterte ich.

„Mein lieber - Junge! Das muß man doch tun. Alle Mädchen machen es. Glauben Sie, ich will aussehen, wie eine kleine Vogelscheuche aus der Provinz?“ Sie warf einen letzten Blick in den Spiegel, lächelte zufrieden und verwahrte ihn mit dem Necessaire in ihrer Reisetasche. „So ist es besser. Ich gebe zu, es ist nicht leicht, den Schein zu wahren, aber ein Mädchen, das auf sich hält, darf keine Müdigkeit vorschützen.“

Auf diesen im wesentlichen moralisch gemeinten Gedankengang fehlte mir die Antwort. Es kommt auf den Standpunkt an.

Ich rief zwei Träger herbei, und wir stiegen aus. Meine Gefährtin reichte mir die Hand.

„Auf Wiedersehen, und ich will in Zukunft meine Zunge besser im Zaum halten.“

„Oh, aber Sie erlauben doch, daß ich auf dem Schiff nach Ihnen sehe?“

„Vielleicht bin ich nicht auf dem Schiff. Ich muß jetzt Umschau haken, ob meine Schwester nicht trotzdem irgendwie mitgekommen ist. Aber nichtsdestoweniger vielen Dank.“

„Wir werden uns doch hoffentlich wiedersehen? Ich -“ Ich zögerte. „Ich möchte Ihre Schwester kennenlernen.“

Wir lachten beide.

„Das ist wirklich sehr nett von Ihnen. Ich will es ihr bestellen. Aber ich denke nicht, daß wir einander wieder begegnen werden. Sie waren unterwegs nett zu mir, obwohl ich Ihnen keck entgegenkam. Aber was Ihr Gesicht zuerst ausdrückte, ist wahr. Ich bin nicht Ihresgleichen. Und das bringt Kummer - das weiß ich nur zu genau . . .“

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich. Im Augenblick war all die leichtfertige Heiterkeit erloschen. Sie blickte böse - rachsüchtig ...

„Und nun leben Sie wohl“, schloß sie leichten Tones..

„Wollen Sie mir nicht wenigstens Ihren Namen nennen?“ rief ich, als sie sich abwandte.

Sie blickte über die Schulter zurück. In jeder Wange kam ein Grübchen zum Vorschein. Sie glich einem entzückenden Bildnis von Grenze.

„Cinderella“, sagte sie lachend.

Aber in meinen kühnsten Träumen ahnte ich nicht, wann und wie ich Cinderella wiedersehen sollte.

## 2

Am nächsten Morgen erschien ich fünf Minuten vor neun Uhr zum Frühstück in unserem gemeinsamen Wohnzimmer. Mein Freund, Hercule Poirot, öffnete soeben, wie stets zu dieser Stunde, sein zweites Frühstücksei.

Er lachte mir zu, als ich eintrat.

„Hast du gut geschlafen? Hast du dich von der schrecklichen Überfahrt schon

erholt ?

Es wundert mich, daß du auch heute pünktlich bist. Pardon, aber deine Schleife ist schlecht gebunden. Erlaube, daß ich sie in Ordnung bringe."

Ich habe Hercule Poirot schon an anderer Stelle beschrieben. Ein ganz außergewöhnlich kleiner Mann! Fünfeinhalb Fuß hoch, den eiförmigen Kopf ein wenig zur Seite geneigt, mit Augen, die in der Erregung grünlich schillerten, einem martialisch steifgedrehten Schnurrbart und mit unendlich würdevollem Aussehen! Seine äußere Erscheinung war peinlich, beinahe übertrieben elegant. Überhaupt war bei ihm jede Form von Ordnungsliebe zur Leidenschaft gesteigert. Sah er irgendwo etwas, was schief stand, lag irgendwo ein Körnchen Staub, gab es irgendwo die geringste Unordnung, so litt der kleine Mann Folterqualen, bis er sein Herz durch Abschaffung des Übels erleichtert hatte. „Ordnung" und „Methode" hießen seine Götter. Er verachtete gewissermaßen greifbare Beweise wie Fußstapfen und Zigarettenasche und behauptete, daß sie allein noch niemals einem Detektiv die Lösung seiner Auf gäbe ermöglicht hätten. Darauf schlug er sich mit lächerlichem Behagen auf den eiförmigen Kopf und bemerkte selbstgefällig: „Die wahre Arbeit muß von ihnen heraus getan werden. Die kleinen grauen Zellen - gedenke nur immer der kleinen grauen Zellen, mein Freund."

Ich nahm Platz und bemerkte lässig, als Antwort auf Poirots Begrüßung, daß eine Stunde Überfahrt von Calais nach Dover wohl kaum das Beiwort „schrecklich" verdiene.

Poirot schwenkte seinen Eierlöffel als nachdrückliche Widerlegung meiner Bemerkung.

„Wenn jemand eine Stunde lang die fürchterlichsten Gemütsbewegungen und -empfindungen erleidet, dann hat er viele Stunden gelebt! Sagt nicht einer eurer englischen Dichter, daß die Zeit nicht nach Stunden, sondern nach Herzschlägen bemessen werden sollte?"

„Ich bilde mir ein, daß Browning dabei aber etwas viel Romantischeres vorschwebte als Seekrankheit."

„Weil er ein Engländer, ein Inselbewohner war, dem der Ärmelkanal nichts bedeutete. Oh, ihr Engländer! Aber wir anderen! Stelle dir vor, eine Dame meiner Bekanntschaft floh zu Beginn des Krieges bis Ostende. Dort erlitt sie einen furchtbaren Nervenzusammenbruch. Weitere Fluchtmöglichkeiten gab es nicht, außer über das Wasser. Aber sie hatte Abscheu vor dem Meere! Was war da zu tun? Täglich rückte der Feind näher. Versetze dich in ihre Lage!"

„Und was tat sie?" fragte ich neugierig.

„Glücklicherweise war ihr Gatte ein praktischer Mensch. Er war auch sehr ruhig. Nervenkrisen rührten ihn nicht. Er hat sie ganz einfach mitgeschleppt. Natürlich war sie völlig niedergebrosen, als sie in England ankam, aber sie atmete noch."

Poirot schüttelte ernst den Kopf. Ich legte mein Gesicht in angemessene Falten.

Plötzlich erstarrte er. Mit dramatischer Geste wies er auf den Toastständer.

„Aber das ist ja unerhört!" schrie er.

„Was gibt es?"

„Fällt dir dieses Stück Toast nicht auf?" Er riß das ihn beleidigende Stück aus dem Ständer und reichte es mir zur Begutachtung.

„Ist es viereckig? Nein. Ist es dreieckig? Auch nicht. Ist es vielleicht rund? Noch weniger. Hat es irgendeine dem Auge gefällige Form? Hat es überhaupt eine symmetrische Form? Nein.“

„Es wurde von einem Laib Landbrot heruntergeschnitten“, erklärte ich besänftigend.

Poirot warf mir einen vernichtenden Blick zu.

„Wie klug doch mein Freund Hastings ist!“ rief er spöttisch. „Verstehst du nicht, daß ich mir solch ein Brot verbeten habe - so ein formloses Zufallsbrot, das kein Bäcker zu backen wagen sollte!“

Ich versuchte seine Gedanken abzulenken.

„Interessantes mit der Post gekommen?“

Poirot verneinte mit unzufriedener Miene.

„Ich sah meine Briefe noch nicht durch, aber heutzutage kommt nichts Interessantes mehr. Es gibt keine großen Verbrecher, keine Verbrecher mit Methode. Die Fälle, bei denen ich mich in der letzten Zeit betätigte, waren über alle Maßen banal. Wirklich, ich war gezwungen, verlorengegangene Schoßhunde eleganter Damen wiederzufinden. Der letzte halbwegs interessante Fall war jene verwickelte Affäre mit dem Yardly-Diamanten, und das ist - wie viele Monate mag das zurückliegen, lieber Freund?“

Verzweifelt schüttelte er den Kopf, und ich lachte laut auf.

„Kopf hoch, Poirot, das Glück ist wandelbar. Öffne deine Briefe. Wer kann wissen, ob nicht vielleicht eben jetzt ein bedeutender Fall am Horizont erscheint.“

Lächelnd ergriff Poirot das hübsche, kleine Papiermesser, mit dem er seine Briefe zu öffnen pflegte, und durchschnitt den oberen Rand mehrerer Briefumschläge, die neben seinem Teller lagen.

„Eine Rechnung. Aha! Hier ist eine Nachricht von Japp.“

„Ja?“ Ich spitzte die Ohren. Der Polizeiinspektor von Scotland Yard hatte uns schon oft interessante Fälle zugetragen.

„Er dankt mir nur auf seine Art für den kleinen Fingerzeig, den ich ihm in der Angelegenheit Aberystwyth gab, und der ihn auf die richtige Spur wies. Ich bin heilfroh, daß ich ihm diesen Dienst erweisen konnte.“

„Wie dankt er dir?“ fragte ich neugierig, denn ich kannte Japp. „Er ist so gütig, mir zu sagen, daß ich für mein Alter erstaunlich tüchtig und daß es ihm ein Vergnügen sei, mir Gelegenheit zur Betätigung bieten zu können.“

Das war so typisch für Japp, daß ich ein Kichern nicht unterdrücken konnte. Gelassen las Poirot seine Briefe weiter.

„Eine Anregung zu einer Vorlesung, die ich unseren jungen Berufskollegen halten soll. Die Gräfin von Fanfanock bittet um meinen Besuch, zweifellos wieder ein Schoßhund! Und nun der letzte. Ah!“

Schnell blickte ich auf, da mir der veränderte Tonfall auffiel. Poirot las aufmerksam. Dann reichte er mir das Blatt. „Das ist einmal etwas anderes, mein Freund. Lies selbst.“ Der Brief war mit kühner, charakteristischer Schrift auf fremdländischem Briefpapier geschrieben:

„Villa Genevieve,  
Merlinville-sur-mer,  
Frankreich.

Werter Herr!

Ich bin genötigt, die Dienste eines Detektivs in Anspruch zu nehmen und möchte aus Gründen, die ich Ihnen später erklären werde, mich nicht an die offizielle Polizei wenden. Ich hörte von verschiedenen Seiten von Ihnen, und alle Berichte stimmen darin überein, daß Sie nicht nur ein Mann von ausgesprochener Begabung, sondern auch diskret und verschwiegen sind. Ich möchte der Post keine Einzelheiten anvertrauen, aber ich bin in einer Lage, die mich täglich um mein Leben zittern läßt. Ich bin davon überzeugt, daß mir unmittelbar Gefahr droht, und bitte Sie daher, keine Zeit zu verlieren und sofort nach Frankreich herüberzukommen. Wenn Sie mir die Stunde Ihrer Ankunft drahten, schicke ich Ihnen einen Wagen nach Calais. Ich wäre sehr dankbar, wenn Sie alles aufgäben, was Sie zur Zeit beschäftigt, und sich nur meinen Interessen widmen wollten. Ich will für jeden Ihnen daraus erwachsenden Schaden die Verantwortung tragen. Wahrscheinlich werde ich Ihre Dienste beträchtlich lange in Anspruch nehmen, und es kann sich für Sie die Notwendigkeit ergeben, nach Santiago fahren zu müssen, wo ich viele Jahre meines Lebens verbracht habe.

Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie mir Ihre Bedingungen mitteilen wollten.

Indem ich Ihnen nochmals versichere, daß die Angelegenheit von größter Dringlichkeit ist,

bin ich Ihr ergebener  
P. T. Renauld."

Unterhalb der Unterschrift befand sich noch eine hastig hingeworfene, beinahe unleserliche Zeile:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, kommen Sie!"

Ich gab Poirot den Brief zurück, und meine Pulse schlugen schneller.

„Endlich", sagte ich, „da ist etwas ganz Außergewöhnliches."

»Ja, wirklich", sagte Poirot nachdenklich.

„Du fährst doch", fuhr ich fort.

Poirot nickte. Er war in tiefes Nachdenken versunken. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und blickte nach der Uhr. Sein Gesicht war ernst geworden.

„Lieber Freund, da ist keine Zeit zu verlieren. Der Continental-Express geht um elf Uhr von Victoria Station ab. Rege dich nicht auf. Wir haben reichlich Zeit. Wir können uns zehn Minuten gönnen, um es durchzusprechen. Du begleitest mich doch, nicht wahr?"

„Ja, aber -"

„Du sagtest mir doch selbst, daß dein Chef dich in den nächsten Wochen nicht benötigen werde."

„Ja, das ist richtig. Aber Monsieur Renauld deutet doch ausdrücklich an, daß seine Angelegenheit streng privat sei."

„Ta - ta - ta. Überlasse das mir. Übrigens glaube ich den Namen zu kennen."

„Es gibt einen bekannten südamerikanischen Multimillionär Renauld. Ich weiß nicht, ob es derselbe ist."

„Aber zweifellos. Das erklärt die Erwähnung von Santiago. Santiago liegt in Chile und Chile in Südamerika! Ah, es geht ja herrlich vorwärts!"

„Herrgott, Poirot", sagte ich in steigender Erregung, „ich ahne - Reichtum. Wenn wir Erfolg haben, machen wir unser Glück!"

„Sei nicht zu zuversichtlich, lieber Freund. Ein reicher Mann trennt sich nicht so leicht von seinem Geld. Ich sah einmal, wie ein bekannter Millionär einen vollbesetzten Tramwagen räumen ließ, eines halben Pennys wegen, der zu Boden gefallen war."

Ich gab zu, davon gehört zu haben.

„Jedenfalls", fuhr Poirot fort, „lockt mich nicht das Geld. Gewiß ist es angenehm, bei unseren Forschungen in jeder Hinsicht Vollmacht zu haben; man ist wenigstens sicher, die Zeit nicht umsonst zu vergeuden, aber das Problem selbst erweckt mein Interesse. Hast du das Postskriptum bemerkt? Was fiel dir daran auf?"

Ich überlegte.

„Deutlich erkennbar hatte er sich fest in der Hand, während er den Brief schrieb, aber am Schluß verlor er die Selbstbeherrschung und kritzelte, einer plötzlichen Eingebung folgend, diese verzweifelten Worte."

Aber energisch schüttelte mein Freund den Kopf.

„Du irrst. Siehst du nicht, daß die Tinte der Unterschrift fast schwarz, das Postskriptum aber ganz blaß ist?"

„Na, und?" fragte ich erstaunt.

„Aber mein lieber Freund, strenge deine kleinen grauen Zellen doch ein wenig an! Ist es nicht klar? Monsieur Renauld schrieb seinen Brief. Ohne ihn zu löschen, las er ihn noch einmal aufmerksam durch. Dann, mit Bedacht, nicht impulsiv, fügte er jene letzten Worte hinzu und trocknete dann das Blatt."

„Aber weshalb?"

„Parbleu! Damit es auf mich den Eindruck mache, den es auf dich gemacht hat."

„Welchen?"

„Aber, aber - damit ich um so sicherer komme. Er überlas den Brief und war unzufrieden. Er war nicht-dringlich genug!"

Er hielt inne, in seinen Augen glomm der grüne Funke auf, der immer innere Erregung verriet, und leise fügte er hinzu: „Und so, mon ami, da das Postskriptum nicht im Impuls, sondern nüchtern und kaltblütig hinzugefügt wurde, scheint die Dringlichkeit sehr groß zu sein, und wir müssen so schnell wie möglich seinem Rufe Folge leisten."

„Merlinville", sagte ich gedankenvoll vor mich hin. „Ich glaube, ich kenne diesen Namen."

Poirot nickte.

„Es ist ein ganz kleiner, aber eleganter Ort! Liegt auf dem Wege zwischen Boulogne und Calais. Kommt jetzt rasch in Mode. Reiche, ruhebedürftige Engländer bringen ihn in die Höhe. Ich vermute. Renauld hat ein Haus in England?"

„Ja, in Rutland Gate, soweit ich mich entsinne. Er hat auch irgendwo in Hertfordshire einen großen Besitz, aber ich weiß wirklich wenig über ihn selbst, er lebt nicht sehr gesellig. Ich glaube, daß er in der City umfangreiche Geschäfte mit

Südamerika abwickelt und den größten Teil seines Lebens draußen in Chile und Argentinien verbracht hat."

„Nun, alles Nähere werden wir ja von dem Manne selbst erfahren. Also packen! Eine kleine Reisetasche für jeden von uns, und dann ein Taxi nach Victoria Station."

„Und die Gräfin?" fragte ich lachend.

„Ach, kümmert mich nicht. Ihr Fall ist sicher belanglos."

„Wieso kannst du das behaupten?"

„Weil sie sonst, statt zu schreiben, selbst gekommen wäre. Eine Frau kann nicht warten - vergiß das nie, Hastings."

Um elf Uhr verließen wir Victoria Station in der Richtung nach Dover. Ehe wir abreisten, hatte Poirot ein Telegramm an Mr. Renault abgeschickt, das ihm die Zeit unserer Ankunft in Calais meldete.

„Ich wundere mich, Poirot, daß du nicht einige Mittel gegen Seekrankheit mitgenommen hast", bemerkte ich boshaft.

Mein Freund prüfte ängstlich das Wetter und blickte mich vorwurfsvoll an.

„Hast du die ausgezeichnete Methode Laverguiers vergessen? Ich befolge immer seine Verordnungen. Man wiegt sich hin und her, wendet den Kopf von links 'nach rechts, atmet ein und aus und zählt nach jedem Atemzug, bis sechs."

„Hm", wandte ich ein. „Ich fürchte, du wirst des Wiegens und Zählens reichlich müde werden, bis du nach Santiago oder Buenos Aires kommst, oder wo immer dein Bestimmungsort liegen mag."

„Blöde Idee! Du glaubst doch nicht, daß ich nach Santiago fahren werde?"

„Renault deutet es in seinem Briefe an."

„Er kannte Hercule Poirots Arbeitsweise nicht. Ich laufe nicht hin und her<sup>^</sup> mache keine Reisen und rege mich nicht unnötig auf. Ich arbeite von innen heraus - von hier", und er klopfte sich vielsagend an die Stirn. Wie gewöhnlich forderte diese Bemerkung meinen Widerspruch heraus.

„Das ist alles sehr schön, Poirot, aber ich glaube, du verfallst in die Gewohnheit, gewisse Dinge zu sehr zu unterschätzen. Ein Fingerabdruck trug schon oft zur Verhaftung und Überführung eines Mörders bei."

„Und brachte zweifellos mehr als einen Unschuldigen an den Galgen", bemerkte Poirot trocken.

„Aber das Studium der Fingerabdrücke und Fußspuren, von Zigarettetasche und anderem Zeug und all jene anderen Anhaltspunkte, die zur genauen Beobachtung aller Einzelheiten gehören, sind sicher von großer Bedeutung "

„Aber gewiß. Ich habe nie das Gegenteil behauptet. Der geübte Beobachter, der Sachverständige, ist zweifellos sehr brauchbar. Aber die anderen, die ‚Hercule Poirots', stehen höher. Ihnen bringen die Sachverständigen die Tatsachen, ihre Aufgabe ist es, das System des Verbrechers, die logische Schlußfolgerung, die richtige Folge und Ordnung der Tatsachen und vor allem die wahre Psychologie des Falles zu erkennen. Du warst doch sicher auch bei Fuchsjagden, nicht?"

„Ja, ab und zu", sagte ich etwas verblüfft über diesen plötzlichen Gesprächswechsel. „Warum?"

„Gut, um den Fuchs zu jagen, sind Hunde nötig, nicht wahr?“ „Rüden“, verbesserte ich freundlich. „Ja, natürlich.“ „Ja, aber du steigst doch nicht vom Pferd, um mitzulaufen, den Boden mit der Nase zu beschnüffeln und laut Wau-wau zu rufen?“

Gegen meinen Willen mußte ich nun lachen. Poirot nickte zufrieden.

„So. Du überläßt also die Arbeit den Hun . . ., den Rüden. Aber von mir, Hercule Poirot, verlangst du, daß ich mich lächerlich mache, daß ich mich womöglich in nasses Gras legen soll, um fragwürdige Fußspuren zu prüfen, daß ich die Asche von Zigaretten zusammenscharre, wo ich die eine von der anderen nicht unterscheiden kann. Denk an das Geheimnis des Plymouth Express. Der gute Japp fuhr die Strecke ab, um sie genau zu überprüfen. Als er heimkehrte, konnte ich, der ich in meiner Wohnung verblieben war, ihm genau voraussagen, was er gefunden hatte.“ „So bist du der Ansicht, daß Japp seine Zeit vergeudet?“

„Durchaus nicht, da ja seine Beweise meine Ansicht bestätigen. Aber für mich wäre es Zeitverschwendung gewesen, wenn ich gefahren wäre. So verhält es sich auch mit den sogenannten ‚Sachverständigen‘. Erinnerung dich an die Schriftprobe im Fall Cavendish. Die Fragestellung des Staatsanwaltes hatte ein Sachverständigenurteil auf Schriftengleichheit zur Folge, der Verteidiger bringt sie zur entgegengesetzten Ansicht. Die Ausdrucksweise ist sehr gewandt. Und das Ergebnis? Nichts, was uns nicht von Anfang an schon bekannt gewesen wäre. Die Schrift habe große Ähnlichkeit mit John Cavendishs Schrift. Und der grübelnde Verstand wird vor die Frage gestellt, ‚weshalb?‘. Weil es wirklich seine Schrift ist, oder weil jemand ein Interesse daran hatte, uns glauben zu machen, daß es seine Handschrift sei? Ich beantwortete die Frage, mon ami, und ich beantwortete sie richtig.“

Und Poirot, der mich /war nicht überzeugt, aber zum Schweigen gebracht hatte, leimte sich befriedigt zurück.

Auf dem Schiff wußte ich mir eine bessere Beschäftigung, als die Einsamkeit meines Freundes zu stören. Das Wetter war prachtvoll und das Meer so glatt wie ein Mühlteich; so war ich durchaus nicht erstaunt, daß sich Laverguiers Methode wieder einmal glänzend bewährt hatte, was mir Poirot lächelnd bei der Landung in Calais versicherte. Dörr harnete unser eine Enttäuschung; kein Wagen war für uns da, aber Poirot führte das darauf zurück, daß sein Telegramm verspätet eingetroffen sei.

„Da wir Vollmacht haben, werden wir uns einen Wagen mieten“, sagte er heiter. Und wenige Minuten später konnte man uns in dem wackeligsten aller Automobile, das je auf der Straße nach Merlinville gefahren war, dahinrattern sehen.

Ich war in bester Laune.

„Wundervolle Luft!“ rief ich aus. „Das wird eine köstliche Fahrt!“

„Für dich schon, aber nicht für mich, denn mich erwartet Arbeit am Ende dieser Reise.“

„Bah!“ meinte ich fröhlich. „Du wirst alles aufdecken, Renauds Lebensgefahr beseitigen, die angeblichen Mörder in Grund und Boden rennen, und alles endet mit einem Lorbeerkrantz für dich.“

„Du bist sehr optimistisch, lieber Freund!“

„Ja, ich glaube fest an den Erfolg. Bist du nicht Hercule Poirot?“

Mein kleiner Freund jedoch wollte nicht anbeißen. Er betrachtete mich ernst.

„Du bist in seltsamer Stimmung, Hastings. Das bedeutet Unglück.“

„Unsinn. Jedenfalls teilst du meine Gefühle ja doch glicht.“

„Nein, aber ich habe Furcht.“

„Furcht? Wovor?“

„Das weiß ich nicht, aber ich habe eine Ahnung - ein ...

ich weiß wirklich nicht ...“

Er sprach so ernsthaft, daß es unwillkürlich Eindruck auf mich machte.

„Ich habe ein Gefühl“, sagte er langsam, „als ob dies ein großer Fall würde - ein langes, mühevolleres Problem, das nicht leicht zu lösen sein dürfte.“

Ich hätte gern weiter gefragt, aber wir fuhren eben ins Städtchen Merlinville ein und verlangsamten das Tempo, um den Weg nach der Villa Genevieve zu erfragen.

„Geradeaus, Monsieur. Die Villa Genevieve liegt ungefähr eine halbe Meile hinter der Stadt. Sie können sie nicht verfehlen. Eine große Villa am Meer!“

Wir dankten dem Auskunftgeber und ließen bald die Stadt hinter uns. An einer Straßenkreuzung mußten wir halten. Ein Bauer humpelte mühsam des Weges, und wir warteten auf ihn, um uns aufs neue nach dem Wege zu erkundigen. Rechts neben der Straße stand ein kleines Häuschen, aber es war gar zu unansehnlich, um jene Villa zu sein, die wir suchten.

Während wir warteten, öffnete sich die Tür, und ein Mädchen kam heraus.

Der Bauer war jetzt neben uns, und der Wagenlenker beugte sich hinaus, um Auskunft zu erbitten.

„Die Villa Genevieve? Nur wenige Schritte weiter auf der rechten Seite, Monsieur. Wenn die Kurve nicht wäre, könnte man sie sehen.“

Der Chauffeur dankte und fuhr weiter. Meine Augen hingen wie gebannt an dem jungen Mädchen, das noch immer dastand, die Hand auf der Klinke, und uns beobachtete. Ich bin ein Schönheitsanbeter, und hier war eine Schönheit, an der wohl niemand vorübergehen konnte, ohne sie zu beachten. Sie war sehr hoch gewachsen, ihr Ebenmaß war das einer jungen Göttin, und ihr unbedecktes, goldglänzendes Haupt leuchtete im Sonnenlicht. Eines der schönsten Mädchen, das mir je begegnet war! Als wir die holprige Straße hinaufschwanken, wandte ich den Kopf, um sie noch einmal zu betrachten.

„Beim Zeus, Poirot“, rief ich aus, „hast du die junge Göttin gesehen?“

Poirot zog die Brauen hoch.

„Das fängt gut an!“ murmelte er. „Schon hat er eine Göttin gesehen!“

„Aber zum Kuckuck, war es vielleicht keine?“

„Möglich, doch mir fiel dies nicht besonders auf . . .“

„Aber du bemerktest sie doch?“

„Mon ami, nur selten sehen zwei Menschen ganz das gleiche. Du, zum Beispiel, sahst eine Göttin. Ich - Er zögerte.“

„Ja?“

„Ich sah nur ein Mädchen mit angstvollen Augen“, sagte er ernst.

Aber in diesem Augenblick hielten wir an einem großen grünen Gittertor, und gleichzeitig entfuhr uns ein Ruf des Staunens. Vor uns stand ein gewichtiger Gendarm. Er hob die Hand, um uns den Weg zu versperren.

„Sie können nicht weiter, Messieurs." - „Wir wollen zu Monsieur Renauld", rief ich. „Wir werden erwartet. Dies ist doch seine Villa, nicht?"

„Ja, Monsieur, aber -"

Poirot beugte sich vor.

„Was aber?"

„Monsieur Renauld ist heute früh ermordet worden."

3

Im selben Augenblick war Poirot aus dem Wagen gesprungen, seine Augen blitzten vor Erregung. Er faßte den Mann an der Schulter.

„Was sagen Sie da? Ermordet? Wann? Und wie?"

Der Gendarm reckte sich auf.

„Ich kann keine Fragen beantworten, Monsieur."

„Gut. Ich verstehe." Poirot überlegte einen Augenblick.

„Der Polizeikommissar ist doch wohl im Hause?"

„Ja, Monsieur."

Poirot nahm eine Visitenkarte und kritzelte einige Worte darauf.

„Voilà! Wollen Sie die Güte haben, diese Karte sogleich dem Kommissar hineinzuschicken?"

Der Mann nahm sie, wandte den Kopf und pfiiff. Wenige Sekunden später erschien einer seiner Kameraden, dem er Poirots Karte übergab. Nach kurzer Wartezeit sahen wir einen kleinen, beleibten Herrn mit mächtigem Schnurrbart auf das Gittertor zuhasten. Der Gendarm salutierte und trat zur Seite.

„Mein lieber Poirot", begrüßte ihn der Kommissar. »Ich freue mich unendlich, Sie zu sehen. Sie kommen wie gerufen."

Poirots Gesicht heiterte sich auf.

„Monsieur Bex! Welche Freude!"

Er wies auf mich. „Dies ist einer meiner englischen Freunde, Captain Hastings - Monsieur Lucien Bex."

„Seit Ostende habe ich Sie nicht gesehen, alter Freund. Ich hörte, Sie hätten den Dienst verlassen?"

„Das stimmt. Ich habe mich in London selbständig gemacht."

„Und Sie behaupten, Sie könnten uns nützliche Aufklärungen geben . . .?"

„Vielleicht wissen Sie schon davon. Ist Ihnen bekannt, daß ich hergerufen wurde?" „Nein, von wem?"

„Von dem - Verstorbenen. Es scheint, er hat gewußt, daß sein Leben bedroht sei. Unglücklicherweise rief er mich zu spät."

„Donnerwetter!" fauchte der Franzose. „So sah er seine Ermordung voraus? Das stößt alle unsere Vermutungen über den Haufen. Aber treten Sie ein."

Er öffnete das Tor, und wir schritten auf das Haus zu. M. Bex sprach weiter: „Der Untersuchungsrichter, Monsieur Hautet, muß das sofort erfahren. Er beendete eben die Untersuchung des Tatortes und ist im Begriff, die Verhöre zu beginnen. Ein

reizender Mensch. Er wird Ihnen gefallen. Und so sympathisch! Ein wenig eigenartig, aber ein ausgezeichneter Richter." „Wann wurde das Verbrechen verübt?"

„Der Leichnam wurde heute morgen gegen neun Uhr gefunden. Aus den Angaben Madame Renaulds und des Arztes geht hervor, daß der Tod ungefähr um drei Uhr früh eingetreten sein dürfte. Aber bitte, treten Sie ein."

Wir hatten die Stufen erreicht, die zum Haupteingang der Villa emporführten. In der Halle saß noch ein Gendarm. Er erhob sich, als er den Kommissar sah. „Wo ist Monsieur Hautet?" fragte Bex. „Im Salon, Monsieur."

M. Bex öffnete links in der Halle eine Tür, und wir traten ein. M. Hautet und sein Schreiber saßen an einem großen runden Tisch. Als wir kamen, blickten sie auf. Der Kommissar stellte uns vor und erklärte unsere Anwesenheit.

M. Hautet, der Untersuchungsrichter, war ein großer, hagerer Mann mit dunklen, stechenden Augen und einem korrekt gestutzten grauen Bart, den er während des Sprechens zu streichen pflegte. Neben dem Kamin stand ein älterer Herr mit leicht abfallenden Schultern, der uns als Dr. Durand vorgestellt wurde.

„Höchst sonderbar", bemerkte M. Hautet, als der Kommissar seinen Bericht beendet hatte. „Haben Sie den Brief bei sich, Monsieur?"

Poirot reichte ihn dem Richter, der ihn durchlas. „Hm! Er spricht von einer ihm drohenden Gefahr. Wie schade, daß er sich nicht deutlicher ausdrückte. Wir sind Ihnen sehr verpflichtet, Monsieur Poirot. Ich hoffe, Sie erweisen uns die Ehre, uns bei unseren Nachforschungen zu unterstützen. Oder müssen Sie nach London zurück?"

„Herr Richter, ich bleibe hier. Wenn ich schon nicht rechtzeitig da sein konnte, um den Tod meines Klienten zu verhindern, so ist es mir Ehrensache, den Mörder ausfindig zu machen."

Der Richter verbeugte sich.

„Ihr Standpunkt macht Ihnen Ehre. Madame Renauld wird ohne Zweifel Ihre Hilfe in Anspruch nehmen wollen. Wir erwarten übrigens Monsieur Giraud von der Sûreté in Paris, und ich bin überzeugt, daß Sie einander bei den Nachforschungen gute Dienste leisten werden. Ich hoffe, Sie schenken mir indessen bei den Vernehmungen die Ehre Ihrer Anwesenheit, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß jede Hilfe, die Sie benötigen, zu Ihrer Verfügung steht."

„Ich danke Ihnen, Monsieur. Sie verstehen aber wohl, daß ich vorläufig im dunklen tappe. Ich weiß gar nicht, was vorgefallen ist."

M. Hautet nickte dem Kommissar zu, und dieser begann zu erzählen: „Als die alte Dienerin Françoise heute morgen an ihre Arbeit gehen wollte, fand sie den Haupteingang der Villa halb offen. Sie erschrak, da sie an Einbrecher dachte, und trat in das Speisezimmer. Als sie aber sah, daß das Silber unversehrt war, dachte sie nicht mehr daran, sondern mutmaßte, daß Monsieur Renauld zeitig aufgestanden sei, um einen kleinen Spaziergang zu machen."

„Pardon, daß ich unterbreche, Monsieur, war das seine ständige Gewohnheit?"

„Nein, das war es nicht, aber die alte Françoise hat von den Engländern im allgemeinen die Meinung, daß sie toll seien und daß man ihnen jederzeit die unberechenbarsten Dinge zutrauen dürfe. Als Leonie, ein jüngeres Dienstmädchen, wie gewöhnlich ihre Herrin wecken wollte, fand sie diese zu ihrem Entsetzen

geknebelt und gebunden in ihrem Bett, und fast gleichzeitig kam die Nachricht, daß Monsieur Renauld tot aufgefunden worden sei."

„Wo?"

„Das ist eine der sonderbarsten Einzelheiten dieses Falles. Monsieur Poirot, die Leiche lag mit dem Gesicht nach unten - in einem offenen Grabe."

„Was?"

„Ja, es war eine frischgeschaufelte Grube - nur wenige Meter außerhalb des Grundstückes."

„Und wie lange dürfte er schon tot gewesen sein?"

Dies beantwortete Dr. Durand: „Ich untersuchte den Leichnam heute um zehn Uhr morgens. Der Tod muß wenigstens sieben, möglicherweise sogar zehn Stunden vorher erfolgt sein."

„Hm! Also vermutlich zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens?"

„Richtig, und nach Madame Renaulds Aussage dürfte die Tat sich erst nach zwei Uhr früh ereignet haben, was die Zeitgrenze noch enger zieht. Der Tod muß sofort erfolgt sein und selbstverständlich nicht durch eigene Hand."

Poirot nickte, und der Kommissar fuhr fort: „Die entsetzte Dienerschaft befreite Madame Renauld eiligst von ihren Fesseln. Sie war in fürchterlicher Verfassung und beinahe bewußtlos vor Schmerzen, die durch die Fesseln verursacht worden waren. Angeblich hatten zwei maskierte Männer das Schlafzimmer betreten, sie gebunden und geknebelt und ihren Mann gewaltsam davon geschleppt. Dies erfuhren wir aus zweiter Hand, durch die Dienerschaft. Als Mme. Renauld vom Tode ihres Gatten hörte, brach sie völlig zusammen. Dr. Durand verschrieb ihr gleich nach seinem Eintreffen ein beruhigendes Schlafmittel, und so war es uns bis jetzt nicht möglich, sie zu vernehmen. Aber sie dürfte ruhiger erwachen und dann den Anstrengungen eines Verhörs gewachsen sein."

Der Kommissar hielt inne.

„Und die Hausgenossen, Monsieur?"

»Da ist die alte Franchise, die Haushälterin, die schon elf Jahre bei den früheren Besitzern der Villa Genevieve bedienstet war. Dann noch zwei junge Mädchen, Schwestern, Denise und Leonie Oulard. Sie stammen aus Merlinville, von hochachtbaren Eltern. Ferner der Chauffeur, den Monsieur Renauld aus England mitbrachte, der aber beurlaubt und verreist ist. Endlich noch Madame Renauld und ihr Sohn, Monsieur Jack Renauld. Aber auch er ist zur Zeit abwesend."

Poirot nickte. Monsieur Hautet rief: „Marchaud!"

Der Gendarm trat ein.

„Holen Sie Franchise."

Der Mann salutierte und verschwand. Kurz darauf kehrte er mit der erschreckten Françoise wieder.

„Sie heißen Françoise Arrielet?"

„Ja, Monsieur."

„Dienen Sie schon lange in der Villa Genevieve?"

„Erst elf Jahre bei Madame la Vicomtesse. Dann, als sie in diesem Frühling die Villa verkaufte, willigte ich ein, bei dem englischen ‚Milor‘ zu bleiben. Nie hätte ich mir vorgestellt -"

„Das wissen wir. Nun, Françoise, kommen wir zum Haupteingang; wer hatte ihn abends zu schließen?“

„Ich, Monsieur. Das war immer mein Amt.“

„Und gestern abend?“

„Schloß ich wie gewöhnlich ab.“

„Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Ich schwöre es bei allen Heiligen, Monsieur.“

„Wie spät mag es gewesen sein?“

„So spät wie immer, halb elf, Monsieur.“

„Und die übrigen Hausbewohner? Waren sie alle zu Bett gegangen?“

„Madame hatte sich kurz vorher zurückgezogen. Denise und Leonie gingen mit mir hinauf. Monsieur war noch in seinem Arbeitszimmer.“

„Also, wenn späterhin jemand die Tür öffnete, konnte es nur Monsieur Renauld selbst gewesen sein?“

Franchise zuckte ihre breiten Schultern.

„Wozu sollte er dies getan haben? Wo jeden Augenblick Räuber und Mörder vorbeikamen! Ein schöner Einfall! Monsieur war kein Dummkopf. Es sei denn, er habe die Dame hinauslassen wollen -“

Der Richter unterbrach sie scharf:

„Die Dame? Welche Dame meinen Sie?“

„Nun, die Dame, die ihn besucht hatte.“

„Hatte er gestern abend Damenbesuch?“

„Aber ja, Monsieur - und an vielen anderen Abenden doch auch.“

„Wer war sie? Kennen Sie sie?“

Das Antlitz der Frau nahm einen schlauen Ausdruck an.

„Woher sollte ich wissen, wer sie war?“ brummte sie. „Ich ließ sie gestern abend nicht herein.“

„Oh!“ brüllte der Untersuchungsrichter. und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Sie wollen sich wohl einen Scherz mit der Polizei erlauben! Ich verlange, daß Sie mir sofort den Namen der Dame nennen, die immer am Abend zu Monsieur Renauld kam.“

„Die Polizei - die Polizei“, brummte Franchise. „Ich hätte nie gedacht, daß ich es mal mit der Polizei zu tun bekommen könnte. Aber ich weiß genau, wer sie war! Madame Daubreuil.“

Dem Kommissar entfuhr ein Laut des Staunens und er leugte sich ungläubig vor.

„Madame Daubreuil - aus der Villa Marguerite, unten an der Straße?“

„So ist es, Monsieur. Oh, die hat es hinter den Ohren!“ Und die alte Frau warf entrüstet den Kopf zurück. „Madame Daubreuil“, flüsterte der Kommissar. „Unmöglich.“ „Da haben wir's!“ brummte Françoise. „Das hat man davon, wenn man die Wahrheit sagt.“

„Durchaus nicht“, beschwichtigte der Untersuchungsrichter. „Wir sind nur erstaunt, das ist alles. Dann waren Madame Daubreuil und Monsieur Renauld -“ taktvoll hielt er inne. „Wie? Das war es doch ohne Zweifel?“

„Woher sollte ich das wissen? Aber was wollen Sie, Monsieur? Er war ‚Milor‘ anglais, - très riche - und Madame Daubreuil ist arm - und très chic - obwohl sie mit ihrer Tochter so zurückgezogen lebt. Kein Zweifel, sie hat eine Vergangenheit!“

Sie ist nicht mehr jung, aber ... Ich sage Ihnen, ich sah oft, wie die Männer ihr nachblickten, wenn sie die Straße herunterkam. Außerdem gab sie jetzt viel mehr Geld aus - das weiß die ganze Stadt. Ihre kleinen Ersparnisse waren zu Ende." Und Françoise nickte heftig voll unerschütterlicher Überzeugung. M. Hautet strich sinnend seinen Bart.

„Und Madame Renauld?“ fragte er schließlich. „Wie verhielt sie sich zu dieser - Freundschaft?“

Françoise zuckte mit den Achseln..

„Sie war immer sehr liebenswürdig, sehr höflich. Es sah so aus, als ob sie nichts ahnte. Aber trotzdem - nicht wahr? - blutet das Herz, Monsieur. Ich sah, wie sie - täglich blasser und magerer wurde. Sie war nicht mehr die gleiche Frau, die einen Monat früher hier angekommen war. Auch Monsieur hatte sich verändert. Auch er hatte seine Sorgen. Das war deutlich zu sehen. Und wer könnte sich schließlich darüber wundern? Keine Diskretion, kein Takt. Englische Mode, zweifellos!“

Entrüstet fuhr ich von meinem Sessel auf, während der Untersuchungsrichter unbeirrt sein Verhör fortsetzte.

„Sie behaupten, daß Monsieur Renauld Madame Daubreuil nicht hinausließ? Sie war also schon fort?“

„Ja, Monsieur. Ich hörte sie aus dem Arbeitszimmer herauskommen und zur Tür gehen. Monsieur sagte ‚Gute Nacht‘ und schloß hinter ihr die Tür.“ „Wie spät war es da?“

„Ungefähr fünfundzwanzig Minuten nach zehn, Monsieur.“ „Wissen Sie, wann Monsieur Renauld zu Bett ging?“ „Ich hörte, daß er zehn Minuten nach uns heraufkam. Die Treppen knarren so, daß man jeden hört, der hinauf oder hinab geht.“

„Und ist das alles? Hörten Sie die ganze Nacht kein störendes Geräusch mehr?“

„Nicht das geringste, Monsieur.“

„Welches der Mädchen kam heute zuerst herunter?“

„Ich, Monsieur. Ich sah sofort, daß die Tür nur angelehnt war.“

„Wie verhielt es sich mit den ebenerdigen Fenstern? Waren sie alle verschlossen?“

„Alle. Es war sonst nichts in Unordnung oder sonstwie verdächtig.“

„Gut, Françoise, Sie können gehen.“

Die alte Frau humpelte zur Tür. Auf der Schwelle blickte sie zurück.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur. Diese Madame Daubreuil ist eine schlechte Person. O ja, eine Frau kennt die andere. Sie ist eine schlechte Person, vergessen Sie das nicht.“

Françoise schüttelte weise ihr Haupt und verließ den Raum.

„Leonie Oulard“, rief der Richter.

Leonie erschien in Tränen aufgelöst und bekam fast einen Weinkampf. M. Hautet behandelte sie sehr geschickt. Ihre Aussage betraf hauptsächlich die Auffindung ihrer geknebelten und gefesselten Herrin, und sie gab davon einen recht übertriebenen Bericht. Sie hatte ebenso wie Françoise des Nachts keinerlei Geräusch gehört.

Dann folgte Denise, ihre Schwester. Auch sie stellte fest, daß ihr Gebieter sich in der letzten Zeit sehr verändert hatte.

„Jeden Tag wurde er mürrischer. Er aß weniger. Er war immer so niedergeschlagen.“ Aber Denise hatte darüber ihre eigene Ansicht. „Zweifellos war ihm die Maffia auf den Fersen. Zwei maskierte Männer - was konnte es sonst gewesen sein? Eine fürchterliche Bande!“

„Das ist natürlich möglich“, sagte der Untersuchungsrichter ruhig. „Und nun, Denise, haben Sie gestern abend Madame Daubreuil hereingelassen?“

„Gestern abend nicht, Monsieur, vorgestern.“

„Aber Françoise erzählte uns eben, daß Madame Daubreuil gestern abend dagewesen sei?“

„Nein, Monsieur. Es kam wohl gestern abend eine Dame zu Monsieur Renauld, doch es war nicht Madame Daubreuil.“

Überrascht forschte der Richter weiter, aber das Mädchen blieb fest. Vom Sehen kannte sie Madame Daubreuil genau. Diese Dame war zwar auch dunkelhaarig, aber kleiner und viel jünger. Nichts konnte ihre Behauptung erschüttern.

„Hatten Sie diese Dame jemals vorher gesehen?“ „Niemals, Monsieur.“ Und dann fügte das Mädchen schüchtern

hinzu: „Ich glaube, sie war Engländerin.“ „Engländerin?“

„Ja, Monsieur. Sie fragte in ganz gutem Französisch nach Monsieur Renauld, aber man erkennt den Akzent sofort, selbst wenn er kaum merklich ist. Außerdem sprachen sie englisch, als sie aus dem Arbeitszimmer kamen.“

„Hörten Sie, was sie sagten? Konnten Sie es verstehen, mein^ ich?“

„Ich spreche sehr gut Englisch“, sagte Denise stolz. „Die Dame sprach zu schnell, da konnte ich nichts von dem auffangen, was sie sagte, aber ich hörte Monsieurs letzte Worte, als er ihr die Tür aufschloß.“ Sie hielt inne und wiederholte mühevoll: „Yes, yes - but for Heavens sake go now!“

„Ja, ja, aber gehen Sie jetzt, um Gottes willen!“ wiederholte der Richter.

Er entließ Denise, dachte noch ein paar Sekunden nach und rief Françoise wieder herein. Er legte ihr die Frage vor, ob sie sich nicht geirrt haben könne, als sie den Abend von Madame Daubreuils letztem Besuch feststellte. Ganz unerwarteterweise blieb Françoise hartnäckig dabei, Madame Daubreuil sei am letzten Abend ins Haus gekommen. Ohne jeden Zweifel sei sie dagewesen. Denise wolle sich nur interessant machen, voilà tout. Darum habe sie dies schöne Märchen von der fremden Dame ausgedacht. Vielleicht auch, um mit ihren englischen Kenntnissen zu prahlen! Wahrscheinlich habe Monsieur niemals diesen Satz in englischer Sprache gesagt, und selbst wenn er es getan hätte, beweise das nichts, da Madame Daubreuil ausgezeichnet Englisch spreche und sich im Verkehr mit Monsieur und Madame Renauld dieser Sprache meistens bedient habe. „Sehen Sie, Monsieur Jack, der Sohn von Monsieur, war gewöhnlich dabei, und er spricht sehr schlecht Französisch.“

Der Richter drang nicht weiter in sie. Statt dessen erkundigte er sich nach dem Chauffeur und erfuhr, daß Mr. Renauld erst gestern erklärt habe, daß er vermutlich den Wagen nicht benötigen werde und daß Masters daher ebensogut einen freien Tag haben könne.

Poirot war darüber einigermaßen verblüfft.

„Was hast du denn?“ flüsterte ich.

Er schüttelte ungeduldig den Kopf und fragte: „Verzeihung, Monsieur Bex, aber Monsieur Renault konnte wohl seinen Wagen selbst lenken?“

Der Kommissar blickte zu. Françoise hinüber, und die alte Frau antwortete prompt: „Nein, Monsieur fuhr nie allein.“

Poirot zog die Stirn in ernste Falten.

„Ich wollte, du würdest mir erklären, was dir im Kopf herumgellt“, sagte ich ungeduldig.

„Merkest du denn nichts? Monsieur Renault spricht in seinem Brief davon, uns den Wagen nach Calais entgegenzuschicken.“

„Vielleicht meinte er einen Mietwagen“, warf ich ein.

„Möglich. Aber wozu einen Wagen mieten, wenn man einen eigenen besitzt? Weshalb gerade dem Chauffeur den gestrigen Tag freigeben - plötzlich, in momentaner Eingebung. Wollte er ihn vielleicht aus irgendeinem Grunde aus dem Wege schaffen, ehe wir kamen?“

#### 4

Françoise hatte das Zimmer verlassen. Der Untersuchungsrichter trommelte nachdenklich mit den Fingern auf dem Tisch.

„Monsieur Bex“, sagte er endlich, „hier liegen direkt widersprechende Zeugenaussagen vor. Wem ist nun zu glauben, Françoise oder Denise?“

„Denise“, sagte der Kommissar entschieden. „Sie war es, die die Besucherin einließ. Françoise ist alt und eigensinnig und hat eine ausgesprochene Abneigung gegen Madame Daubreuil. Außerdem wissen wir doch selbst genau, daß M. Renault noch in eine andere Liebschaft verwickelt war.“

„Richtig!“ rief Hautet. „Wir vergaßen, Monsieur Poirot davon Mitteilung zu machen.“ Er durchstöberte die Papiere auf dem Tisch und reichte meinem Freunde schließlich das Gesuchte: „Diesen Brief, Monsieur Poirot, fanden wir in der Manteltasche des Verstorbenen.“

Poirot nahm und entfaltete ihn. Er war abgegriffen, zerknittert und in englischer Sprache mit ungelinker Hand geschrieben.

„Mein Liebster!

Warum hast Du mir so lange nicht geschrieben? Du liebst mich doch noch, nicht wahr? Deine Briefe waren in letzter Zeit so anders, so kalt und sonderbar, und jetzt dieses lange Schweigen. Ich habe Angst. Wenn Du aufgehört hättest, mich zu lieben! Aber das ist unmöglich - was bin ich doch für ein närrisches Ding, daß ich mir solche Sachen einbilde! Aber wenn Du aufgehört hättest, mich zu Heben, weiß ich nicht, was ich anfangen sollte - vielleicht würde ich mich umbringen! Ohne Dich könnte ich nicht leben. Manchmal bilde ich mir ein, es habe eine andere Frau sich zwischen uns gedrängt. Sie soll sich in acht nehmen - und Du auch! Bevor ich Dich ihr lasse, töte ich sie. Ich meine es ernst.

Aber was schreibe ich für Unsinn! Du liebst mich, und ich liebe Dich - ja, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich!

Immer Deine

Bella."

Datum und Adresse fehlten. Mit ernstem Gesicht gab Poirot den Brief zurück.

„Und was vermuten Sie?“

Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln. „Augenscheinlich war Monsieur Renauld in eine Liebschaft mit dieser Engländerin - Bella - verwickelt. Er kommt hierher, begegnet Madame Daubreuil und verliebt sich in sie. Seine Gefühle für die andere kühlen ab, und sie schöpft Verdacht. Dieser Brief enthält eine deutliche Drohung, Monsieur; zuerst schien der Fall sonnenklar. Ein Eifersuchtsdrama! Die Tatsache, daß Monsieur Renauld von rückwärts erstochen wurde, spricht deutlich dafür, daß das Verbrechen von einer Frau begangen worden sein muß.“

Poirot nickte. „Der Stich in den Rücken wohl, doch nicht das Grab! Das war mühselige Arbeit, harte Arbeit - keine Frau grub jenes Grab, Monsieur. Das war das Werk eines Mannes.“

Der Kommissar rief erregt: „Ja, ja, Sie haben recht. Daran dachten wir nicht.“

„Wie ich sagte“, fuhr Monsieur Hautet fort, „schien der Fall äußerst einfach, aber die maskierten Männer und der Brief; den Sie von Monsieur Renauld erhielten, verwickeln die Angelegenheit. Wir haben es offenbar hier mit einer Reihe ganz verschiedener Umstände zu tun, zwischen denen keinerlei Zusammenhang besteht. Was den Brief anbelangt, den Sie erhielten, glauben Sie, daß er sich auf ‚Bella‘ und ihre Drohungen bezieht?“

Poirot schüttelte den Kopf. „Kaum. Ein Mann wie Monsieur Renauld, der ein abenteuerliches Leben in den entlegensten Gegenden hinter sich hat, dürfte wohl nicht um Schutz gegen eine Frau ersuchen.“

Beifällig nickte der Untersuchungsrichter. „Ganz meine Ansicht. Dann müssen wir die Erklärung für diesen Brief -“

»In Santiago suchen“, bemerkte der Kommissar. „Ich will unverzüglich an die dortige Polizei kabeln und ausführlichen Bericht über das Leben erbitten, das der Verstorbene in jener Stadt führte, über seine Liebesabenteuer, seine geschäftlichen Transaktionen, seine Freundschaften und über etwaige Feindschaften, die er sich dort zugezogen haben mag. Es müßte verwunderlich sein, wenn wir dort nicht den Schlüssel zu seiner geheimnisvollen Ermordung finden sollten.“ Beifallheischend blickte der Kommissar um sich.

„Ausgezeichnet!“ stimmte Poirot zu.

„Auch seine Frau könnte uns einen Fingerzeig geben“, sagte der Richter.

„Fanden Sie sonst keine Briefe jener Bella unter Monsieur Renaulds Habseligkeiten?“ fragte Poirot.

„Nein. Natürlich durchsuchten wir gleich am Anfang im Arbeitszimmer alle seine Briefschaften. Wir fanden jedoch nichts Interessantes. Alles schien in bester Ordnung. Das einzige Außergewöhnliche war sein Testament. Hier ist es.“

Poirot durchflog das Schriftstück.

„So? Ein Legat von tausend Pfund an einen Mr. Stonor - wer ist das übrigens?“

„Monsieur Renaulds Sekretär. Er blieb in England, kam aber ein- bis zweimal zum Wochenende.“ „Und alles übrige vermachte er bedingungslos seiner geliebten Gattin Eloise. Einfach niedergeschrieben, aber vollkommen gesetzmäßig. Von den zwei Dienerinnen Denise und Franchise als Zeuginnen unterfertigt. Daran ist gar nichts Ungewöhnliches.“ Er gab es zurück.

„Vielleicht“, begann Bex, „bemerken Sie nicht -“

„Das Datum?“ zwinkerte Poirot. „Doch, ich bemerkte es. Es liegt vierzehn Tage zurück. Möglicherweise bezeichnet es die erste Andeutung der Gefahr. Manch reicher Mann stirbt ohne Testament, weil er nie die Möglichkeit seines Ablebens in Betracht gezogen hatte. Aber es ist gefährlich, vorzeitige Schlüsse zu ziehen. Nichtsdestoweniger beweist es uns, daß er trotz seiner Liebesabenteuer mit wirklicher Zuneigung und Verehrung an seiner Gattin hing.“

„Ja“, gab Hautet zögernd zu. „Aber vielleicht ist es auch ein wenig unfair gegen seinen Sohn, daß er ihn in völliger Abhängigkeit von seiner Mutter zurückläßt. Sollte sie nochmals heiraten und ihr zweiter Gatte bestimmenden Einfluß auf sie gewinnen, könnte es geschehen, daß dem Jungen kein Pfennig von seines Vaters Vermögen bliebe.“

Poirot zuckte die Achseln.

„Die Menschen sind eitel. Monsieur Renauld bildete sich sicher ein, daß seine Witwe niemals wieder heiraten werde. Und was den Sohn betrifft, war es vielleicht weise Vorsicht, das Geld den Händen der Mutter anzuvertrauen. Die Söhne reicher Väter sind von sprichwörtlichem Leichtsinn.“

„Sie mögen recht haben. Und nun, Monsieur Poirot, wollen Sie wohl zweifellos den Schauplatz des Verbrechens besichtigen. Es tut mir leid, daß der Leichnam bereits fortgebracht wurde, aber selbstverständlich sind von jedem denkbaren Winkel fotografische Aufnahmen gemacht worden, die zu Ihrer Verfügung stehen, sobald sie fertig sind.“

„Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen, Monsieur.“

Der Kommissar erhob sich.

„Folgen Sie mir, meine Herren.“

Er öffnete die Tür und forderte Poirot durch eine formelle Verbeugung auf, vorauszugehen. Poirot blieb mit gleicher Höflichkeit zurück und ließ dem Kommissar den Vortritt.

Endlich gelangten sie in die Halle.

„Der Raum dort ist das Arbeitszimmer, nicht wahr?“ fragte Poirot unvermittelt, indem er auf die gegenüberliegende Tür wies.

„Ja, wollen Sie es besichtigen?“ Er stieß während des Sprechens die Tür auf, und wir traten ein.

Das Zimmer, das Monsieur Renauld zum persönlichen Gebrauch gewählt hatte, war klein, aber mit erlesenem Geschmack und großer Behaglichkeit eingerichtet. Ein Kanzlei-Schreibtisch mit vielen Fächern stand neben dem Fenster. Zwei große lederne Klubsessel standen dem Kamin gegenüber, zwischen ihnen ein runder Tisch, der mit Büchern und Zeitschriften bedeckt war. Bücherregale füllten zwei Wände, und am Ende des Zimmers, dem Fenster gegenüber, befand sich ein schönes Büfett aus Eichenholz mit einem Likörständer. Vorhänge und Portiere waren aus weicher, mattgrüner Seide und die Farben des Teppichs dazu abgetönt.

Einen Augenblick lang verharrte Polrot und ließ den Raum auf sich wirken. Dann schritt er weiter, fuhr mit der Hand leicht über die Lehnen der Lederstühle, nahm vom Tisch eine Zeitschrift auf und berührte mit dem Finger bedächtig die Oberfläche des Eichenbüfets. Sein Gesicht drückte vollkommene Billigung aus.

„Kein Staub?“ fragte ich lächelnd.

Anerkennend lächelte er mir zu, weil ich seine Eigenheiten so gut kannte.

„Nein, kein Körnchen, mon ami! Und einesteils ist das vielleicht bedauerlich!“

Seine scharfen Vogelaugen spähten da- und dorthin.

„Ah!“ bemerkte er plötzlich erleichtert. „Der Ofenvorleger ist verschoben“, und er bückte sich, um ihn in Ordnung zu bringen.

Plötzlich stieß er einen Laut aus und erhob sich. Er hielt ein kleines rosenfarbenedes Stück Papier in der Hand.

„In Frankreich wie in England“, bemerkte er, „verabsäumt die Dienerschaft, unter den Teppichen hervorzukehren.“

Bex nahm das Papierstückchen, und ich trat näher.

„Erkennst du es, Hastings?“

Verwirrt schüttelte ich den Kopf - und doch war mir die eigentümliche Schattierung des rosenfarbenen Papiers sehr vertraut.

Der Kommissar leistete schnellere Gedankenarbeit als ich.

„Die Ecke eines Schecks“, rief er aus.

Das Stück Papier war keine zwei Quadratzentimeter groß. Mit Tinte stand das Wort „Duveen“ darauf geschrieben.

„Ausgezeichnet“, sagte Bex. „Dieser Scheck war zahlbar an oder ausgestellt von einer Person namens Duveen.“

„Das erstere nehme ich an“, sagte Poirot, „denn wenn ich nicht irre, ist dies Monsieur Renaulds Handschrift.“

Dies wurde durch Vergleich mit einem Notizblock vom Schreibtisch bald festgestellt.

„Mein Gott“, sagte der Kommissar bestürzt, „ich begreife gar nicht, wie ich dies übersehen konnte.“

Poirot lachte.

„Die Moral davon ist, man soll immer unter die Teppiche schauen! Mein Freund Hastings wird bestätigen, daß mich die geringste Unordnung zur Verzweiflung bringt. Als ich sah, daß der Ofenvorleger schief lag, sagte ich mir sofort: ‚Halt! Das geschah durch den Fuß des Sessels, als dieser zurückgestoßen wurde. Vielleicht wäre etwas darunter zu finden, was die gute Françoise übersah!‘“

„Françoise?“

„Oder Denise, oder Leonie. Wer eben das Zimmer aufräumte. Da nirgends Staub liegt, muß das Zimmer heute früh aufgeräumt worden sein. Ich glaube, der Vorgang spielte sich folgendermaßen ab: Gestern, vielleicht in der Nacht, stellte Monsieur Renauld einen Scheck aus, der für jemanden, namens Duveen, bestimmt war. Später wurde er zerrissen und zu Boden geworfen. Heute früh -“

Aber Monsieur Bex läutete bereits ungeduldig.

Françoise kam herein. Ja, es hätten zahlreiche Papierstücke auf dem Boden gelegen. Sie habe sie in den Küchenherd gesteckt.

Mit verzweifelter Miene entließ sie Bex.

Dann heiterten sich seine Züge auf, er lief zum Schreibpult. In einer Minute durchflog er das Scheckbuch des Ermordeten. Dann wiederholte sich seine frühere Verzweiflungsmiene. Der letzte Kontrollzettel war leer.

„Mut“, rief Poirot und klopfte ihm auf die Schulter. „Zweifellos wird uns Madame Renauld alles Nähere über die geheimnisvolle Person, die Duveen heißt, sagen können.“

Das Gesicht des Kommissars hellte sich auf. »Das ist wahr. Fahren wir fort.“

Als wir das Zimmer verlassen wollten, sagte Poirot beiläufig:

„Hier hat wohl Monsieur Renauld gestern abend seinen Besuch empfangen, nicht wahr?“

„Ja, - aber woher wissen Sie es?“

„Durch dies hier. Ich fand es auf der Lehne des Ledersessels.“ Und er hielt zwischen Daumen und Zeigefinger ein langes schwarzes Haar - ein Frauenhaar -!

Monsieur Bex führte uns durch den Hinterausgang zu einem kleinen Schuppen, der an die Hauswand stieß. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und sperrte auf.

„Hier liegt der Leichnam. Wir hatten ihn eben vom Tatort weggeschafft, als Sie kamen, nachdem die Fotografen ihre Aufnahmen gemacht hatten.“

Er öffnete die Tür, und wir traten ein. Der Ermordete lag auf der Erde, von einem Laken bedeckt.

Bex streifte die Decke zurück. Renauld war ein mittelgroßer Mann, von schlanker, geschmeidiger Gestalt. Er sah aus wie ein Fünfziger, und sein dunkles Haar war schon stark von grauen Fäden durchzogen. Er war glattrasiert, hatte eine lange dünne Nase, und seine Augen standen ziemlich nahe beieinander. Seine Haut wies jene tiefe Bronzefärbung auf, wie sie Menschen eigen ist, die den größten Teil ihres Lebens in Tropenländern verbrachten. Zwischen den halbgeöffneten Lippen sahen die Zähne hervor, und auf den leblosen Zügen lag es wie Schrecken und Staunen.

„An seinem Gesicht ist zu erkennen, daß er von rückwärts erstochen wurde“, bemerkte Poirot.

Sehr behutsam drehte er den Toten um. Da, zwischen den Schulterblättern, färbte ein runder dunkler Fleck den hellen Mantel. Inmitten des Flecks war ein kleiner Riß im Stoff.

„Haben Sie eine Ahnung, mit was für einer Waffe das Verbrechen verübt wurde?“

»Sie steckte in der Wunde.“ Der Kommissar holte einen großen Glaskrug herunter, in dem sich ein kleiner Gegenstand befand, der am ehesten einem Papiermesser glich. Es hatte einen schwarzen Griff und eine schwach glänzende Klinge. Das ganze Ding war nicht länger als zehn Zoll. Poirot prüfte bedächtig die fleckige Spitze mit dem Finger. „Verteufelt scharf! Ein hübsches, leichtes, kleines Mordinstrument.“

„Leider konnten wir keine Fingerabdrücke darauf finden“, bemerkte Bex bedauernd. „Der Mörder muß mit Handschuhen gearbeitet haben.“

„Natürlich hat er das“, sagte Poirot geringschätzig. „Sogar in Santiago ist das schon genügend bekannt. Selbst der ärgste Stümper weiß das, dank der

Veröffentlichungen, welche die Zeitungen über das System Bertillon bringen. Gleichviel, es interessiert mich sehr, daß es hier keine Fingerabdrücke gab. Es ist so erstaunlich einfach, fremde Fingerabdrücke darauf zu lassen! Und die Polizei ist glücklich." Er schüttelte den Kopf. „Ich fürchte sehr, unser Mann ist kein systematischer Verbrecher - oder er hatte es sehr eilig. Aber wir werden ja sehen!"

Er brachte den Körper wieder in seine frühere Lage.

„Er trug nur Unterwäsche unter seinem Mantel, wie ich sehe", bemerkte er.

„Ja, dem Untersuchungsrichter fiel dies auch als sehr merkwürdig auf."

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, die Bex hinter sich geschlossen hatte. Er schritt vorwärts und öffnete. Es war Françoise, die neugierig hereinzublicken versuchte.

„Nun, was wünschen Sie?" fragte Bex ungeduldig.

„Madame läßt sagen, daß sie sich schon wohler fühlt und bereit ist, den Herrn Untersuchungsrichter zu empfangen."

„Gut", sagte Bex, „gehen Sie zu Monsieur Hautet und sagen Sie, daß wir sofort kommen werden."

Poirot zögerte ein wenig und blickte nochmals nach dem Leichnam zurück. Ich erwartete alles andere zu hören, aber nicht die geistlose und ungeschickte Bemerkung, die so schlecht zum feierlichen Ernst des Augenblicks paßte.

„Er trug einen sehr langen Mantel", sagte er.

## 5

M. Hautet erwartete uns in der Halle, und wir folgten Françoise, die den Weg wies. Poirot stieg die Treppen im Zickzack hinan, was mir seltsam vorkam, bis er mir mit einer Grimasse zuflüsterte: »Kein Wunder, daß die Dienerschaft Monsieur Renauld hinaufgehen hörte, die Treppen knarren ja, daß es Tote erwecken könnte." Vom oberen Ende der Treppe zweigte ein Gang ab. „Die Dienerschaftsräume", erklärte Bex.

Längs eines Korridors gingen wir weiter, und Françoise klopfte an die letzte Tür rechts.

Eine schwache Stimme bat uns einzutreten, und wir kamen in ein großes, sonniges Zimmer, von dessen Fenstern man das Meer sah, das blau und funkelnd in etwa einer Viertelmeile Entfernung von uns lag.

Auf einem Ruhebett, von Polstern gestützt, lag eine große, auffallend schöne Frau mittleren Alters, von Dr. Durand betreut. Ihr einstens dunkles Haar schimmerte beinahe völlig silberweiß, aber die starke Vitalität und Kraft ihrer Persönlichkeit hätte sich überall fühlbar gemacht. Man merkte sofort, daß man sich einer jener Frauen gegenüber befand, für die der Franzose den Ausdruck ‚une maitresse-femme' geprägt hat.

Sie begrüßte uns mit würdevollem Neigen des Kopfes.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Messieurs."

Wir setzten uns, und der Gerichtsschreiber ließ sich an einem runden Tisch nieder.

„Ich hoffe, Madame“, begann Hautet, „daß es Sie nicht allzusehr aufregen wird, wenn Sie uns erzählen, was sich heute nacht ereignet hat.“

„Durchaus nicht, Monsieur. Ich weiß, wie kostbar jede Minute ist, wenn man der Urheber eines so schrecklichen Verbrechens habhaft werden will.“

„Gut, Madame. Ich denke, es wird Sie weniger ermüden, wenn ich Fragen stelle, und Sie sich darauf beschränken, mir zu antworten. Wann gingen Sie gestern abend zu Bett?“

„Um halb zehn Uhr, Monsieur. Ich war sehr müde.“ „Und Ihr Gatte?“

„Ungefähr eine Stunde später, glaube ich.“

„Schien er verwirrt - oder irgendwie erregt?“ „Nein.“

„Was geschah dann?“

„Wir schliefen. Ich erwachte von dem Druck einer Hand, die mir den Mund schloß. Ich versuchte zu schreien, aber die Hand verhinderte es. Es waren zwei Männer im Zimmer. Beide trugen Masken.“

„Können Sie sie beschreiben, Madame?“

„Der eine war groß und hatte einen langen schwarzen Bart, der andere war klein und dick. Dessen Bart war rötlich. Beide hatten ihre Hüte tief ins Gesicht gedrückt.“

„Hm!“ sagte der Richter nachdrücklich. „Zu viel Bart, fürchte ich.“

„Sie meinen, daß es falsche Barte gewesen seien?“

„Ja, Madame. Aber erzählen Sie weiter.“

„Der kleinere von beiden hielt mich fest. Er zwang mir einen Knebel in den Mund und band mir dann mit einem Strick Arme und Beine. Der andere stand über meinen Mann gebeugt. Er hatte mein kleines dolchartiges Papiermesser vom Toilettentisch genommen und hielt es mit der Spitze gerade über seinem Herzen. Als der kleine Mann mit mir fertig war, gesellte er sich zu dem anderen, und sie zwangen meinen Gatten, sich zu erheben und sie in den Ankleideraum nebenan zu begleiten. Vor Schrecken war ich einer Ohnmacht nahe, lauschte aber verzweiflungsvoll . . .

Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten; sie sprachen zu leise. Aber ich erkannte ihr»-Sprache, einen spanischen Dialekt, wie er in einzelnen Teilen Südamerikas gesprochen wird. Es schien, als verlangten sie etwas von meinem Gatten, und plötzlich wurden sie laut und sprachen mit erhobener Stimme weiter. Ich glaube, der große Mann sagte: „Sie wissen, was wir wollen? Das - hier verstand ich wieder nicht - ‚Wo ist es?‘ Ich weiß nicht, was mein Mann darauf erwiderte, aber der andere fuhr grimmig fort: „Sie lügen! Wir wissen, daß es in Ihrem Besitz ist. Wo haben Sie Ihre Schlüssel?“ Dann hörte ich, wie Schubladen herausgezogen wurden. In der Wand des Ankleidezimmers meines Mannes befindet sich ein Safe, in dem er immer eine größere Summe verfügbaren Geldes aufbewahrt., Leonie sagt mir, er sei erbrochen und das Geld gestohlen worden, aber augenscheinlich war das, was sie suchten, nicht dort, denn plötzlich hörte ich, daß der Große mit einem Fluch meinem Mann befahl, sich anzukleiden. Bald darauf, es mußte sie wohl ein Geräusch im Hause gestört haben, drängten sie meinen Mann halbbekleidet von dort in mein Zimmer.“

„Pardon“, unterbrach Poirot, „gibt es denn keinen anderen Ausgang aus dem Ankleidezimmer?“

„Nein, Monsieur, es gibt nur eine Verbindungstür in mein Zimmer. Sie eilten mit meinem Mann an mir vorbei, der Kleine voraus, der Große, noch immer mit dem Dolch in der Hand, hinter ihm. Paul versuchte zu fliehen und zu mir zu kommen. Ich sah seine todängstlichen Augen. Er wandte sich an seine Verfolger. ‚Ich muß mit ihr sprechen‘, bat er. Dann trat er an mein Bett. Es ist alles in Ordnung, Eloise‘, sagte er. ‚Fürchte nichts. Vor Tagesanbruch bin ich wieder zurück!‘ Aber obwohl er versuchte, einen zuversichtlichen Ton in seine Stimme zu legen, sah ich die schreckliche Angst in seinem Blick. Dann drängten sie ihn zur Tür hinaus und der Große sagte: ‚Ein Laut -und Sie sind ein toter Mann, vergessen Sie das nicht!‘

Dann“, fuhr Mme. Renauld fort, „muß ich das Bewußtsein verloren haben. Das nächste, woran *’di* mich erinnere, ist, daß Leonie meine Handgelenke rieb und mir Brandy einflößte.“

„Madame Renauld“, sagte der Richter, „haben Sie eine Ahnung, wonach die Mörder suchten?“

„Nein, Monsieur.“

„War Ihnen bekannt, daß Ihr Gatte etwas befürchtete?“

„Ja. Ich habe eine Veränderung an ihm bemerkt.“

„Seit wann?“

Madame Renauld dachte nach.

„Seit zehn Tagen.“

„Nicht länger?“

»Möglich, doch ich merkte es erst damals.“

„Fragten Sie Ihren Mann nach der Ursache?“

„Einmal. Doch er wich mir aus. Aber ich war überzeugt, daß irgend etwas ihn schwer bedrückte. Da er augenscheinlich diese Tatsache vor mir verbergen wollte, versuchte ich, so zu tun, als bemerke ich nichts.“

„Wußten Sie, daß er die Hilfe eines Detektivs anrief?“ „Eines Detektivs?“ rief Mme. Renauld erstaunt. „Ja, dieses Herrn - Monsieur Hercule Poirot.“ Poirot verbeugte sich. „Er traf heute auf die Berufung Ihres Mannes hier ein.“ Und er nahm den von M. Renauld geschriebenen Brief aus der Tasche und reichte ihn der Dame. Sie las ihn mit offenbar echtem Staunen.

„Davon hatte ich keine Ahnung. Anscheinend war er sich der Gefahr voll bewußt.“

„Nun, Madame, möchte ich Sie bitten, völlig aufrichtig zu mir zu sein. Gibt es irgendein Ereignis im vergangenen Leben Ihres Gatten in Südamerika, das Licht in diese Mordaffäre bringen könnte?“

Mme. Renauld dachte nach und schüttelte endlich den Kopf. »Ich kann mich an nichts erinnern. Gewiß hatte mein Mann viele Feinde, Leute, die er auf irgendeine Weise überflügelt hatte, aber mir ist kein einzelner Fall gegenwärtig. Ich sage nicht, daß es keinen solchen gibt - nur bin ich mir dessen nicht bewußt.“

Enttäuscht fuhr sich der Untersuchungsrichter durch den Bart.

„Und können Sie die Zeit des Attentats angeben?“

„Ja, ich erinnere mich deutlich, daß die Uhr auf dem Kamin zwei schlug.“ Sie wies auf eine Reiseuhr mit Achttagewerk, die in einem Lederetui auf dem Kamin stand.

Poirot erhob sich von seinem Sitz und untersuchte die Uhr sorgfältig, dann nickte er zufrieden.

„Und hier ist auch eine Armbanduhr“, rief Monsieur Bex, „die von den Attentätern zweifellos vom Toilettentisch heruntergerissen wurde. Das Glas ist zersplittert.“

Vorsichtig schob er die Glasscherben beiseite. Plötzlich spiegelte sich größte Verblüffung in seinem Gesicht.

„Mon Dieu!“ rief er aus.

„Was gibt es?“

„Die Zeiger der Uhr stehen auf sieben Uhr!“

„Was?“ rief der Untersuchungsrichter erstaunt.

Aber Poirot, flink wie immer, nahm dem erstaunten Kommissar die Uhr aus der Hand und hielt sie ans Ohr. Dann lächelte er.

„Das Glas ist zwar zerbrochen, aber die Uhr geht noch immer.“

Die Erklärung dieses Rätsels wurde mit einem Lächeln der Erleichterung zur Kenntnis genommen. Doch der Richter gab sich nicht zufrieden.

„Aber es kann doch jetzt nicht sieben Uhr sein?“

„Nein“, stimmte Poirot bei, „es ist wenige Minuten nach Fünf. Vielleicht geht die Uhr vor, Madame?“

Mme. Renauld runzelte erstaunt die Stirn. „Sie geht etwas vor“, gab sie zu. „Aber ich wußte nicht, daß der Unterschied so groß ist.“

Mit einer ungeduldigen Bewegung ließ der Richter dies Thema fallen und setzte sein Verhör fort.

„Madame, der Haupteingang wurde halb offen gefunden. Es scheint fast sicher, daß die Mörder auf diesem Wege hereinkamen, und zwar, ohne Gewalt anwenden zu müssen. Könnten Sie dafür eine Erklärung finden?“

„Möglicherweise ging mein Mann noch ein wenig spazieren und vergaß dann, als er hereinkam, die Tür zu versperren.“

„Konnte ihm so etwas passieren?“

„Sehr leicht. Mein Mann war einer der zerstreutesten Menschen.“ Sie runzelte ein wenig die Brauen, als sie dies sagte, als ob dieser Charakterzug des Verstorbenen ihr öfters Anlaß zur Kränkung gegeben hätte.

„Dies ist ein Punkt, den wir, wie ich glaube, übergehen könnten“, bemerkte plötzlich der Kommissar. „Da die Männer darauf bestanden, daß Monsieur Renauld sich anzog, hat es den Anschein, als ob der Ort, zu dem sie ihn führten, der Ort, wo ‚es‘ verborgen war, weit entfernt lag.“

Der Richter nickte. „Ja, weit, aber nicht zu weit, da er doch davon sprach, bald wieder zurück zu sein.“

„Wann geht denn der letzte Zug von Merlinville ab?“ fragte Poirot.

„Um 11 Uhr 50 nach der einen Richtung, um 12 Uhr 17 nach der anderen, aber es ist wahrscheinlicher, daß ein Auto sie erwartete.“

„Natürlich“, stimmte Poirot zu und sah ein wenig niedergeschlagen aus.

„Das könnte allerdings ein Fingerzeig zu ihrer Verfolgung sein“, fuhr der Richter erleichtert fort. Ein Auto mit zwei fremden Insassen ist wahrscheinlich nicht unbemerkt geblieben. Das ist ein ausgezeichnete Anhaltspunkt, Monsieur Bex.“

Plötzlich wieder ernst werdend, wandte er sich an Madame Renault: „Noch eine Frage. Ist Ihnen jemand namens ‚Duveen‘ bekannt?“ .

„Duveen?“ erwiderte Madame Renault nachdenklich. „Ich kann mich nicht erinnern ...“

„Kennen Sie jemanden mit dem Taufnamen Bella?“ Während er sprach, behielt er Madame Renault fest im Auge, aber sie schüttelte nur ganz unbefangen den Kopf. Er fuhr fort: „Ist Ihnen bekannt, daß Ihr Gatte gestern abend einen Besuch empfing?“

Nun sah er, wie ein leichtes Rot in ihre Wangen stieg, doch sie antwortete gefaßt: „Nein, wer war es?“ „Eine Dame.“ „Wirklich?“

Aber im Augenblick sagte der Richter nichts weiter. Es schien unwahrscheinlich, daß Madame Daubreuil irgendwie mit dem

Verbrechen zu tun hatte, und er fürchtete, Madame Renault mehr als nötig aufzuregen.

Er gab dem Kommissar ein Zeichen, das dieser mit einem Kopfnicken beantwortete. Dann erhob er sich, verließ den Raum und kehrte mit dem Glaskrug zurück, den wir in dem Schuppen in seiner Hand gesehen hatten. Er nahm den Dolch heraus.

„Madame“, sagte er sanft, „erkennen Sie dies?“

Sie stieß einen leisen Schrei aus.

„Ja, das ist mein kleiner Dolch.“ Dann sah sie die befleckte Spitze und fuhr zurück, vor Entsetzen weiteten sich ihre Augen. „Ist dies - Blut?“

„Ja, Madame. Mit dieser Waffe wurde Ihr Gatte getötet.“ Rasch brachte er den Dolch außer Sehweite.

„Wissen Sie ganz bestimmt, daß er vergangene Nacht auf Ihrem Toilettentisch lag?“

„O ja. Es war ein Geschenk meines Sohnes. Er diente während des Krieges bei den Lufttruppen. Er hatte sich für älter ausgegeben, als er war.“ Mutterstolz sprach aus dem Tonfall ihrer Stimme. „Der Dolch wurde aus den Metallteilen eines Flugzeuges angefertigt, und mein Sohn schenkte ihn mir zum Andenken an den Krieg.“

„Ich verstehe, Madame. Das bringt uns aber auf eine andere Sache. Ihr Sohn - wo ist er jetzt? Es wäre nötig, ihn unverzüglich telegrafisch zu verständigen.“

»Jack? Er ist unterwegs nach Buenos Aires.“

»Was?“

„Ja. Mein Gatte telegraphierte ihm gestern. Er hatte ihn geschäftlich nach Paris gesandt, aber gestern entdeckte er, daß es nötig sei, ihn sofort nach Südamerika zu schicken. Gestern abend ging ein Schiff von Cherbourg nach Buenos Aires ab, und er drahtete ihm, sich darauf einzuschiffen.“

„Ist Ihnen bekannt, welcher Art das Geschäft in Buenos Aires war?“

„Nein, Monsieur, darüber ist mir nichts bekannt; aber Buenos Aires war nicht das Endziel meines Sohnes. Er sollte sich auf dem Landweg von dort nach Santiago begeben.“

Und gleichzeitig riefen nun der Richter und der Kommissar:

„Santiago! Wieder Santiago!“

Jetzt trat Poirot zu Madame Renauld. Er hatte wie traumverloren am Fenster gestanden, und ich zweifle, ob er voll erfaßt hatte, was vorgegangen war. Er blieb vor ihr stehen und verneigte sich.

„Pardon, Madame, dürfte ich Ihre Handgelenke ansehen?“

Obwohl etwas erstaunt, streckte Madame Renauld sie ihm entgegen. Um jedes von ihnen zog sich ein blutiger Streifen, wo die Stricke ins Fleisch geschnitten hatten. Als er sie untersuchte, schien es mir, als verschwände ein zeitweises erregtes Aufleuchten aus seinen Augen, das mir schon aufgefallen war.

„Das muß Ihnen wohl sehr weh tun“, sagte er, und wieder sah er nachdenklich drein.

Aber der Richter sprach erregt weiter. „Wir müssen uns sofort drahtlos mit dem jungen Monsieur Renauld in Verbindung setzen. Wir müssen erfahren, was er uns über seine Reise nach Santiago mitteilen kann.“ Dann zögerte er. „Ich hoffte ihn näher zur Hand, um Ihnen Kummer ersparen zu können, Madame.“ Er hielt inne.

„Sie meinen“, sagte sie leise, „wegen Identifizierung der Leiche meines Mannes?“

Der Richter neigte den Kopf.

„Ich habe starke Nerven, Monsieur. Ich kann alles ertragen, was mir auferlegt wird. Ich bin bereit - jetzt gleich.“ „Oh, es hat bis morgen Zeit, glauben Sie mir -“ „Ich möchte es lieber hinter mir haben“, sagte sie leise, und in ihrem Antlitz zuckte es schmerzlich. „Wollen Sie mir gütigst Ihren Arm reichen, Doktor?“

Der Doktor eilte auf sie zu, man gab ihr einen Mantel, und langsam stiegen wir die Treppe hinunter. M. Bex eilte voraus, um die Tür des Schuppens zu öffnen. Wenige Minuten später erschien Mme. Renauld im Eingang. Sie war sehr blaß, aber entschlossen. Hinter ihr, gleich einer munteren Henne, gackerte M. Hautet Entschuldigungen und Beteuerungen seines Mitgefühls.

Sie bedeckte ihr Antlitz mit der Hand.

Nur einen Augenblick, Messieurs, um Kraft zu sammeln.“ Sie ließ die Hand sinken und blickte auf den Toten nieder. Da verließ sie die wunderbare Selbstbeherrschung, die sie bis dahin aufrechterhalten hatte.

„Paul!“ schrie sie. „Mein Mann! Oh, Gott!“ Und bewußtlos sank sie zu Boden.

Sofort war Poirot an ihrer Seite, er hob ihre Augenlider und fühlte den Puls. Als er sich überzeugt hatte, daß sie wirklich in

Ohnmacht gesunken war, schlich er seitwärts. Er faßte meinen Arm.

„Ich bin ein Dummkopf, lieber Freund! Wenn je Liebe und Schinerz aus der Stimme einer Frau zu hören waren, so war es

jetzt. Meine Vermutung war falsch. Ich muß von neuem beginnen.“

Der Doktor und M. Hautet trugen die Bewußtlose gemeinsam ins Haus. Der Kommissar blickte ihnen kopfschüttelnd nach.

„Arme Frau“, sagte er vor sich hin. „Der Schock war zu heftig. Ja, da kann man nichts machen. Nun, Monsieur Poirot, wollen wir uns jetzt nicht an den Ort begeben, an dem das Verbrechen verübt wurde?“

„Wie Sie wünschen, Monsieur Bex.“

Wir durchschritten das Haus und verließen es durch den Haupteingang. Poirot blickte die Treppen hinauf, als wir vorübergingen, und schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Es scheint mir unglaublich, daß die Dienerschaft nichts gehört haben soll. Wenn drei Männer die Treppe herabsteigen, könnte das Knarren beinahe Tote erwecken!“

„Es war mitten in der Nacht, vergessen Sie das nicht. Da lagen alle im tiefsten Schläfe.“

Aber Poirot schüttelte den Kopf; ihm genügte diese Erklärung nicht. An der Kurve der Auffahrt blieb er stehen und sah zum Hause zurück.

„Was veranlaßte die Verbrecher, zuerst zu versuchen, ob der Haupteingang offen sei? Das war doch das Allerunwahrscheinlichste. Es wäre viel naheliegender gewesen, daß sie gleich versucht hätten, ein Fenster einzudrücken.“

„Aber alle ebenerdigen Fenster sind mit Eisen vergittert“, entgegnete der Kommissar.

Poirot wies auf ein Fenster des ersten Stockes. „Dies ist doch das Fenster des Schlafzimmers, aus dem wir eben kamen, nicht? Und sehen Sie - da ist ein Baum, von dem man auf die leichteste Art und Weise ins Zimmer gelangen kann.“

„Möglich“, gab der andere zu. „Aber dann hätten sie Fußspuren im Blumenbeet hinterlassen müssen.“

Die Richtigkeit dieses Einwandes leuchtete mir ein. Dort waren zwei große, ovale Blumenbeete, mit roten Geranien, zu beiden Seiten der Stufen, die zum Haupteingang führten. Direkt hinter dem einen Beet stand der in Frage kommende Baum, und es wäre daher tatsächlich unmöglich gewesen, zu ihm zu gelangen, ohne in das Beet zu treten.

„Sehen Sie“, fuhr der Kommissar fort, „infolge der trockenen Witterung sind auf der Auffahrt und den Fußwegen keine Fußabdrücke zu sehen; aber in der weichen Gartenerde des Blumenbeetes hätte die Sache ganz anders aussehen müssen.“

Poirot nickte, als wäre er überzeugt, und wir wandten uns weg, aber plötzlich eilte er davon, um das andere Blumenbeet zu untersuchen.

„Monsieur Bex“, rief er. „Sehen. Sie doch: Hier finden Sie genügend Fußspuren.“

Der Kommissar kam ihm nach - und lächelte.

„Mein lieber Poirot, das sind zweifellos die Abdrücke der großen Nagelschuhe des Gärtners. Jedenfalls sind sie aber für uns ganz unwichtig, da es auf dieser Seite keinen Baum gibt und infolgedessen auch keine Möglichkeit, in das obere Stockwerk zu gelangen.“

„Wohl wahr“, sagte Poirot sichtlich niedergeschlagen. »Sie glauben also, diese Fußspuren seien ohne Belang?“

„Ganz ohne jeden Belang.“

Zu meiner größten Verwunderung erwiderte nun Poirot: „Ich teile Ihre Ansicht nicht. Mir kommt vor, daß diese Fußspuren das Wichtigste sind, was wir bisher sahen.“

M. Bex antwortete nicht, zuckte aber die Achseln. Er war viel zu höflich, um seine Ansicht zu äußern.

„Wollen wir weitergehen?“ fragte er statt dessen.

„Natürlich. Ich kann die Sache mit den Fußspuren auch später verfolgen“, erwiderte Poirot.

Statt die Fahrstraße zu benützen, die zum Gittertor führte, wählte M. Bex einen Pfad, der rechtwinkelig davon abzweigte. Er führte auf einen kleinen Abhang, rechts um das Haus herum, und war an beiden Seiten von Gesträuch eingefäßt. Plötzlich mündete er in eine kleine Lichtung, von der aus man das Meer überblickte. Dort befand sich eine Bank, und unweit davon war ein recht auffälliger Unterstand. Wenige Schritte weiter bezeichnete eine Reihe kleiner Sträucher die Grenze des Villengrundes. M. Bex bahnte sich einen Weg durch die Büsche, und vor uns lag eine weite Strecke offenen Hügellandes. Ich blickte umher und sah etwas, was mein Staunen erregte.

„Ja - das ist ja ein Golfplatz“, rief ich aus.

Bex nickte.

„Die Spielplätze sind noch nicht vollendet“, erklärte er. „Man hoffte, sie nächsten Monat eröffnen zu können. Die hier beschäftigten Arbeiter entdeckten heute morgen den Leichnam.“

Ich fuhr zurück. Ein wenig links, wohin ich eben geblickt hatte, befand sich eine lange, schmale Grube, und dicht daneben, mit dem Gesicht nach unten, lag der Körper eines Mannes. Einen Augenblick stockte mein Herzschlag, und ich hatte die wilde Vorstellung, daß das Drama sich wiederholt hätte. Aber der Kommissar zerstreute meinen Wahn, er schritt voraus und rief heftig und ärgerlich:

„Was ist meinen Leuten eingefallen? Sie hatten strengen Befehl, niemanden ohne besondere Ausweispapiere in die Nähe dieses Ortes zu lassen!“

Der am Boden liegende Mann wandte den Kopf über die Schulter: „Aber ich habe diese Ausweise“, bemerkte er und stand auf.

„Mein lieber Monsieur Giraud“, rief der Kommissar, „ich hatte keine Ahnung, daß Sie schon angekommen sind. Der Untersuchungsrichter wartet schon ungeduldig auf Sie.“

Während er so sprach, betrachtete ich den Ankömmling voller Neugier. Der Name des berühmten Detektivs der Pariser Sûreté war mir vertraut, und es interessierte mich außerordentlich, ihn leibhaftig vor mir zu sehen. Er war sehr groß, vielleicht dreißig Jahre alt, hatte rötliches Haar und Schnurrbart und militärische Haltung. Er trug ein ziemlich anmaßendes Wesen zur Schau, das bewies, daß er von seiner eigenen Wichtigkeit durchdrungen war. Bex machte uns bekannt und stellte Poirot als Kollegen vor. Da blitzte das Auge des Detektivs interessiert auf.

„Ich kenne Sie dem Namen nach, Monsieur Poirot“, sagte er. „Sie spielten in vergangenen Tagen eine große Rolle, nicht wahr? Aber die Methoden änderten sich inzwischen.“

„Die Verbrechen jedoch sind die gleichen geblieben“, bemerkte Poirot höflich.

Ich sah sofort, daß Giraud uns feindlich gegenübertrat. Er nahm es übel, daß Poirot ihm zugesellt worden war, und ich war überzeugt, daß, falls er eine wichtige Spur fände, er sie wahrscheinlich für sich behalten würde.

„Der Untersuchungsrichter -“ begann Bex von neuem.

Aber Giraud unterbrach ihn unhöflich: „Der Teufel hole den Untersuchungsrichter! Das Licht ist momentan das Wichtigste. Für unsere Zwecke wird es ungefähr in einer halben Stunde nicht mehr genügen. Ich weiß alles über den Fall, und die Leute im Haus haben bis morgen Zeit, aber wenn wir auf die Spur des Mörders kommen wollen, ist hier der rechte Ort dafür. Haben Ihre Beamten den Platz so zertrampelt? Ich dachte, daß sie es heutzutage schon besser verstünden.“

„Gewiß verstehen sie ihr Handwerk. Die Abdrücke, über die Sie sich beklagen, rühren von den Arbeitern her, die den Leichnam entdeckten.“

Der andere brummte verärgert.

„Ich sehe den Weg, den die drei durch die Hecke nahmen, aber sie waren schlau. Man kann nur die mittleren Fußspuren als jene von Monsieur Renauld erkennen, die anderen zu beiden Seiten sind sorgfältig verwischt. Nicht daß auf diesem harten Boden viel zu sehen gewesen wäre, aber sie ließen es nicht darauf ankommen.“

„Sie suchen die äußeren Spuren?“ fragte Poirot.

Der andere Detektiv startete ihn an. „Natürlich.“

Ein kaum merkliches Lächeln umspielte Poirots Lippen. Er war im Begriff etwas zu sagen, unterdrückte es aber. Er bückte sich zu einem Spaten, der dort lag.

„Damit wurde das Grab gegraben, das ist doch klar“, sagte Giraud, „doch diese Kenntnis wird mir wenig nützen. Es ist Monsieur Renaulds eigener Spaten, und der ihn benützte, trug Handschuhe. Hier sind sie.“ Er wies mit dem Fuße nach der Richtung, wo zwei beschmutzte Handschuhe lagen. „Und auch sie gehören Renauld oder seinem Gärtner. Ich sage Ihnen, die dies Verbrechen ersannen, waren schlau. Sie sind darauf bedacht gewesen, keine Spuren zu hinterlassen! Aber ich werde ihnen beikommen. Überall gibt es doch irgend etwas! Und dieses Etwas werde ich finden.“

Poirots Interesse war augenscheinlich jetzt durch etwas anderes gefesselt, durch ein kleines farbloses Stückchen Bleirohr, das neben dem Spaten lag. Vorsichtig berührte er es mit dem Finger.

„Gehörte auch dies dem Ermordeten?“ fragte er, und mir schien, als läge ein leicht ironischer Unterton in der Frage.

Giraud zuckte die Achseln, womit er sagen wollte, daß er es nicht wisse, noch begierig sei, es zu erfahren.

„Das liegt vielleicht schon wochenlang hier herum. Keinesfalls interessiert es mich.“

„Dafür mich um so mehr“, sagte Poirot sanft.

Ich vermutete, daß er es nur darauf abgesehen hatte, den Pariser Detektiv zu ärgern, was ihm auch vollauf gelang. Der andere drehte sich unhöflich um mit dem Bemerkten, daß er keine Zeit zu verlieren habe, und bückte sich wieder, um seine Prüfung fortzusetzen.

Indessen ging Poirot, als ob ihm plötzlich ein Einfall gekommen wäre, durch die Abgrenzung zurück, und versuchte die Tür der kleinen Hütte zu öffnen.

„Sie ist versperrt“, sagte Giraud über die Achsel. „Aber dort verwahrt nur der Gärtner den Kehrriech. Der Spaten kam nicht von dort, sondern von dem Werkzeugschuppen beim Haus.“

„Wundervoll“, flüsterte Bex mir begeistert zu. „Er ist erst seit einer halben Stunde hier und weiß schon alles! Was für ein Mann!“

Ohne Zweifel ist Giraud der bedeutendste aller jetzt lebenden Detektive.“

Obwohl mir der bedeutendste aller jetzt lebenden Detektive herzlich unsympathisch war, hatte er doch Eindruck auf mich gemacht. Von diesem Mann ging ein Fluidum von Tüchtigkeit aus.

Ich konnte mich der Empfindung nicht erwehren, daß Poirot sich bis jetzt nicht sonderlich ausgezeichnet habe, und das kränkte mich. Er schien seine Aufmerksamkeit allerhand dummen, kindischen Dingen zuzuwenden, die mit dem Fall nichts zu schaffen hatten. Und wirklich, eben jetzt fragte er plötzlich:

„Bitte, Monsieur Bex, erklären Sie mir die Bedeutung des verwaschenen weißen Streifens rund um das Grab. Ist das eine Bezeichnung durch die Polizei?“

„Nein, Monsieur Poirot, das hängt mit den Golfplätzen zusammen. Es zeigt an, daß hier ein ‚Bunker‘, wie man sagt, am Golfplatz gemacht werden soll.“

„Ein Bunker?“ Poirot wandte sich zu mir. „Das ist ein unregelmäßiges, mit Sand gefülltes Loch, dem eine Bank zur Seite steht, nicht?“

Ich nickte.

„Spielen Sie nicht, Golf, Monsieur Poirot?“ fragte Bex.

„Ich? Niemals! Welch dummes Spiel!“ Er wurde erregt. „Stellen Sie sich vor, die Bunker sind verschieden lang. Die Hindernisse sind nicht gleichmäßig verteilt. Selbst der Rasen ist meist nur auf einer Seite! Es gibt dabei nur eine erfreuliche Sache, die - wie nennt Ihr das nur - Erdhügel! Die wenigsten sind symmetrisch!“

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich sah, welche Vorstellung Poirot vom Golfspiel hatte, und mein kleiner Freund lächelte mir herzlich und unbefangenen zu.

„Aber Monsieur Renauld spielte zweifellos Golf?“

„Ja, er war ein ausgezeichnete Golfspieler. Hauptsächlich ihm und seinen großen Geldspenden ist es zuzuschreiben, daß diese Arbeit rasche Fortschritte machte. Er wirkte sogar bei den Entwürfen mit.“

Poirot nickte nachdenklich. Dann bemerkte er: „Sie hatten den Platz, um einen Toten zu begraben, nicht sehr glücklich gewählt.“

„Ganz richtig“, rief Giraud triumphierend. „Und das beweist, daß sie ortsfremd waren. Es ist ein ausgezeichnete, indirekte Indizienbeweis.“

„Ja“, sagte Poirot bedächtig. „Niemand, der es weiß, hätte eine Leiche hier vergraben - es sei denn - es sei denn, er habe gewünscht, sie werde entdeckt. Und das ist doch lächerlich, nicht?“

Giraud hielt eine Antwort darauf für überflüssig.

„Ja“, sagte Poirot, und seine Stimme klang unbefriedigt, „Ja - zweifellos - lächerlich!“

7

Als wir unsere Schritte zum Hause zurücklenkten, bat M. Bex, uns verlassen zu dürfen, da er dem Untersuchungsrichter sofort von der Ankunft Girauds Mitteilung machen müsse. Giraud selbst war sichtlich entzückt, als Poirot erklärte, er habe alles gesehen, was ihn interessiere. Als wir den Platz verließen, sahen wir als letztes, wie Giraud auf allen vieren auf der Erde umherkroch und mit solcher Gründlichkeit seine Forschung fortsetzte, daß ich nicht umhin konnte, ihn zu bewundern.

Poirot erriet meine Gedanken, und als wir allein waren, bemerkte er ironisch: „Endlich hast du den Detektiv gesehen, der dir Bewunderung einflößt, - den menschlichen Spürhund! Nicht wahr, mein Freund?“

„Jedenfalls tut er etwas“, sagte ich schroff. »Wenn etwas zu finden ist, wird er es finden. Während du -“

„Eh bien! Ich fand auch etwas! Ein Stück Bleirohr.“ „Unsinn, Poirot. Du weißt ganz genau, daß das gar nichts damit zu schaffen hat. Ich meinte kleine Dinge - Spuren, die uns<sup>^</sup> unfehlbar zu den Mördern führen.“

„Mon ami, ein zwei Fuß langer Anhaltspunkt ist ebenso wertvoll wie einer, der nur zwei Millimeter mißt. Aber die romantische Anschauung ist nicht auszurotten, daß alle wichtigen Schlüssel unendlich klein sein müssen. Und daß das Stück Bleirohr nichts mit dem Verbrechen zu tun haben soll, das sprichst du doch nur Giraud nach. Nein“, - und als ich eben eine Frage einwerfen wollte, - „sprechen wir nicht weiter darüber. Überlasse Giraud seinen Nachforschungen und mich meinen Anschauungen. Der Fall sieht klar genug aus, und doch - und doch, mon ami, bin ich nicht zufrieden! Und weißt du, weshalb? Weil die Armbanduhr um zwei Stunden vorausging. Und dann sind da so verschiedene seltsame, kleine Umstände, die nicht hineinpassen. Zum Beispiel, wenn der Zweck der Mörder Rache gewesen wäre, warum erstachen sie dann Renaud nicht gleich im Schlafe, um es hinter sich zu haben?“

„Sie waren hinter einem Geheimnis her“, erinnerte ich. Poirot wischte unzufrieden ein Pünktchen Staub vom Ärmel. „Gut, wo ist aber das Geheimnis? Vermutlich ziemlich weit weg, da sie ihn zwangen, sich anzukleiden. Doch wurde er in unmittelbarer Nähe des Hauses ermordet aufgefunden.“

Übellaunig hielt er inne und fuhr dann fort: „Wieso hörten die Hausangestellten nichts? Waren sie betäubt? Gab es einen Mitschuldigen, und sorgte dieser Komplize dafür, daß der Haupteingang offen blieb? Ich wüßte gern, ob -“ Plötzlich hielt er inne. Wir hatten die Rampe vor dem Hause erreicht. Jäh wandte er sich mir zu. „Mein Freund, ich will dich überraschen - damit du eine Freude hast! Ich nahm mir deine Vorwürfe zu Herzen! Wir wollen einige Fußspuren untersuchen!“

„Wo?“

„Dort in dem Blumenbeet auf der rechten Seite. M. Bex sagt, daß es die Fußspuren des Gärtners seien. Sehen wir nach, ob es wahr ist. Schau, eben kommt er mit dem Schubkarren.“

Wirklich überquerte gerade ein älterer Mann mit einem Schubkarren voll Setzlingen die Auffahrt. Poirot rief ihn an, und er stellte seinen Karren hin und humpelte auf uns zu.

„Willst du einen seiner Stiefel verlangen, um ihn mit den Fußspuren zu vergleichen?“ fragte ich gespannt. Mein Vertrauen zu Poirot lebte wieder auf. Wenn er behauptete, daß die Fußspuren in dem rechtsseitigen Beet wichtig seien, so waren sie vermutlich wichtig.

„Du errätst es“, sagte Poirot.

„Wird er das nicht sehr merkwürdig finden?“

„Er wird sich überhaupt keine Gedanken darüber machen.“

Mehr konnten wir nicht sprechen, denn der alte Mann trat eben ' zu uns.

„Wünschen Sie etwas von mir, Monsieur?“

„Ja, Sie sind wohl schon lange hier Gärtner?“

„Vierundzwanzig Jahre, Monsieur.“

„Und wie ist Ihr Name?“

„Auguste, Monsieur.“

„Ich bewunderte eben diese prachtvollen Geranien. Sind sie schon lange hier eingepflanzt?“

„Schon einige Zeit, Monsieur. Aber natürlich, wenn man die Beete immer schön in Ordnung haben will, muß man von Zeit zu Zeit verblühte Stöcke durch neue Pflanzen ersetzen und außerdem die welken Blüten sorgfältig abpflücken.“

„Setzen Sie nicht gestern einige neue Pflanzen ein? Diese in der Mitte hier und ebenso jene in dem anderen Beet?“

„Monsieur hat scharfe Augen. Es braucht immer ungefähr einen Tag, bis sie sich erholen. Ja, ich setzte gestern abend zehn frische Pflanzen in jedes Beet. Denn wie Monsieur sicher weiß, soll man keine Pflanzen setzen, solange die Sonne brennt.“ Auguste war über Poirots Interesse entzückt und sehr geneigt, geschwätzig zu werden.

„Dies hier ist eine wundervolle Abart“, sagte Poirot, mit dem Finger zeigend, „könnte ich davon vielleicht einen Setzling bekommen?“

„Aber gewiß, Monsieur.“ Der alte Mann stieg in das Beet und entnahm der von Poirot so bewunderten Pflanze mit großer Sorgfalt einen Steckling.

Poirot konnte des Dankes nicht genug tun, und Auguste entfernte sich mit seinem Schubkarren.

„Siehst du?“ sagte Poirot lächelnd, als er sich über das Beet beugte, um die Vertiefungen zu prüfen, die 'des Gärtners genagelten Stiefel verursacht hatten. „Es ist ganz einfach.“

„Ich konnte mir nicht vorstellen -“

„Daß der Fuß in dem Schuh stecken würde? Du machst von deinen besonderen geistigen Fähigkeiten viel zuwenig Gebrauch. Nun, und die anderen Fußspuren?“

Ich betrachtete das Beet aufmerksam.

„Alle Fußspuren im Beet stammen von denselben Stiefeln“, sagte ich schließlich nach sorgsamster Überprüfung. „Glaubst du? Eh bien, du hast recht“, sagte Poirot. Er schien vollkommen uninteressiert, als ob seine Gedanken ganz woanders weilten.

„Für jeden Fall“, bemerkte ich, „dürftest du jetzt einen Vogel weniger im Kopf haben!“

„Mon Dieu! Was für eine Sprache! Was meinst du damit?“

„Ich meinte, daß nun dein Interesse für diese Fußspuren erloschen sein dürfte.“

Jedoch zu meiner Verwunderung schüttelte Poirot den Kopf. „Nein, nein, mon ami, endlich bin ich auf der richtigen Fährte. Ich tappe doch im dunkeln, aber wie ich eben Monsieur Bex andeutete, sind diese Fußspuren das Wichtigste und Interessanteste des Falles! Der arme Giraud - es sollte mich nicht wundern, wenn er ihnen auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken würde.“

In diesem Augenblick öffnete sich das Haupttor, und M. Hautet kam mit dem Kommissar die Stufen herab.

„Ah, Monsieur Poirot, wir wollten Sie eben aufsuchen“, sagte der Richter. „Es wird spät, doch ich möchte Madame Daubreuil noch einen Besuch machen. Zweifellos wird sie der Tod Monsieur Renauds aus der Fassung gebracht haben, und wir haben vielleicht die Chance, durch sie einen Fingerzeig zu bekommen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er der Frau, deren Liebe ihn in Banden hielt, verriet, was er seiner Gattin nicht anvertraute. Wir wissen ja, v/o unsere Simsons schwach sind, nicht wahr?“

Ich bewunderte die bilderreiche Sprache M.Hautets. Mir schien, als ob der Untersuchungsrichter sich jetzt überaus in der Rolle gefiel, die ihm in diesem geheimnisvollen Drama zugefallen war.

„Kommt Monsieur Giraud nicht mit uns?“ fragte Poirot.

„Monsieur Giraud hat uns deutlich zu verstehen gegeben, daß er es vorzieht, den Fall auf seine Weise zu führen“, sagte M. Hautet.

Es war nicht schwer zu bemerken, daß Girauds dreistes Auftreten den Untersuchungsrichter nicht zu seinen Gunsten beeinflusst hatte. Poirot ging mit dem Untersuchungsrichter, der Kommissar und ich folgten unmittelbar hinter ihnen.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß Francoises Erzählung im wesentlichen auf Wahrheit beruht“, bemerkte er vertraulich zu mir. „Ich informierte mich bei unserer Zentrale. Es scheint, daß Madame Daubreuil in den letzten sechs Wochen - das heißt seit der Ankunft Monsieur Renauds in Merlinville - dreimal größere Summen in Noten auf ihr Bankkonto einzahlte. Alles zusammen ungefähr die Summe von zweihunderttausend Francs!“

„Du lieber Himmel!“ sagte ich und rechnete schnell um, „das müßten ungefähr viertausend Pfund sein!“

„Genau. Ja, es ist nicht daran zu zweifeln, daß er sehr verliebt war. Jetzt handelt es sich darum, festzustellen, ob er ihr sein Geheimnis anvertraut hatte. Der Untersuchungsrichter glaubt es, aber ich teile seine Ansicht kaum.“

Während dieses Gespräches gingen wir den Weg hinunter bis zu jener Straßenbiegung, bei der unser Wagen am frühen Nachmittag gehalten hatte, und

gleich darauf erkannten wir jenes kleine Haus, aus dem das schöne Mädchen herausgetreten war:

Villa Marguerite, das Haus der geheimnisvollen Madame Daubreuil. -

„Sie lebt seit vielen Jahren hier“, sagte der Kommissar und deutete auf das Haus. „Sehr ruhig, sehr zurückgezogen. Sie scheint keine anderen Freunde oder Beziehungen zu haben als die Bekanntschaften, die sie in Merlinville anknüpfte. Nie erwähnt sie

Vergangenes, nie ihren Gatten. Man weiß nicht einmal, ob er lebt oder tot ist.“

Mein Interesse wuchs, „Und - die Tochter?“ warf ich ein.

„Ein wirklich schönes junges Mädchen - bescheiden, fromm, ganz wie es sich gehört. Man bedauert sie, denn, wenn ihr vielleicht auch nichts über die Vergangenheit ihrer Mutter bekannt ist, wird doch der Mann, der sie zur Frau begehrt, begreiflicher Weise Erkundigungen einziehen, und dann -“

Der Kommissar zuckte die Achseln.

„Aber es ist doch nicht ihr Verschulden!“ rief ich entrüstet.

„Nein. Aber was wollen Sie? Ein Mann ist eben genau, wo es sich um das Vorleben seiner Gattin handelt.“

Ich konnte darauf nichts mehr erwidern, da wir bei der Tür angelangt waren. M. Hautet läutete. Einige Minuten vergingen, dann hörten wir Schritte, und die Tür wurde geöffnet. Meine junge Göttin von heute nachmittag erschien auf der Schwelle. Als sie uns sah, wurde sie leichenblaß, und ihre Augen blickten angstvoll. Sie hatte Furcht!

„Mademoiselle Daubreuil“, sagte Hautet und lüftete den Hut, „wir bedauern unendlich, Sie stören zu müssen, aber die Pflicht zwingt uns dazu. Meine Empfehlungen Ihrer Frau Mutter, und wir bitten sie um eine kurze Unterredung.“

Einen Augenblick stand das Mädchen regungslos. Dann sagte sie leise: „Bitte, treten Sie ein.“

Sie verschwand in einem Zimmer links von der Halle, und wir hörten sie flüstern. Und dann ließ sich eine andere Stimme, von fast der gleichen Klangfarbe, aber mit etwas härterem Tonfall hören: „Aber selbstverständlich. Laß sie eintreten.“

Eine Minute später standen wir der geheimnisvollen Frau gegenüber. Sie war nicht annähernd so groß wie ihre Tochter, und die runden Linien ihrer Gestalt hatten die Grazie völliger Reife. Sie trug ihr Haar, das, im Gegensatz zu dem ihrer Tochter, dunkel war, nach Madonnenart in der Mitte gescheitelt. Ihre Augen, von den gesenkten Lidern halb verborgen, waren blau. In dem rundlichen Kinn befand sich ein Grübchen, und um die halbgeöffneten Lippen schien immer ein geheimnisvolles Lächeln zu schweben. Ihre Weiblichkeit schien stark unterstrichen, sie wirkte weich und verführerisch zugleich. Sie war sicher nicht mehr jung, aber sehr gut erhalten, und der Zauber, der von ihr ausging, war an kein Alter gebunden.

Wie sie vor uns stand, in ihrem schwarzen Kleid mit blütenweißem Kragen und Manschetten und ineinandergeschlungenen Händen, sah sie unglaublich rührend und hilflos aus. „Sie wollten mich sprechen, Monsieur?“ fragte sie. „Ja, Madame.“

M. Hautet räusperte sich. „Ich führe die Untersuchung über den Tod von Monsieur Renauld. Sie hörten davon, nehme ich an?“

Sie neigte den Kopf, doch sie sprach nicht. Auch ihr Gesichtsausdruck blieb unverändert.

„Wir kamen, um zu fragen, ob Sie ... hm .. uns nicht einige Klarheit über die Begleitumstände geben könnten?“ „Ich?“ Das Staunen in ihrer Stimme war vortrefflich.

„Ja, Madame. Vielleicht wäre es besser, wenn wir mit Ihnen allein sprechen könnten.“ Er blickte auf die Tochter. Madame Daubreuil wandte sich ihr zu. „Marthe, Liebling .. .“ Doch das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein, Mama. Ich gehe nicht. Ich bin kein Kind mehr. Ich bin zweiundzwanzig. Ich gehe nicht.“

Madame Daubreuil wandte sich wieder zum Untersuchungsrichter. „Sie sehen, Monsieur.“

„Ich zöge es vor, nicht in Gegenwart von Mademoiselle Daubreuil sprechen zu müssen.“

„Wie meine Tochter schon bemerkte, ist sie kein Kind mehr.“

Unschlüssig zögerte der Richter einen/ Augenblick. „Wie Sie wünschen, Madame“, sagte er schließlich. „Wir haben Grund zur Annahme, daß Sie den Toten manchmal des Abends in seiner Villa zu besuchen pflegten. Ist das richtig?“

In die bleichen Wangen der Frau stieg jähe Röte, doch sie antwortete ruhig: „Ich gebe Ihnen kein Recht, mich derartiges zu fragen.“

„Madame, wir untersuchen einen Mord.“

„Nun, was macht das aus? Ich habe mit dem Mord nichts zu schaffen.“

„Madame, das haben wir nicht einen Augenblick lang angenommen. Aber Sie waren mit dem Toten gut bekannt. Sprach er niemals zu Ihnen von irgendeiner Gefahr, von der er sich bedroht wähnte?“

„Niemals.“

„Erwähnte er jemals sein Leben in Santiago und etwaige Feindschaften, die ihm dort erwachsen waren?“ -

„Nein.“

„Sie können uns also in keiner Weise behilflich sein?“

„Ich fürchte, nein. Ich begreife wirklich nicht, weshalb Sie zu mir kommen. Kann seine Frau Ihnen nicht die Auskunft geben, die Sie brauchen?“ In ihrer Stimme schwang leise Ironie.

„Madame Renauld sagte uns alles, was sie wußte.“

„Ah!“ sagte Madame Daubreuil. „Ich wüßte gern -“

„Was wüßten Sie gern, Madame?“

„Nichts.“

Der Untersuchungsrichter blickte sie an. Er war sich dessen voll bewußt, daß er einen Zweikampf focht und daß er keinen geringen Gegner vor sich hatte.

„Sie bleiben bei Ihrer Behauptung, daß Monsieur Renauld Ihnen nichts anvertraute?“

„Weshalb erscheint es Ihnen wahrscheinlich, daß er mir etwas anvertraut habe?“

„Weil, Madame“, sagte M. Hautet mit berechneter Brutalität, „ein Mann seiner Geliebten Dinge sagt, die er nicht immer seiner Gattin anvertraut.“

„Ah!“ Sie sprang auf. Ihre Augen funkelten. „Monsieur, Sie beschimpfen mich! Und noch dazu in Gegenwart meiner Tochter! Ich kann Ihnen nichts weiter sagen. Bitte, verlassen Sie mein Haus.“

Unzweifelhaft hatte Mme. Daubreuil ehrenvoll bestanden. Wir verließen die Villa Marguerite wie eine Rotte beschämter Schuljungen. Der Untersuchungsrichter hielt ärgerliche Selbstgespräche. Poirot schien in Gedanken versunken. Plötzlich fuhr er aus seinen Träumen empor und erkundigte sich bei M. Hautet, ob es in der Nähe ein gutes Hotel gebe.

„Es gibt ein kleines Hotel, das Hotel des Bains, unmittelbar vor der Stadt. Einige hundert Meter den Weg hinab. Es liegt sehr günstig für Ihre Forschungen. Dann sehen wir Sie also morgen früh, nehme ich an.“

„Ja, danke, Monsieur Hautet.“

Nach gegenseitigem Austausch von Höflichkeiten verließen wir die Gesellschaft. Poirot und ich gingen nach Merlinville, die anderen kehrten zur Villa Genevieve zurück.

„Der französische Polizeidienst ist ausgezeichnet organisiert“, sagte Poirot und blickte ihnen nach. „Die Informationen, die sie über jedermanns Leben, bis zu den alltäglichsten Einzelheiten besitzen, sind bewundernswert. Obwohl Monsieur Renauld nicht viel länger als seit sechs Wochen hier war, wußten sie über ihn, über seine Neigungen genau Bescheid, und es ist ihnen sogar möglich, über das Bankkonto von Madame Daubreuil Auskunft zu erteilen und über die Summen, die kürzlich darauf eingezahlt wurden! Aber was soll das bedeuten?“ und er wandte sich um. Eine Gestalt lief hinter uns her. Marthe Daubreuil!

„Verzeihen Sie“, rief sie atemlos, als sie uns erreicht hatte. „Ich sollte das nicht tun, ich weiß es. Sie dürfen es meiner Mutter nicht erzählen. Aber ist es richtig, was die Leute sagen, daß Monsieur Renauld vor seinem Tode einen Detektiv herbeirief - und daß Sie dieser Detektiv sind?“

„Ja, Mademoiselle“, sagte Poirot liebenswürdig. „Das ist allerdings wahr. Aber wie erfuhren Sie es?“

„Francoise erzählte es unserer Amelie“, erklärte Marthe errötend.

Poirot verzog das Gesicht. „Verschwiegenheit ist wohl in so einer Angelegenheit ganz ausgeschlossen! Aber das macht nichts. Nun, Mademoiselle, was möchten Sie gern wissen?“

Das Mädchen zögerte. Es schien, als fürchte es zu sprechen.

Endlich fragte es fast flüsternd: „Hat - hat man irgendeinen Verdacht?“

Poirot sah sie durchdringend an. Dann antwortete er ausweichend: „Verdacht, Mademoiselle ... allerdings.“

„Ja, aber - handelt es sich um eine bestimmte Person?“

„Warum wollen Sie das wissen?“

Es schien, als habe die Frage das Mädchen erschreckt. Sogleich kamen mir die Worte ins Gedächtnis, die Poirot einige Stunden früher gesprochen hatte. „Das Mädchen mit den angstvollen Augen.“

„Monsieur Renauld war immer sehr gütig zu mir“, erwiderte sie endlich. „Es ist nur natürlich, daß ich mich dafür interessiere.“

„Ich verstehe“, sagte Poirot. „Nun, Mademoiselle, der Verdacht schwankt momentan zwischen zwei Personen.“

„Zwei?“

Ich hätte schwören mögen, daß Staunen und Erleichterung aus ihrer Stimme klangen.

„Ihre Namen sind unbekannt, doch es wird angenommen, daß es Chilenen aus Santiago sind. Und nun, Mademoiselle, sehen Sie, was es heißt, jung und schön zu sein! Ich habe Ihretwegen Berufsgeheimnisse verraten!“

Das Mädchen lachte leise und dankte ihm dann ein wenig betreten. „Ich muß nach Hause. Mama könnte mich vermissen.“ Und sie machte kehrt und lief den Weg zurück, sie glich einer modernen Atalanta. Ich starrte ihr nach.

„Lieber Freund“, sagte Poirot in seiner leicht ironischen Art, „sollen wir hier die ganze Nacht wie angewurzelt stehen - nur weil du ein schönes junges Weib sahst und dir der Kopf davon wirbelt?“

„Aber sie ist doch wunderschön, Poirot. Und man muß es jedem verzeihen, wenn er durch sie den Kopf verliert.“

Poirot stöhnte. „Mon Dieu! Hast du ein empfindsames Herz!“

„Poirot“, sagte ich, „erinnerst du dich an den Fall Styles, wie-“

„Wie du in zwei reizende Frauen zugleich verliebt warst, von denen keine für dich taugte? Ja, ich erinnere mich.“

„Du tröstetest mich damals und sagtest, daß wir vielleicht eines Tages wieder gemeinsam pürschen würden und daß dann -“

„Eh bien?“

„Nun, wir jagen wieder gemeinsam, und -“ Ich hielt inne und lachte ein wenig selbstbewußt.

Doch zu meiner Überraschung schüttelte Poirot sehr ernst den Kopf. „Oh, mon ami, setz dir Marthe Daubreuil nicht in den Kopf. Die ist nichts für dich, die nicht! Laß dir's von Papa Poirot gesagt sein!“

„Weshalb“, rief ich, »der Kommissar versicherte mir doch, sie sei ebenso tugendhaft wie schön! Ein vollkommener Engel!“

„Unter den größten Verbrechern, die *mir* unter die Hände kamen, hatten einige wahre Engelsphysiognomien“, bemerkte Poirot heiter. „Eine Abnormität der ‚grauen Zellen‘ kann sich sehr leicht hinter einem Madonnengesicht verstecken.“

„Poirot“, rief ich entsetzt, „du willst doch nicht etwa sagen, daß du dieses Mädchen verdächtigst!“

„Ta, ta, ta! Nur keine Aufregung! Ich sagte nicht, daß ich sie verdächtige. Aber du wirst doch zugeben, daß ihre Besorgnis, alles über den Fall zu erfahren, ein wenig ungewöhnlich ist.“

„Diesmal sehe ich ausnahmsweise weiter als du“, entgegnete ich. »Ihre Besorgnis galt nicht ihr selbst - sondern ihrer Mutter.“

„Mein Freund“, sagte Poirot, „wie gewöhnlich siehst du überhaupt nichts. Madame Daubreuil ist tüchtig genug, sich selbst zu verteidigen, sie ist nicht auf die Fürsorge ihrer Tochter angewiesen. Ich gebe zu, daß ich dich jetzt nur necken wollte, aber nichtsdestoweniger wiederhole ich, was ich schon vorhin sagte. Setz dir dieses Mädchen nicht in den Kopf. Sie ist nichts für dich! Ich, Hercule Poirot,

weiß das. Wenn ich mich nur erinnern könnte, wo ich dieses Gesicht schon gesehen habe?"

„Welches Gesicht?" fragte ich erstaunt. „Das der Tochter?" „Nein, das der Mutter." Als er mein Erstaunen merkte, nickte er bestätigend. „Ja doch, es ist so, wie ich dir sagte. Es ist schon lange her, als ich noch bei der belgischen Polizei war. Ich sah diese Frau nie persönlich, aber ich sah ihr Bild - im Zusammenhang mit einem - Fall. Ich glaube bestimmt -" „Was?"

„Ich kann mich irren, aber ich glaube bestimmt, daß es eine Mordaffäre war!"

## 8

Frühzeitig fanden wir uns am nächsten Morgen in der Villa ein. Der Wachtposten am Gittertor versperrte uns diesmal nicht den Weg. Im Gegenteil, er grüßte ehrerbietig, und wir gingen auf das

Haus zu. Leonie, das Stubenmädchen, kam eben die Treppe herabgelaufen, und schien nicht abgeneigt, ein wenig mit uns zu plaudern.

Poirot erkundigte sich nach dem Befinden von Madame Renauld.

Leonie schüttelte den Kopf. »Sie ist ganz außer Fassung, die arme Frau! Sie will nichts essen, aber rein gar nichts! Und sie ist so bleich wie ein Gespenst. Es ist herzzerbrechend, sie anzusehen. Oh, ich würde mich nicht um einen Mann kränken, der mich mit einer anderen betrog."

Poirot nickte zustimmend: „Was Sie sagen, ist sehr richtig, doch was wollen Sie? Das Herz einer liebenden Frau verzeiht manches. Aber sicher gab es im Verlauf der letzten Monate viele Auseinandersetzungen zwischen den beiden?"

Wieder schüttelte Leonie den Kopf: „Niemals, Monsieur. Nie hörte ich, daß Madame sich auflehnte - sie machte nicht einmal Vorwürfe! Sie war engelsanft - ganz anders als Monsieur!" „Monsieur war also kein Engel?"

„Weit entfernt davon. Wenn er in Wut geriet, wußte es das ganze Haus. Damals, als er Streit mit Monsieur Jack hatte - du lieber Himmel! - da schrien sie so laut, daß man sie bis zum Marktplatz hören konnte!"

„Wirklich", sagte Poirot. „Wann war denn dieser Streit?"

„Oh, kurz bevor Monsieur Jack nach Paris reiste. Beinahe hätte er den Zug versäumt. Er kam aus der Bibliothek und ergriff eine Reisetasche, die er in der Halle zurückgelassen hatte. Das Auto war eben in Reparatur, und er mußte zu Fuß zum Bahnhof laufen. Ich staubte im Salon ab, und ich sah ihn vorbeigehen, sein Gesicht war weiß - so weiß - mit zwei brennendroten Flecken. auf den Wangen. Ach, war er wütend!"

Leonie genoß gründlich ihre eigene Erzählung.

„Und worüber stritten sie?"

„Ach, das weiß ich nicht", gestand Leonie, „es ist zwar richtig, daß sie schrien, aber ihre Stimmen klangen so laut und schrill, und sie sprachen so schnell, daß nur jemand, der die englische Sprache sehr gut beherrscht, sie verstanden hätte. Aber Monsieur war den ganzen Tag wie eine Gewitterwolke! Man konnte ihm nichts recht machen!"

Das Geräusch des Schließens einer Tür im oberen Stockwerk unterbrach Leonies Redefluß.

„Francoise wartet auf mich!“ rief sie aus, als sie zum Bewußtsein ihrer Pflichten erwachte. „Die Alte zankt immer.“

„Einen Augenblick, Mademoiselle. Wo ist der Untersuchungsrichter?“

„Er ging mit dem ändern Herrn zur Garage hinaus, um sich das Auto anzusehen. Der Kommissar glaubt, es könnte vielleicht in der Mordnacht benützt worden sein.“

„Quelle idée“, murrte Poirot, als das Mädchen gegangen war. «Willst du ihnen nachgehen?“

„Nein, ich werde sie im Salon erwarten. Dort ist es kühl an diesem heißen Vormittag.“

Diese gelassene Art, die Dinge zu nehmen, war wieder gar nicht nach meinem Sinn. „Wenn du nichts dagegen hast -“ sagte ich zögernd.

„Nicht im geringsten. Du willst wohl auf eigene Faust Entdeckungen machen?“

„Ja, ich wollte eigentlich Giraud aufsuchen, wenn er in der Nähe ist, und sehen, was er treibt.“

„Ein Spürhund in Menschengestalt“, sagte Poirot vor sich hin, lehnte sich behaglich in einen Fauteuil und schloß die Augen. »Selbstverständlich, bitte sehr, lieber Freund. Au revoir.“

Ich schlug den Pfad ein, den wir am Tag vorher gegangen waren. Mich gelüstete es, den Tatort des Verbrechens selbst zu untersuchen. Ich ging jedoch nicht direkt auf den Platz zu, sondern schlug mich seitwärts in die Büsche, um einige hundert Ellen weiter, rechts bei den Golfplätzen, herauszukommen. War Giraud noch auf dem Platze, so wollte ich seine Arbeitsweise beobachten, bevor er meine Anwesenheit merkte. Aber das Gesträuch wuchs hier viel dichter, und ich hatte alle Mühe, mir einen Weg hindurchzubahnen. Als ich endlich auf die Lichtung hinauskam, geschah es so unerwartet, daß ich an eine junge Dame stieß, die mit dem Rücken zu den Büschen stand.

Begreiflicherweise stieß sie einen verhaltenen Schrei aus, aber auch mir entschlüpfte ein Laut des Staunens. Denn meine Reisegefährtin Cinderella stand vor mir.

Das Staunen war gegenseitig.

„Sie?“ riefen wir beide wie aus einem Munde.

Die junge Dame faßte sich zuerst.

„Beim heiligen Simplizius!“ rief sie aus, „was machen Sie hier?“

„Darf ich die gleiche Frage an Sie richten?“ gab ich zurück.

„Als ich Sie zuletzt sah, vorgestern war es, trollten Sie sich eben nach England heim wie ein guter, braver Junge. Hat Ihnen Ihr Parlamentarier eine Saisonkarte verschafft?“

Ich überhörte den Spott ihrer Worte. „Als ich Sie zuletzt sah“, sagte ich, „gondelten Sie mit Ihrer Schwester Heimwärts wie ein braves, kleines Mädchen. Übrigens, wie geht es Ihrer Schwester?“

Weißer Zähne blitzten mich an. „Wie nett von Ihnen, danach zu fragen! Danke, meiner Schwester geht es gut.“

„Ist sie mit Ihnen hier?“

„Sie blieb in der Stadt“, sagte sie würdevoll.

„Ich glaube nicht sehr an diese Schwester“, lachte ich. „Und wenn Sie eine haben, heißt sie vermutlich weiß Gott wie!“

„Entsinnen Sie sich noch meines Namens?“ fragte sie lächelnd.

„Cinderella. Aber nicht wahr, jetzt werden Sie mir Ihren wahren Namen sagen!“ Unwillig schüttelte sie den Kopf.

„Auch nicht, weshalb Sie hier sind?“

„O das! Haben Sie nie davon gehört, daß Angehörige meines Berufes in Urlaub gehen?“

„In einen kostspieligen französischen Badeort?“

„Ungeheuer billig, wenn man sich nur auskennt.“

Ich sah ihr scharf in die Augen. „Doch als ich Ihnen vor zwei Tagen begegnete, hatten Sie noch keine Absicht, hierherzukommen?“

„Es kommt immer anders, als man denkt“, sagte Miss Cinderella anzüglich.

„Und nun habe ich Ihnen gerade so viel erzählt, als Ihnen guttut. Kleine Jungen sollen nicht neugierig sein. Sie haben mir noch nicht erzählt, was Sie hier machen? Vermutlich haben Sie den Herrn vom Parlament im Schlepptau, und der spielt am Strand den verfluchten Kerl ...“

Ich schüttelte den Kopf. „Raten Sie nochmals. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen erzählte, mein Freund sei Detektiv . . .“

„Ja?“

„Und vielleicht haben Sie von dem Verbrechen in der Villa Genevieve gehört -?“

Sie starrte mich an. Sie zitterte, und ihre Augen wurden groß und rund. „Wollen Sie damit sagen - daß Sie deshalb hier sind?“

Ich nickte. Zweifellos hatte das tiefen Eindruck gemacht, Ihre Erregung war zu offenkundig, als sie mich nun anblickte. Sie schwieg einige Sekunden und starrte mich an. Dann nickte sie.

„Ach, ist das ein glücklicher Zufall! Schleppen Sie mich herum. Ich möchte alle Greuel sehen.“

„Was meinen Sie damit?“

„Was ich sage. Zum Kuckuck, erinnern Sie sich denn nicht, daß ich für Verbrechen schwärme? Weshalb, glauben Sie, gefährde ich meine Fußknöchel in solchen Stöckelschuhen auf diesem Stoppelfeld? Stundenlang schnüffele ich schon hier herum. Erst versuchte ich es beim Hauptzugang, aber da verstellte mir der schwerfällige französische Gendarm den Weg. Ich glaube, daß Helena von Troja, Cleopatra und Maria Stuart in einer Person ihn nicht in Versuchung brächten! Es ist wirklich ein besonderer Glücksfall, daß ich hier auf Sie stieß. Kommen Sie jetzt, und zeigen Sie mir alles Sehenswerte.“

„Aber ich bitte Sie - warten Sie einen Augenblick -, ich kann es nicht tun. Niemand darf eintreten!“

„Sind denn nicht Sie und Ihr Freund hier die Oberbonzen?“

Ich war nicht geneigt, ihren Glauben an meine Machtstellung zu erschüttern. „Warum sind Sie so erpicht darauf?“ fragte ich schwach. „Und was wollen Sie eigentlich sehen?“

„Oh, alles! Den Ort, wo es geschah, die Waffen, den Leichnam und irgendwelche Fingerabdrücke oder sonstige interessante Dinge. Nie vorher hatte ich Gelegenheit, in so unmittelbare Nähe eines Verbrechens zu gelangen. Das wird eine Erinnerung fürs ganze Leben.“

Angewidert wandte ich mich ab. Wohin war es mit den heutigen Frauen gekommen? Oft hatte ich von Weibern gelesen, die den Gerichtssaal belagerten, wenn es um irgendeines Unglückseligen Leben oder Tod ging. Und ich hatte mich schon oft gefragt, was für Frauen das wohl sein mochten. Nun wußte ich es. Sie waren von der Art Cinderellas, jung und doch von Sehnsucht nach krankhafter Erregung besessen, nach Sensationen um jeden Preis, ohne auf Anstand oder Feingefühl Rücksicht zu nehmen. Die lebendige Schönheit des Mädchens zog mich wider meinen Willen an, doch in meinem Herzen war der erste Eindruck, Mißbilligung und Abneigung, zurückgeblieben. Ich gedachte meiner lange verstorbenen Mutter. Was sie wohl zu diesem seltsamen Produkt modernen Mädchentums gesagt hätte? Dem hübschen Antlitz voll Schminke und Puder und dem dämonischen Sinn?

„Steigen Sie von Ihrem hohen Roß“, sagte die junge Dame plötzlich, „und haben Sie sich nicht so! Als man Sie hierherrief, steckten Sie die Nase auch in die Luft und sagten, daß es eine üble

Angelegenheit sei, mit der Sie nichts zu schaffen haben wollten . . .“

„Nein, aber -“

„Und wenn Sie Ihren Urlaub hier verbrächten, würden Sie da nicht genauso herumschnüffeln, wie ich es tue? Natürlich.“ „Ich bin ein Mann. Sie sind eine Frau.“ „Sie stellen sich vor, daß eine Frau auf einen Sessel springen und kreischen muß, wenn sie eine Maus erblickt. Das ist ja, alles prähistorisch. Aber Sie werden mir doch keinen Korb geben? Schauen Sie, es kann von großer Wichtigkeit für mich sein.“

„Inwiefern?“

„Es wird kein Berichterstatter zugelassen. Vielleicht könnte ich ein gutes Geschäft mit einer Zeitung machen. Sie haben ja keine Ahnung, wieviel sie für eine kleine Nachricht zahlen, um ihre Spalten zu füllen.“

Ich zögerte.

Sie schob eine kleine weiche Hand in meine. „Bitte - seien Sie lieb.“

Ich ergab mich. Insgeheim wußte ich, daß ich an der Aufgabe Gefallen finden würde. Schließlich ging mich ja das moralische Verhalten des Mädchens nichts an. Ich war wohl ein wenig unruhig, als mir einfiel, was der Untersuchungsrichter wohl dazu sagen würde, aber allzu schlimm konnte das ja auch nicht werden ...

Wir begaben uns zunächst zu der Stelle, wo der Leichnam entdeckt worden war. Ein Wachtposten stand dort, der mich respektvoll grüßte, da er mich vom Sehen kannte, und keinerlei Fragen wegen meiner Begleiterin stellte. Vermutlich war es ihm genügende Bürgschaft, daß sie in meiner Gesellschaft kam. Ich erklärte ihr, wie die Entdeckung gemacht worden war; sie hörte aufmerksam zu und stellte hie und da eine kluge Frage. Dann lenkten wir unsere Schritte der Villa zu. Ich ging

ziemlich vorsichtig, da es mir, um die Wahrheit zu sagen, durchaus nicht darum zu tun war, jemandem zu begegnen, und führte das Mädchen um die Büsche herum hinter das Haus, wo die kleine Hütte stand. Ich erinnerte mich, daß M. Bex am gestrigen Abend, nachdem er abgesperrt hatte, den Schlüssel dem Gendarm Marchaud zurückließ „für den Fall, daß Monsieur Giraud ihn verlangen würde, während wir oben sind“. Möglicherweise hatte der Beamte den Schlüssel wieder an Marchaud zurückgegeben. Ich ließ das Mädchen außer Sehweite im Gebüsch und betrat das Haus. Marchaud versah seinen Dienst vor dem Eingang in den Salon. Von innen drang Stimmengewirr.

„Monsieur sucht Monsieur Hautet? Er verhält Francoise nochmals.“

„Nein“, erwiderte ich hastig, „ich brauche ihn nicht. Aber ich möchte sehr gern den Schlüssel zum Schuppen haben, wenn es nicht gegen die Instruktionen verstößt.“

„Aber gewiß, Monsieur.“ Er zog ihn aus der Tasche. „Hier ist er. Monsieur Hautet ordnete an, daß wir Ihnen in jeder Hinsicht an die Hand gehen sollten. Ich bitte Sie nur, mir ihn wieder zurückzubringen, wenn Sie fertig sind. Das ist alles.“ „Selbstverständlich.“

Es erfüllte mich mit Genugtuung, daß ich wenigstens in Marchauds Augen eine ebenso wichtige Persönlichkeit war wie Poirot. Das Mädchen erwartete mich. Sie schrie auf, als sie den Schlüssel in meiner Hand erblickte.

„Sie haben ihn bekommen!“

„Natürlich“, sagte ich kühl. „Aber Sie wissen doch, welche Inkorrektheit ich begehe . . .“

„Sie sind reizend nett, und ich werde es Ihnen nie vergessen. Kommen Sie. Man kann uns doch vom Hause aus nicht sehen?“

„Warten Sie einen Augenblick.“ Ich hielt sie zurück. „Ich werde Sie nicht hindern, wenn Sie wirklich hineingehen wollen. Aber wollen Sie es auch wirklich? Sie sahen das Grab und die Golfplätze, Sie hörten alle Einzelheiten der Tat. Genügt Ihnen das nicht? Was jetzt kommt, ist grauenhaft und - unerquicklich.“

Einen Augenblick lang sah sie mich an mit einem Ausdruck, den ich nicht ganz ergründen konnte. Dann lachte sie.

„Ach, wegen des Grauens“, sagte sie. „Gehen wir hinein.“

Schweigsam erreichten wir den Eingang des Schuppens. Ich öffnete, und wir traten ein. Ich schritt auf den Leichnam zu und hob langsam die Decke, wie Bex es tags zuvor getan hatte. Da brach leises Stöhnen von den Lippen meiner Begleiterin, und ich wandte mich ihr zu. Nun spiegelte sich Grauen in ihrem Antlitz, und sie zitterte am ganzen Körper. Sie hatte meinen Rat nicht hören wollen und büßte nun dafür, daß sie ihn mißachtet hatte. Ich fühlte kein Erbarmen mit ihr. Nun sollte sie damit fertig werden.

„Sehen Sie“, sagte ich. „Er wurde von rückwärts erstochen.“

Beinahe tonlos klang ihre Stimme: „Womit?“

Ich wies auf den Glaskrug. „Mit diesem Dolch.“

Plötzlich taumelte das Mädchen und brach zusammen. Ich sprang ihr bei und half ihr auf einen Gartenstuhl.

„Kommen Sie schnell hinaus. Es war doch zuviel für Sie.“

„Wasser“, flüsterte sie. „Schnell, Wasser!“

Ich verließ sie und eilte ins Haus. Glücklicherweise begegnete ich keinem der Dienstmädchen und konnte unbemerkt ein Glas Wasser holen, dem ich einige Tropfen Brandy aus meiner Reiseflasche beimengte. Wenige Minuten später war ich wieder zurück. Das Mädchen saß noch, wie ich es verlassen hatte, aber einige Schluck Wasser mit Brandy hatten wunderbar belebende Wirkung.

„Schnell, schnell, führen Sie mich fort von hier!“ bat sie schauernd.

Ich stützte sie, geleitete sie ins Freie und stieß die Tür hinter mir zu. Dann atmete sie tief.

„Jetzt ist es mir besser. Oh, es war schrecklich! Weshalb ließen Sie mich hineingehen?“

Das war so echt weiblich, daß ich ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Ingeheim freute mich ihr Zusammenbruch. Er bewies, daß sie nicht ganz so gefühllos war, wie ich ursprünglich gedacht hatte. Schließlich war sie fast noch ein Kind, und die Neugierde kam wahrscheinlich von ihrer Unbesonnenheit.

„Wie Sie wissen, versuchte ich alles, um Sie davon abzuhalten“, sagte ich sanft.

„Ich glaube, Sie taten das wirklich. Und nun leben Sie wohl.“

Sie wandte mir den Rücken zu.

Ich folgte ihr hastig ein oder zwei Schritte.

„Hören Sie, so können Sie nicht fortgehen - so allein. Sie sind dessen noch nicht fähig. Ich bestehe darauf, Sie nach Merlinville zurückzubegleiten.“

„Unsinn. Ich fühle mich schon ganz wohl.“

„Und wenn Sie noch einmal ohnmächtig werden? Nein, ich gehe mit Ihnen.“

Aber dagegen wehrte sie sich energisch. Endlich setzte ich durch, daß ich sie bis in die Nähe von Merlinville begleiten durfte. Wir gingen den Weg zurück, den wir gekommen waren, am Grabe vorbei, und machten einen Umweg, um die Straße zu umgehen. Als wir die ersten verstreut liegenden Geschäftsläden erreichten, blieb sie stehen und streckte mir die Hand entgegen.

„Leben Sie wohl, und noch vielen Dank für die Begleitung.“

„Fühlen Sie sich wirklich wieder ganz wohl?“

„Vollkommen, danke schön. Ich hoffe, daß Ihnen keine Unannehmlichkeiten daraus erwachsen werden, daß Sie mir so gefällig waren ...“

Leichthin verwarf ich diesen Gedanken.

„Dann leben Sie wohl.“

„Auf Wiedersehen“, verbesserte ich. „Da Sie sich hier aufhalten, werden wir uns wieder treffen.“

Sie lächelte mir zu: „Sicher. Auf Wiedersehen also.“

„Einen Augenblick noch - und Ihre Adresse?“

„Oh, ich wohne im Hotel du Phare. Es ist ein kleiner, aber ganz guter Gasthof. Besuchen Sie mich morgen.“

„Ich werde so frei sein“, sagte ich, vielleicht eifriger als nötig.

Ich sah ihr nach, bis sie meinen Blicken entschwand, und kehrte dann zur Villa zurück. Es fiel mir ein, daß ich die Tür des Schuppens nicht versperrt hatte. Glücklicherweise hatte niemand mein Versehen bemerkt, und ich zog den Schlüssel ab, nachdem ich das Versäumte nachgeholt hatte, und gab ihn dem Gendarm zurück. Und als ich damit beschäftigt war, kam mir plötzlich m den Sinn,

daß mir Cinderella zwar ihre Adresse gegeben hatte, daß ich aber noch immer ihren Namen nicht wußte.

9

Im Salon traf ich den Untersuchungsrichter dabei an, Auguste, den alten Gärtner, zu verhören. Poirot und der Kommissar begrüßten mich, dieser durch eine höfliche Verbeugung, jener durch ein Lächeln. Leise schlich ich zu einem Sessel. So unverdrossen und bis zum Äußersten genau M. Hautet sich auch ins Zeug legte, es gelang ihm doch nicht, irgend etwas von Belang zu entdecken.

Auguste gab zu, daß die Gartenhandschuhe ihm gehören. Er trug sie, wenn er eine bestimmte Art Primeln pflanzte, die manchen Menschen schädlich war. Er konnte nicht angeben, wann er sie zuletzt getragen habe. Keinesfalls habe er sie vermißt. Wo sie aufbewahrt werden? Manchmal hier, manchmal dort. Der Spaten war gewöhnlich in der kleinen Gerätehütte zu finden. War sie versperrt? Natürlich war sie versperrt. Wo befand sich der Schlüssel? Parbleu, selbstverständlich an der Tür. Es gebe dort nichts Wertvolles zu stehlen. Wer habe an Banditen oder Mörder gedacht? Zur Zeit von Madame la Vicomtesse pflegten solche Dinge nicht vorzukommen.

Als M. Hautet merken ließ, daß er mit ihm fertig sei, zog sich der alte Mann zurück, nicht ohne bis zuletzt gebrummt zu haben. Ich gedachte Poirots unerklärlicher Beharrlichkeit, als es sich um die Fußspuren in den Blumenbeeten handelte, und ich beobachtete Auguste daher genau, während er vernommen wurde. Entweder hatte er nichts mit dem Verbrechen zu schaffen, oder er war ein vollendeter Schauspieler. Plötzlich kam mir ein Gedanke.

„Pardon, Monsieur Hautet“, rief ich, „darf ich eine Frage stellen?“

„Aber gewiß, Monsieur.“

„Wo befinden sich Ihre Stiefel?“ fragte ich den Alten. „An meinen Füßen“, knurrte er. „Wo sonst?“ „Aber wenn Sie des Abends zu Bett gehen?“ „Unter dem Bett.“

„Und wer putzt sie?“

„Niemand. Wozu sollten sie geputzt werden? Gehe ich denn wie ein junger Mann auf dem Korso spazieren? Am Sonntag trage ich Sonntagsschuhe, aber sonst -“ Er zuckte die Achseln.

Ich schüttelte entmutigt den Kopf.

„Ja, ja“, meinte der Untersuchungsrichter, „es geht nicht vorwärts. Zweifellos sind wir durch die ausständige Kabelantwort aus Santiago aufgehalten. Hat niemand Giraud gesehen? Der läßt aber wirklich viel an Höflichkeit zu wünschen übrig. Ich hätte nicht übel Lust, ihn holen zu lassen und -“

„Da werden Sie nicht weit zu schicken haben.“

Die ruhige Stimme überraschte uns. Giraud stand draußen und blickte durch das offene Fenster.

Mühe los sprang er in das Zimmer und trat an den Tisch.

„Da bin ich, und zu Ihrer Verfügung. Verzeihen Sie, daß ich nicht früher zur Stelle war.“

„O bitte, bitte!“ sagte der Richter ein wenig betreten.

„Zwar bin ich nur Detektiv“, fuhr der andere fort, „und verstehe nichts von Verhören. Aber würde ich ein Verhör leiten, so geschähe es nicht bei offenen Fenstern. Ein Draußenstehender kann leicht alles hören, was drinnen vorgeht. Doch das macht nichts!“

M. Hautet stieg vor Ärger das Blut in die Wangen. Es schien, als würde es zu keiner großen Sympathie zwischen dem Untersuchungsrichter und dem Detektiv kommen, in deren Händen die Sache lag. Sie waren von Anfang an gegeneinander eingestellt. Vielleicht wäre es in jedem Fall so gewesen. M. Giraud hielt alle Untersuchungsrichter für Narren, und M. Hautet, der sich selbst so ernst nahm, konnte nicht umhin, die gleichgültige Art des Pariser Detektivs als schwere Beleidigung zu empfinden.

„Eh bien, Monsieur Giraud“, sagte er nun scharf, „Sie haben Ihre Zeit gewiß staunenswert ausgenützt! Sie bringen uns sicher die Namen der Mörder, nicht wahr? Und auch die genaue Angabe des Ortes, an dem sie sich befinden?“

Ohne die Ironie zu beachten, antwortete M. Giraud: „Ich weiß wenigstens, woher sie kamen.“

„Was?“

Giraud zog zwei kleine Gegenstände aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Es waren sehr primitive Dinge, ein Zigarettenstummel und ein unbenutztes Zündholz. Der Detektiv wandte sich an Poirot: „Was sehen Sie hier?“

Es lag wie Herausforderung in dem Ton, der mir das Blut in die Wangen trieb. Aber Poirot blieb unerschütterlich. Er zuckte die Achseln. „Das Ende einer Zigarette und ein Zündhölzchen.“

„Und was sagt Ihnen das?“

Poirot streckte die Hände aus.

„Es sagt mir - nichts.“

„Oh!“ sagte Giraud zufrieden. „Sie haben diese Dinge nicht untersucht. Dies ist kein gangbares Streichholz - wenigstens nicht in diesem Lande. Aber in Südamerika ist es alltäglich. Glücklicherweise ist es unbenutzt. Sonst hätte ich es vielleicht nicht erkannt. Offenbar warf einer der Männer seine Zigarette fort und zündete sich eine zweite an, und bei der Gelegenheit dürfte ein Zündhölzchen aus der Schachtel gefallen sein.“

„Und das andere Zündholz?“ fragte Poirot. „Welches?“

„Das Hölzchen, mit dem er wirklich die Zigarette in Brand setzte. Fanden Sie das auch?“ „Nein.“

„Vielleicht suchten Sie nicht gründlich genug.“ „Nicht gründlich genug gesucht -“ Es schien einen Augenblick, als würde der Detektiv zornig auffahren, aber er nahm sich zusammen und beherrschte sich. „Ich sehe, Sie scherzen gern, Monsieur Poirot. Aber jedenfalls, ob nun das Holz da ist oder nicht, hätte ja auch das Zigarettenende genügt. Es ist eine südamerikanische Zigarette mit hygienischem Mundstück aus Stößholz.“

Poirot verneigte sich, der Kommissar sagte: „Der Zigarettenstummel und das Zündhölzchen könnten auch von Monsieur

Renauld herrühren. Er kam vor zwei Jahren aus Südamerika zurück.“

„Nein“, erwiderte der andere. „Ich durchstöberte bereits die Habseligkeiten von Monsieur Renauld. Er hatte ganz andere Zigaretten und Streichhölzer.“

„Finden Sie es nicht sonderbar“, fragte Poirot, „daß diese Fremdlinge, die so ganz ohne Waffen, Handschuhe und Spaten hierhergekommen sein sollten, diese Dinge so zweckdienlich vorfanden?“

Giraud lächelte überlegen: „Gewiß, es ist sonderbar. Und ohne meine Annahme wäre es unerklärlich.“

„Aha!“ rief M. Hautet. „Ein Mitschuldiger im Hause!“ „Oder außerhalb desselben“, sagte Giraud geheimnisvoll. „Aber es muß sie jemand hereingelassen haben. Wir können doch nicht annehmen, daß sie durch einen noch nie dagewesenen Glücksfall die Tür offen fanden?“

„Die Tür wurde für sie geöffnet; aber ebensogut konnte sie von jemandem, der einen Schlüssel besaß, von außen geöffnet worden sein.“

„Aber wer besaß einen Schlüssel?“

Giraud zuckte die Achseln: „Was das anbelangt, wird keiner diese Tatsache zugeben, solange er es vermeiden kann. Aber verschiedene Leute können einen besessen haben. Monsieur Jack Renauld, der Sohn, beispielsweise. Er ist zwar auf dem Wege nach Südamerika, aber er konnte ihn ja verloren haben, oder vielleicht wurde er ihm gestohlen. Dann der Gärtner - er ist doch schon viele Jahre hier. Eines der jüngeren Dienstmädchen könnte einen Liebhaber haben. Nichts leichter, als einen Abdruck machen und danach einen Schlüssel anfertigen lassen. Es gibt allerhand Möglichkeiten. Dann ist da noch eine andere Person, von der es, wie ich glaube, außerordentlich Wahrscheinlich ist, daß sie einen Schlüssel besaß.“

„Wer ist das?“

„Madame Daubreuil“, sagte der Detektiv.

„Ei, ei“, meinte der Untersuchungsrichter, „Sie haben also auch davon schon gehört?“

„Ich höre alles“, sagte Giraud selbstbewußt.

„Ich möchte schwören, daß es etwas gibt, was Sie noch nicht hörten“, sagte Hautet entzückt, sein überlegenes Wissen zeigen zu können, und ohne Umschweife berichtete er nochmals über den geheimnisvollen Besuch am letzten Abend. Er erwähnte auch den Scheck auf den Namen „Duveen“ und zeigte Giraud schließlich den mit „Bella“ unterzeichneten Brief.

„Alles sehr interessant. Aber meine Theorie bleibt davon unberührt.“

Und worin besteht Ihre Theorie?“

„Ich ziehe es vor, das vorläufig nicht zu sagen. Bedenken Sie, daß ich eben erst am Anfang meiner Nachforschungen stehe.“

„Sagen Sie mir eines, Monsieur Giraud“, fragte plötzlich Poirot. „Ihre Annahme setzt voraus, daß die Tür aufgeschlossen wurde. Sie erklärt aber nicht, warum man sie offenließ; wäre es, als die Verbrecher weggingen, nicht natürlich gewesen, die Tür hinter sich zu schließen? Wenn zufällig ein Gendarm am Haus vorbeigekommen wäre, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, wären sie entdeckt und gleich überführt worden.“

„Bah! Sie vergaßen es. Ein Fehler, gebe ich zu!“

Da aber, zu meiner Überraschung, sagte Poirot fast die gleichen Worte, die er am Abend vorher zu Bex geäußert hatte: „Ich teile Ihre Ansicht nicht. Daß die Tür offenblieb, war entweder Absicht oder Notwendigkeit. Jede Annahme, die dieser Voraussetzung widerspricht, wird sich als falsch erweisen.“

Der Detektiv drehte seinen Schnurrbart und bäugte meinen Freund, als ob er sich lustig über ihn machen wollte: „Sie teilen meine Ansicht nicht? Nun, was bemerken Sie Besonderes an dem Fall? Lassen Sie uns Ihre Ansicht hören.“

„Eines scheint mir bedeutungsvoll. Sagen Sie, Monsieur Giraud, kommt Ihnen der Fall nicht bekannt vor? Erinnert er Sie an nichts?“

„Bekannt? An etwas erinnern? Das kann ich nicht so ohne weiteres sagen. Aber ich glaube kaum.“

„Sie haben unrecht“, sagte Poirot gelassen. „Ein fast ganz gleiches Verbrechen wurde schon früher einmal begangen.“

„Wann? Und wo?“

„Ja, daran kann ich mich leider im Augenblick nicht erinnern, ich hatte gehofft, Sie würden mir dabei behilflich sein können.“

Giraud brummte ungläubig: „Es gab viele Verbrechen mit maskierten Männern. Ich kann mir nicht die Einzelheiten von ihnen allen merken. Mehr oder weniger gleicht ein Verbrechen dem anderen.“

„Doch gibt es etwas - etwas wie eine persönliche Note.“ Poirot verfiel plötzlich in dozierendes Sprechen und wandte sich an uns alle. „Ich will Ihnen jetzt etwas über die Psychologie des Verbrechens sagen. Monsieur Giraud weiß sehr genau, daß jeder Verbrecher seine eigene Methode hat und daß die Polizei sehr oft durch die eigenartige Methode eines Einbruchs zum Beispiel Verdacht in bestimmter Richtung hegt. (Japp wird dir das gleiche sagen, Hastings!) Der Mensch ist ein unoriginelles Tier. Unoriginell innerhalb der Gesetze seines täglichen anständigen Lebens, aber ebenso unoriginell außerhalb derselben. Wenn ein Mann ein Verbrechen begeht, wird jedes weitere, das er begeht, dem ersten gleichen. Der englische Mörder, der sich seiner Frauen nacheinander entledigte, indem er sie im Bade ertränkte, war ein Schulfall. Hätte er sie auf verschiedene Art aus dem Wege geräumt, so wäre er vielleicht bis heute der Entdeckung entgangen. Aber er gehorchte den gewöhnlichen Gesetzen menschlicher Natur, indem er annahm, daß, was einmal gelang, immer gelingen müsse, und er büßt nun für seinen Mangel an Originalität.“ „Und die Moral davon?“

„Daß, wenn Sie zwei in Plan und Ausführung fast gleiche Verbrechen vor sich haben, Sie dahinter ein Hirn finden werden. Ich suche dieses Hirn, Monsieur Giraud, und ich werde es finden. Hier haben wir einen wirklichen Schlüssel - einen psychologischen Schlüssel. Sie, Monsieur Giraud, mögen wohl alles über Zigaretten und Zündhölzchen wissen, aber ich, Hercule Poirot, kenne den Menschenverstand! Zu Ihrer Orientierung möchte ich Sie noch auf eine Tatsache aufmerksam machen, die vielleicht sonst nicht zu Ihrer Kenntnis gelangen würde. Die Armbanduhr von Madame Renauld ging am Tag nach dem Unglück zwei Stunden vor.“

Giraud blickte auf: „Vielleicht ging sie immer vor?“

„Es wurde mir mitgeteilt, daß dies nicht der Fall gewesen sei.“

„Dann um so besser.“

„Aber nichtsdestoweniger sind zwei Stunden sehr viel“, sagte Poirot sanft. „Und dann ist noch die Sache mit den Fußspuren im Blumenbeet.“ Er deutete mit dem Kopf nach dem offenen Fenster.

Giraud machte zwei eilige Schritte und blickte hinaus: „Aber ich sehe keine Fußspuren?“

„Nein“, sagte Poirot und schichtete einen Stoß Bücher auf dem Tische. „Es sind ja keine.“

Einen Augenblick lang war Girauds Antlitz fast unkenntlich vor blinder Wut. Er schritt auf seinen Peiniger zu, aber in dem Augenblick wurde die Tür des Salons geöffnet, und Marchaud kündete an: „Mr. Stonor, der Sekretär, ist soeben aus England eingetroffen. Darf er eintreten?“

## 10

Der Mann, der jetzt das Zimmer betrat, war eine auffallende Erscheinung. Sehr groß, gut gewachsen, mit athletischem Körperbau, tiefbronzefarbenem Gesicht und Nacken beherrschte er die Versammlung. Selbst Giraud machte neben ihm einen etwas bleichsüchtigen Eindruck. Später, als ich Gabriel Stonor besser kennenlernte, merkte ich, daß er eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit war. Engländer von Geburt, hatte er sieh in der ganzen Welt umhergetrieben. Er hatte Hochwild in Afrika gejagt, Korea bereist, Viehzucht in Kalifornien betrieben, und auf den Südseeinseln Geschäfte abgewickelt.

Sein sicherer Blick blieb auf M. Hautet haften.

„Wohl der mit dem Fall betraute Untersuchungsrichter? Ich freue mich. Sie kennenzulernen. Wie geht's Madame Renauld? Wie erträgt sie das Unglück? Es muß ein furchtbarer Schlag für sie gewesen sein.“

„Schrecklich, schrecklich“, sagte M. Hautet. „Gestatten Sie, dass ich vorstelle: Monsieur Bex, unser Polizeikommissar, Monsieur Giraud von der Sûreté. Dort der Herr ist Monsieur Hercule Poirot, der bekannte Detektiv. Monsieur Renauld hatte ihn herbeigerufen, aber er kam zu spät, um die Tragödie zu verhindern. Ein Freund Monsieur Poirots, Captain Hastings.“

Stonor blickte Poirot voll Interesse an: „Er rief Sie hierher?“ „Sie wußten also nichts davon, daß sich Monsieur Renauld mit der Absicht trug, einen Detektiv kommen zu lassen?“ fragte Bex gespannt.

„Nein, ich wußte es nicht. Aber es wundert mich durchaus nicht.“

„Warum?“

„Weil der alte Herr eigen war. Ich weiß nicht, um was es sich handelte. Er vertraute sich mir nicht an. So standen wir nicht miteinander. Aber eigen war er - sehr sogar.“

„Hm!“ machte M. Hautet. „Und die Ursache ist Ihnen unbekannt?“

„Wie ich eben sagte.“

„Verzeihen Sie, Monsieur Stonor, aber wir müssen einige kleine Formalitäten erledigen. Sie heißen?“

»Gabriel Stonor.“

„Seit wann sind Sie Monsieur Renaulds Sekretär?“

„Seit ungefähr zwei Jahren, als er aus Südamerika zurückkehrte. Ich machte seine Bekanntschaft durch einen gemeinsamen Freund, und er bot mir diese Stellung an. Er war ein verdammt guter Herr.“

„Erzählte er Ihnen des öfteren von seinem Leben in Südamerika?“

„Ja, häufig.“

„Ist Ihnen bekannt, ob er je in Santiago war?“

„Ich glaube, einige Male.“

„Erwähnte er niemals ein besonderes Ereignis, das ihm dort zugestoßen war - irgendein Ereignis, das eine Rache herausgefordert haben könnte?“

„Niemals.“

„Sprach er von einem Geheimnis, das ihn seit damals umgab?“ „Nicht, daß ich mich entsinnen könnte. Aber trotz alledem gab es ein Geheimnis um ihn. Nie hörte ich ihn zum Beispiel von seiner Kindheit sprechen oder von seinem Leben vor seiner Ankunft in Südamerika. Ich glaube, er war von Geburt französischer Kanadier, aber nie erzählte er von Kanada. Er konnte sich wie eine Muschel abschließen, wenn es ihm beliebte.“

„Also, soweit Ihnen bekannt ist, besaß er keine Feinde, und Sie können uns keinen Hinweis auf irgendeinen Vorfall geben, der vielleicht mit seiner Ermordung in Verbindung zu bringen ist?“

„Nein.“

„Monsieur Stonor, hörten Sie jemals den Namen Duveen?“

„Duveen. Duveen?“ Er dachte angestrengt nach. „Ich glaube nicht, ihn gehört zu haben. Und, doch kommt er mir bekannt vor.“

„Kennen Sie eine Dame, eine Freundin Monsieur Renaulds, die mit dem Taufnamen Bella heißt?“

„Bella Duveen? Ist dies der ganze Name? Ist es nicht merkwürdig? Ich weiß bestimmt, daß ich ihn kenne. Nur fällt mir augenblicklich der Zusammenhang nicht ein.“

Der Untersuchungsrichter hüstelte: „Verstehen Sie mich recht, Monsieur Stonor. - Der Fall liegt so: Es darf keine Vorbehalte geben. Sie lassen sich vielleicht durch Ihre Gefühle für Madame Renauld - für die Sie, wie ich annehme, große Verehrung und Zuneigung empfinden - vielleicht - offenbar!“ sagte M. Hautet und verwickelte sich immer mehr in den Satz. „Es darf absolut keine Vorbehalte geben.“

Stonor starrte ihn an, in seinen Augen dämmerte Verständnis. „Ich kann nicht ganz mitkommen“, sagte er höflich. „Was hat denn das mit Madame Renauld zu tun? Ich habe große Achtung und Verehrung für diese Dame, denn sie ist ein ganz wundervoller, ungewöhnlicher Mensch, aber ich kann nicht ganz verstehen, inwiefern meine Zurückhaltung, oder wie Sie es nennen, auf sie wirken könnte?“

„Auch nicht, wenn es sich erweisen sollte, daß diese Bella Duveen Monsieur Renauld mehr als eine Freundin war?“

„Oh!“ sagte Stonor. „Jetzt begreife ich. Aber ich würde meinen letzten Dollar wetten, daß Sie unrecht haben. Der alte Herr kümmerte sich um keine Schürze. Er vergötterte nur seine eigene Gattin. Sie waren das glücklichste Ehepaar, das ich kannte.“

Freundlich schüttelte M. Hautet den Kopf.

„Monsieur Stonor, wir haben einen sicheren Beweis - einen Liebesbrief dieser Bella an Monsieur Renauld, in dem sie ihm vorwirft, daß er ihrer müde geworden sei. Überdies haben wir weitere Beweise, daß er vor seinem Ableben eine Liebschaft mit einer Französin, einer Madame Daubreuil hatte, die in einer benachbarten Villa wohnt.“

Des Sekretärs Augen weiteten sich: „Halten Sie ein, bitte. Sie sind falsch unterrichtet. Ich kannte Paul Renauld. Was Sie eben sagten, ist glatt unmöglich. Es muß eine andere Erklärung dafür geben.“

Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln: „Was für eine andere Erklärung wäre da möglich?“

„Was veranlaßt Sie, anzunehmen, dass es sich um eine Liebesgeschichte handele?“

„Madame Daubreuil hatte die Gewohnheit, ihn in den Abendstunden hier zu besuchen. Auch brachte Madame Daubreuil, seit Renauld die Villa Geneviève bewohnte, große Summen in Banknoten auf ihr Konto. Alles zusammen belauft sich auf viertausend Pfund Ihres englischen Geldes.“

„Ich vermute, daß das richtig ist“, sagte Stonor ruhig. „Ich übermittelte ihr, auf seinen Wunsch, diese Summen in Noten. Aber es war keine Liebesgeschichte.“

„Und was sonst könnte es gewesen sein?“

„Erpressung“, sagte Stonor scharf, und schlug krachend auf den Tisch. „Das war es.“

„Oh!“ rief der Untersuchungsrichter überrascht.

„Erpressung“, wiederholte Stonor. „Der alte Mann wurde geschröpft - und zwar ganz ausgiebig. Viertausend Pfund in zwei Monaten! Hui! Ich sagte Ihnen vorhin, daß es ein Geheimnis um Renauld gab. Offenbar wußte Madame Daubreuil genug darüber, um einen Druck auf ihn ausüben zu können.“

„Das wäre denkbar“, rief der Kommissar erregt. „Entschieden wäre das denkbar.“

„Denkbar“, rief Stonor. „Es ist völlig sicher. Haben Sie Madame Renauld über diesen Teil der Angelegenheit ausgefragt?“

„Nein, Monsieur, wir wollten ihr keinen Kummer bereiten und vermieden es.“

„Kummer? Sie hätte Ihnen ins Gesicht gelacht! Ich sage Ihnen, sie und Renauld waren ein Paar, wie man kaum unter Hunderten eines findet.“

„Ah, das bringt mich auf etwas anderes“, sagte M. Hautet. „Zog Monsieur Renauld Sie wegen 'seines Testaments ins Vertrauen?“

„Darüber weiß ich alles - ich nahm es zum Notar mit, nachdem er es niedergeschrieben hatte. Ich kann Ihnen den Namen seines Rechtsanwaltes nennen, falls Sie Einblick nehmen wollen. Es liegt dort. Es ist ganz einfach. Die Hälfte seines Vermögens auf Lebzeiten seiner Frau, die andere Hälfte seinem Sohn. Einige Legate. Ich glaube, auch für mich einige tausend.“

„Wann wurde dieses Testament verfaßt?“

„Oh, ungefähr vor eineinhalb Jahren.“

„Würde es Sie sehr wundern, wenn Sie erführen, daß Monsieur Renauld vor nicht ganz vierzehn Tagen noch ein Testament verfaßte?“

Stonor war sichtlich sehr überrascht: „Davon hatte ich keine Ahnung. Was enthält es?“

„Sein ganzes ausgedehntes Vermögen vermacht er uneingeschränkt seiner Gattin. Des Sohnes wird keine Erwähnung getan.“

Mr. Stonor ließ einen Pfiff hören: „Ich finde das sehr hart für den Jungen. Seine Mutter vergöttert ihn zwar, aber für die Welt sieht es beinahe wie mangelndes Vertrauen von Seiten des Vaters aus. Das wird seine Eitelkeit schwer treffen. Aber auch das bestätigt, was ich Ihnen sagte: daß Renauld und seine Frau im besten Einvernehmen lebten.“

„Sehr richtig, sehr richtig“, sagte M. Hautet. „Vielleicht werden wir unsere Gedankengänge nach mancher Richtung umstellen müssen. Natürlich haben wir nach Santiago gekabelt und erwarten jeden Augenblick die Antwort. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dann alles klar und offen sein. Andererseits müßte doch, wenn Ihre Annahme auf Erpressung richtig ist, Madame Daubreuil in der Lage sein, uns wertvolle Aufschlüsse geben zu können.“

Hier warf Poirot ein: „Monsieur Stonor, Ist Masters, der englische Chauffeur, schon lange bei Monsieur Renauld?“

„Über ein Jahr.“

„Haben Sie eine Ahnung, ob er je in Südamerika war?“

„Ich weiß bestimmt, daß er nicht dort war. Ehe er In die Dienste M. Renaulds trat, war er viele Jahre bei einer Familie in Gloucestershire, die mir wohlbekannt ist.“

„Sie verbürgen sich also dafür, daß bei ihm jedes Verdachtsmoment ausscheidet?“

„Unbedingt.“

Poirot schien etwas verstimmt.

Unterdessen hatte der Richter Marchaud rufen lassen.

„Bestellen Sie Madame Renauld, ich ließe sie bitten, sie einige Augenblicke sprechen zu dürfen. Ich werde sie oben aufsuchen.“

Marchaud grüßte und verschwand.

Wir warteten einige Minuten, dann öffnete sich zu unserem Staunen die Tür, und Mme. Renauld betrat totenbleich, in tiefe Trauer gekleidet, das Zimmer.

M. Hautet rückte ihr einen Stuhl zurecht und erging sich in den nachdrücklichsten Beteuerungen, die sie ruhig entgegennahm. Stonor ergriff ihre Hand voll beredten Mitgefühls. Worte fehlten ihm. Mine. Renauld wandte sich M. Hautet zu: „Sie wollten mich etwas fragen?“

„Mit Ihrer Erlaubnis, Madame. Ich horte, Ihr Gatte sei von Geburt Franke-Kanadier gewesen. Können Sie uns irgend etwas über seine Jugend oder seine Erziehung mitteilen?“

Sie schüttelte den Kopf: „Mein Gatte war, was ihn selbst betraf, immer sehr zurückhaltend, Monsieur. Er kam aus Nordwest, soviel ich weiß; aber ich glaube, er hatte eine unglückliche Kindheit, da er niemals davon sprechen wollte. Wir lebten ausschließlich der Gegenwart und der Zukunft.“

„Gab es irgendein Geheimnis in seiner Vergangenheit?" Mme. Renauld lächelte kaum merklich und schüttelte den Kopf:

»Sicher nichts Romantisches, Monsieur."

M. Hautet lächelte nun auch; „Wahrhaftig, wir dürfen uns nicht erlauben, melodramatisch zu werden. Da wäre noch eine Sache -" Er zögerte.

Stonor platzte ungestüm dazwischen.

„Die Herren haben sich eine sehr seltsame Idee in den Kopf gesetzt, Madame. Sie bilden sich tatsächlich ein, daß Monsieur Renauld in Beziehungen zu einer Madame Daubreuil stand, die, wie es heißt, in der Nähe wohnt."

Mme. Renaulds Wangen färbten sich blutrot. Sie warf den Kopf zurück, kniff die Lippen zusammen, und ihr Gesicht zuckte. Stonor betrachtete sie erstaunt, doch M. Bex neigte sich vor und sagte liebenswürdig:

„Es tut uns leid. Ihnen Kummer zu verursachen, Madame, aber haben Sie irgendeinen Grund zur Annahme, daß Madame Daubreuil die . . . hm . . . Geliebte Ihres Gatten war?"

Schluchzend verbarg Mme. Renauld ihr Gesicht in den Händen. Ihre Schultern zuckten wie im Krampf. Endlich hob sie das Haupt und sagte schwach: „Vielleicht war sie es."

Nie in meinem Leben habe ich etwas gesehen, was der unerhörten Bestürzung gleichkam, die in Stonors Gesicht trat. Er war wie aus allen Wolken gefallen.

## 11

Ich kann nicht sagen, wie sich das Gespräch weiter entwickelt hätte, wenn nicht in diesem Augenblick die Tür aufgerissen und ein großer junger Mann in das Zimmer gestürzt wäre. Einen kurzen Augenblick habe, ich das unheimliche Gefühl, daß der Tote wieder zum Leben erwacht sei. Dann bemerkte ich, daß das dunkle Haar noch nicht angegraut und er fast noch ein Knabe war.

Er stürzte auf Mme. Renauld zu. Mit solchem Ungestüm, daß er sich der Anwesenheit der anderen gar nicht bewußt wurde.

„Mutter!" .

„Jack!" Mit einem Schrei schloß sie ihn in die Arme.

„Mein-Liebling! Aber wie kommst du hierher? Du hättest doch vor zwei Tagen auf der ‚Anzona‘ von Cherbourg abreisen sollen."

Dann kam ihr plötzlich die Anwesenheit der anderen in Erinnerung, und sie wandte sich zu ihnen: - „Mein Sohn, meine Herren."

„Aha!" sagte M. Hautet, als der junge Mann sich nun verbeugte. „Sie fuhren also nicht mit der ‚Anzona'?"

„Nein, Monsieur. Die Abfahrt der ‚Anzona‘ verzögerte sich eines Maschinendefektes wegen um vierundzwanzig Stunden. Statt vorgestern hätte ich erst gestern abend abreisen können, aber als ich mir zufällig ein Abendblatt kaufte, entdeckte ich einen Bericht über - über das grauenvolle Unglück, das uns betroffen hat -" Seine Stimme brach, und Tränen traten in seine Augen. „Mein armer Vater - mein armer, armer Vater."

Mme. Renauld starrte ihn verstört an und wiederholte: „So bist du also nicht gefahren?“ Und dann mit unsagbar müder Geste flüsterte sie halb zu sich selbst: „Schließlich macht es ja nichts - jetzt.“

„Nehmen Sie Platz, Monsieur Renauld“, sagte M. Hautet und deutete auf einen Stuhl. Ich hege tiefes Mitgefühl für Sie. Es muß ein furchtbarer Schlag sein, auf diese Weise die traurige Nachricht zu erfahren. Günstig ist jedoch, daß Sie an der Abreise verhindert wurden. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es Ihnen möglich sein wird, uns gerade die Aufklärung zu geben, die wir brauchen, um das Geheimnis zu enträtseln.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Monsieur. Fragen Sie, was Ihnen beliebt.“

„Um damit anzufangen: Ich erfahre, daß Sie die Reise auf Wunsch Ihres Vaters unternehmen sollten?“

„So ist es, Monsieur. Ich erhielt ein Telegramm, das mir befahl, nach Buenos Aires zu reisen und von dort nach Santiago.“

„Ah! Und der Zweck' dieser Reise?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Wie?“

„Nein. Sehen Sie selbst, hier ist das Telegramm.“

Der Richter nahm es und las laut: „Abreise sofort Cherbourg, Einschiffung abends auf ‚Anzona‘ nach Buenos Aires. Letzter Bestimmungsort Santiago. Weitere Anweisungen in Buenos Aires. Fahre unbedingt. Angelegenheit von allergrößter Wichtigkeit. Renauld.“

„Und darüber sind vorher keine Briefe gewechselt worden?“

Jack Renauld schüttelte den Kopf: „Dies ist das einzige, was ich weiß. Mir war natürlich nur bekannt, daß mein Vater, da er doch so lange dort gelebt hatte, viele geschäftliche Interessen in Südamerika besaß. Aber er hatte nie durchblicken lassen, daß er beabsichtige, mich hinüberzuschicken.“

„Sie sind natürlich viel in Südamerika gewesen, Monsieur Renauld?“

„Als Kind war ich dort. Aber ich wurde in England erzogen, wo ich zumeist auch meine Ferien verbrachte, so daß ich viel weniger von Südamerika weiß, als man annehmen könnte. Sehen Sie, ich war siebzehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach.“

„Sie dienten bei der englischen Luftwaffe, nicht wahr?“

„Ja, Monsieur.“

M. Hautet nickte und setzte sein Verhör innerhalb der bereits bekannten Richtlinien fort. Als Antwort erklärte Jack Renauld nachdrücklich, daß ihm von keiner wie immer gearteten Feindschaft bekannt sei, die sich sein Vater in Santiago oder anderen Orten in Südamerika zugezogen haben könnte, daß ihm in letzter Zeit keine Veränderung im Wesen seines Vaters aufgefallen sei und daß er niemals von seinem Vater eine Andeutung bezüglich eines Geheimnisses gehört habe. Er habe seine Mission in Südamerika als eine rein geschäftliche aufgefaßt.

Als M. Hautet einen Augenblick lang innehielt, fuhr die ruhige Stimme Girauds dazwischen: „Herr Richter, ich möchte in eigener Angelegenheit einige Fragen stellen.“

„Bitte, Monsieur Giraud, wie Sie wünschen“, war die kühle Antwort.

Giraud rückte mit seinem Stuhl näher an den Tisch heran:

„Standen Sie gut mit Ihrem Vater, Monsieur Renauld?“

„Gewiß“, antwortete der junge Mann hochmütig.

„Sie behaupten das mit Bestimmtheit?“

„Ja.“

„Keine kleinen Zwistigkeiten, wie?“

Jack zuckte die Achseln: „Kleine Meinungsverschiedenheiten kommen überall einmal vor.“

„Sehr richtig, sehr richtig. Aber wenn jemand behauptete, daß Sie am Abend Ihrer Abreise nach Paris einen heftigen Streit mit Ihrem Vater hatten, so wäre das zweifellos gelogen, nicht?“

Ich mußte die Findigkeit Girauds wider meinen Willen bewundern. Sein Prahlens: „Ich weiß alles“, war nicht eitel gewesen. Diese Frage brachte Jack sichtlich aus der Fassung.

„Wir - wir hatten eine Auseinandersetzung“, gab er stockend zu.

„Oh, eine Auseinandersetzung! Und fielen- im Laufe dieser Auseinandersetzung von Ihnen die Worte: ‚Wenn du einmal tot bist, kann ich tun, was mit beliebt.!'“

„Vielleicht“, murmelte der andere. „Ich weiß es nicht.“

„Und antwortete Ihr Vater darauf nicht: ‚Aber noch bin ich nicht tot! Worauf Sie erwiderten: ‚Ich wollte, du wärest es!‘“

Der Junge schwieg. Erregt fingerten seine Hände an den Gegenständen, die vor ihm auf dem Tische lagen.

„Bitte, ich muß um eine Antwort ersuchen, Monsieur Renauld“, sagte Giraud scharf.

Voll Zorn fegte der junge Mann ein schweres Papiermesser zur Erde: „Was liegt daran? Sie mögen es ebensogut auch wissen. Ja, ich hatte einen Streit mit meinem Vater. Ich muß zugeben - ich sagte alle diese Dinge - ich war so erregt, daß ich nicht einmal wußte, was ich sagte. Ich war wütend - ich hätte ihn in dem Augenblick fast töten können -. So, nun nützen Sie es gut aus!“ Herausfordernd lehnte er sich in seinen Sessel zurück.

Giraud lächelte. Er schob seinen Stuhl wieder etwas nach hinten und sagte: „Das ist alles. Wahrscheinlich ziehen Sie es vor, das Verhör selbst weiterzuführen, Monsieur Hautet.“

„Ja, natürlich“, sagte M. Hautet. „Und was war die Ursache Ihres Streites?“

„Ich lehne es ab, darauf zu antworten.“

M. Hautet richtete sich im Sessel auf. „Monsieur Renauld, ich verlange eine Antwort von Ihnen“, sagte er drohend. „Was war die Ursache Ihres Streites?“

Der junge Renauld schwieg beharrlich, sein Knabengesicht blickte finster und trotzig.

Aber ein anderer sprach ruhig und unbeirrbar, und das war Hercule Poirot: „Wenn es Ihnen recht ist^ Monsieur, will ich Ihnen die Aufklärung geben.“

„Sie wissen?“

„Natürlich weiß ich. Der Gegenstand des Streites war Mademoiselle Marthe Daubreuil.“

Erstaunt fuhr Renauld auf.

Der Untersuchungsrichter neigte sich vor: „Ist das richtig, Monsieur?“

„Ja“, gab er zu. „Ich liebe Mademoiselle Daubreuil, und ich möchte sie heiraten. Als ich meinem Vater diese Absicht mitteilte, geriet er in heftigste Wut. Ich natürlich konnte nicht anhören, wie das Mädchen, das ich liebe, beleidigt wurde, und so ging auch mir mein Temperament durch.“

M. Hautet blickte zu Mme. Renauld hinüber: „Hatten Sie Kenntnis von dieser - Zuneigung, Madame?“

„Ich befürchtete sie“, sagte sie einfach.

„Mutter“, schrie der Jüngling. „Auch du! Marthe ist ebenso gut wie schön. Was kannst du gegen sie haben?“

„Eigentlich habe ich nichts gegen Mademoiselle Daubreuil. Aber es wäre mir lieber, du heiratetest eine Engländerin, oder wenn es schon eine Französin ist, dann lieber ein Mädchen, dessen Mutter keine zweifelhafte Vergangenheit hat!“

Ihr Groll gegen die ältere der beiden Frauen kam in ihrer Stimme deutlich zum Ausdruck, und ich konnte begreifen, welch harter Schlag es für sie gewesen sein mußte, daß ihr Sohn sich in die Tochter ihrer Rivalin verliebt hatte.

Mme. Renauld rühr fort, indem sie sich an den Untersuchungsrichter wandte: „Ich hätte vielleicht mit meinem Gatten darüber sprechen sollen, aber ich hoffte, daß es nur ein Jugendflirt sei, der um so schneller vorübergeht, je weniger man ihn beachtet. Nun mache ich mir Vorwürfe wegen meines Schweigens, aber mein Mann schien, wie ich schon erwähnte, so bekümmert und abgehärmt, im Gegensatz zu seiner sonstigen Art, daß ich hauptsächlich darauf bedacht war, ihm keinen neuen Anlaß zu Sorgen zu geben.“

M. Hautet nickte. „War Ihr Vater erstaunt“, fuhr er fort, „als Sie ihm Ihre Absichten bezüglich Mademoiselle Daubreuil mitteilten?“

„Er war ganz niedergeschmettert. Dann befahl er mir entschieden, mir jeden derartigen Gedanken aus dem Kopf zu schlagen. Er würde niemals seine Zustimmung zu dieser Ehe geben. Erbittert fragte ich, was er gegen Mademoiselle Daubreuil einzuwenden habe. Darauf konnte er keine Antwort geben, sprach aber in beleidigenden Ausdrücken von dem Geheimnis, das über dem Leben von Mutter und Tochter schwebte. Ich antwortete, daß ich Marthe heiraten wolle und nicht ihre Vergangenheit, doch er lehnte entschieden ab, über diese Sache irgendwie weiter zu verhandeln. Der ganze Plan müsse fallengelassen werden. Seine Ungerechtigkeit machte mich toll - besonders da er selbst sich besondere Mühe zu geben schien, den Daubreuils Aufmerksamkeiten 'u erweisen und immer selbst den Anlaß dazu gegeben hatte, daß man sie zu uns bat. Ich verlor den Kopf, und wir gerieten scharf aneinander. Mein Vater erinnerte mich daran, daß ich vollständig von ihm abhängig sei, und als Antwort darauf muß ich wohl die Bemerkung gemacht haben, daß ich nach seinem Tode-“

Poirot unterbrach ihn durch eine schnelle Frage: „Ihnen war also der Inhalt seines Testaments bekannt?“

„Ich wußte, daß er mir sein halbes Vermögen vermacht hatte und daß die andere Hälfte auf Lebensdauer meiner Mutter gehörte, um nach deren Ableben auch an mich zu fallen“, erwiderte der junge Mann.

„Setzen Sie Ihre Erzählung fort“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Immer schärfere Worte fielen, bis mir plötzlich klar wurde, daß ich Gefahr lief, meinen Zug nach Paris zu versäumen. Ich mußte, noch immer kochend vor Wut, zur Station laufen. Doch unterwegs beruhigte ich mich bald. Ich schrieb Marthe, was sich ereignet hatte, und ihre Antwort beruhigte mich noch mehr. Sie schrieb mir, daß wir nun standhaft zu bleiben hätten, woran schließlich jeder Widerstand scheitern müsse. Unsere gegenseitige Zuneigung sollte erprobt und erwiesen werden, und wenn meine Eltern die Überzeugung gewonnen hätten, daß es sich nicht um eine oberflächliche Verliebtheit meinerseits handle, würden sie sich zweifellos erweichen lassen. Natürlich erwähnte ich ihr gegenüber nicht den Grund, den mein Vater als Hauptursache gegen die Verbindung ins Treffen geführt hatte. Ich sah auch bald ein, daß ich meine Sache nicht mit Gewalt führen durfte. Mein Vater schrieb mir mehrere liebevolle Briefe nach Paris, die unsere Verstimmung oder deren Ursache nicht berührten, und ich beantwortete sie in gleichem Ton.“

„Können Sie diese Briefe vorweisen?“ fragte Giraud.

„Ich bewahrte sie nicht auf.“

„Das macht nichts“, meinte der Detektiv.

Renauld blickte ihn einen Augenblick an, aber der Untersuchungsrichter fragte weiter: „Nun zu einer anderen Sache, ist Ihnen der Name ‚Duveen‘ bekannt, Monsieur Renauld?“

„Duveen“, sagte Jack. „Duveen.“ Er neigte sich und hob langsam das Papiermesser auf, das er zu Boden geworfen hatte. Als er den Kopf wieder hob, hielten seine Augen den lauernden Blicken Girauds stand. „Duveen? Nein, nicht daß ich wüßte.“

„Wollen Sie diesen Brief lesen, Monsieur Renauld? Und uns dann sagen, ob Sie eine Ahnung haben, wer die Person sein könnte, die ihn an Ihren Vater schrieb?“

Jack Renauld nahm den Brief, las ihn durch, und das Blut stieg ihm in die Wangen. „An meinen Vater?“ Die Erregung und Entrüstung in seiner Stimme waren unverkennbar.

„Ja, wir fanden ihn in der Tasche seines Mantels.“

„Weiß -“ Er zögerte und warf einen schnellen Blick auf seine Mutter.

Der Richter verstand ihn. „Bis jetzt - nicht. Können Sie uns irgendeinen Anhaltspunkt betreffs der Schreiberin geben?“

„Ich habe keine Ahnung.“

M. Hautet seufzte: „Ein sehr dunkler Fall. Aber nichtsdestoweniger können wir, wie ich glaube, den Brief aus dem Spiele lassen. Was denken Sie, Monsieur Giraud? Er scheint kein Licht in die Sache zu bringen.“

„Natürlich nicht“, stimmte Giraud nachdrücklich bei.

„Und dabei“, seufzte der Untersuchungsrichter wieder, „sah der Fall am Anfang so schön und einfach aus.“ Er fing einen Blick Mme. Renaulds auf und errötete verwirrt. „Ach ja“, hüstelte er und durchstöberte die Papiere auf dem Tisch. „Warten Sie, wo blieben wir stehen? Richtig, bei der Waffe. Ich fürchte, das wird Sie trüb stimmen, Monsieur Renauld. Ich hörte. Sie schenkten sie Ihrer Mutter. Sehr traurig - höchst bedauerlich ...“

Jack Renauld beugte sich vor. Sein Gesicht, das sich während der Durchsicht des Briefes heftig-gerötet hatte, war nun totenbleich.

„Wollen Sie sagen - daß mein Vater durch ein Papiermesser, das aus einem Flugzeugteil angefertigt war - daß mein Vater damit ermordet wurde? Aber das ist ja ganz unmöglich? Mit so einem kleinen Ding!“

„Leider, Monsieur Renauld, ist es nur zu wahr! Eine ideale kleine Waffe, fürchte ich, dieses Papiermesser. Scharf und leicht zu handhaben.“

„Wo ist es? Kann ich es sehen? Steckt es etwa noch in - der Wunde?“

„O nein, es wurde entfernt. Sie wollen es sehen? Um ganz sicher zu sein? Das wäre vielleicht ganz gut, obwohl Ihre Frau Mutter es schon identifizierte. Doch - Monsieur Bex, dürfte ich Sie bemühen?“

„Selbstverständlich. Ich hole es gleich.“

„Wäre es nicht besser, Monsieur Renauld in den Schuppen zu führen?“ empfahl Giraud ruhig. „Er wird wahrscheinlich den Wunsch haben, die Leiche seines Vaters zu sehen.“

Der Jüngling machte schauernd eine ablehnende Handbewegung, und der Untersuchungsrichter, der immer geneigt war, Giraud zu widersprechen, erwiderte: „Aber nein - nicht jetzt. Monsieur Bex wird die Güte haben, den Dolch herzubringen.“

Der Kommissar verließ das Zimmer. Stonor ging auf Jack zu und drückte ihm die Hand. Poirot hatte sich erhoben und brachte einige Kerzenhalter in Ordnung, die kaum merklich schief standen, was sein ordnungsliebendes Auge sofort bemerkt hatte, per Richter las nochmals den geheimnisvollen Liebesbrief und klammerte sich verzweifelt an seine erste Theorie: Eifersucht und einen Dolchstoß in den Rücken.

Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen und der Kommissar stürzte herein.

„Herr Untersuchungsrichter! Herr Untersuchungsrichter!“

„Aber ja, was gibt es denn?“

„Der Dolch! Er ist fort!“

„Was - fort?“

„Verschwunden! Weg! Der Glaskrug, in dem er aufbewahrt war, ist leer!“

„Was?“ rief ich. „Unmöglich. Ich sah ihn doch noch heute früh -“ Die Worte erstarben mir auf der Zunge.

Aber die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung -war auf mich gelenkt.

„Was sagen Sie da?“ schrie der Kommissar. „Heute früh?“

„Ich sah ihn heute früh noch dort“, sagte ich leise. „Ungefähr vor eineinhalb Stunden, um ganz genau zu sein.“

„So gingen Sie in den Schuppen? Woher nahmen Sie den Schlüssel?“

„Ich verlangte ihn von dem Gendarm.“

„Und Sie gingen hinein? Weshalb?“

Ich zögerte, aber schließlich entschloß ich mich, reinen Wein einzuschenken, weil es das einzig Richtige war.

„Monsieur Hautet“, sagte ich, „ich habe einen schweren Fehler begangen, für den ich Ihre Nachsicht erbitte.“

„Weiter, Monsieur.“

„Die Sache verhält sich so“, sagte ich und wünschte, ich wäre weit fort, „ich traf eine junge Dame, die ich kenne. Sie bat mich, alles sehen zu dürfen, was zu sehen war, und ich - kurz, ich holte den Schlüssel und zeigte ihr den Leichnam.“

„Ah!“ rief der Richter empört aus. „Da haben Sie einen groben Fehler begangen, Captain Hastings. Außerdem ist es vollkommen unstatthaft. Sie hätten sich diese Unkorrektheit nicht erlauben dürfen.“

„Das weiß ich“, gab ich zu. „Keine Rüge ist streng genug, Monsieur.“

„Sie forderten doch die Dame nicht auf, hierherzukommen?“

„Gewiß nicht. Ich traf sie ganz zufällig. Es ist eine Engländerin, die sich augenblicklich gerade in Merlville aufhält, was ich aber bis zu unserer zufälligen Begegnung nicht wußte.“

„Gut, gut“, sagte der Richter besänftigt. „Es war äußerst ungehörig, aber zweifellos ist die Dame jung und schön. Was es doch ausmacht, jung zu sein!“ Und er seufzte gefühlvoll.

Jedoch der weniger gefühlvoll und praktischer veranlagte Kommissar griff die Erzählung auf: „Aber versperrten Sie die Tür, als Sie weggingen?“

„Das ist es ja“, sagte ich langsam. „Deshalb mache ich mir ja so schwere Vorwürfe. Meine Bekannte geriet über den Anblick außer Fassung. Sie fiel beinahe in Ohnmacht. Ich holte ihr etwas Brandy und Wasser und bestand darauf, sie bis zur Stadt zurückzubegleiten. In meiner Aufregung vergaß ich, die Tür zu versperren. Ich holte das erst nach, als ich später zur Villa zurückkehrte.“

„Daher war wenigstens zwanzig Minuten lang -“ sagte der Kommissar langsam und hielt inne.

„So ist es“, sagte ich.

„Zwanzig Minuten ...“, überlegte der Kommissar.

„Es ist bedauerlich“, sagte M. Hautet und setzte wieder eine strenge Miene auf.

„Ein noch nie dagewesener Fall.“

Plötzlich ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

„Sie finden es bedauerlich?“ fragte Giraud.

„Gewiß finde ich es.“

„Ich finde es ausgezeichnet“, sagte der andere undurchdringlich.

Der unverhoffte Bundesgenosse verwirrte mich.

„Ausgezeichnet, Monsieur Giraud?“ fragte der Richter und sah ihn erstaunt von der Seite an.

„Ja.“

„Und warum?“

„Weil wir jetzt wissen, daß der Mörder oder einer seiner Komplizen sich noch vor einer Stunde in der Nähe der Villa aufhielt. Es wäre zu verwundern, wenn er nach diesem Beweis nicht binnen kurzem in unserer Gewalt wäre.“ Seine Stimme hatte einen drohenden Klang. Er fuhr fort: „Er wagte viel, um in den Besitz des Dolches zu gelangen. Vielleicht befürchtete er, daß Fingerabdrücke darauf gefunden werden könnten.“

Jetzt wandte sich Poirot an Bex: „Sie sagten, es seien keine auf dem Dolch gewesen?“

„Vielleicht war er dessen nicht ganz sicher“, warf Giraud ein.

Poirot warf mir einen Blick zu und sagte: „Sie irren sich, Monsieur Giraud. Der Mörder trug Handschuhe“. Also ...“

„Ich sage nicht, daß es der Mörder selber war. Vielleicht war es ein Komplize, der diese Tatsache nicht kannte.“

Der Schreiber des Untersuchungsrichters raffte die Papiere zusammen, die auf dem Tisch lagen.

Wir waren recht gespannt, was nun folgen würde.

M. Hautet wandte sich zu uns: „Unsere Arbeit hier ist beendet. Monsieur Renauld, wollen Sie bitte zuhören, während wir Ihnen Ihre Aussage vorlesen. Ich habe absichtlich alle Vorgänge so ungezwungen wie möglich wiedergegeben. Man nennt meine Arbeitsmethode originell, aber ich behaupte, "daß Originalität viel für sich hat. Der Fall liegt nun in den bewährten Händen Monsieur Girauds. Er wird sich gewiß dabei auszeichnen. Ich wundere mich wirklich, daß er die Mörder noch nicht faßte! Madame, seien Sie nochmals meines tiefsten Mitgeföhls versichert. Guten Tag, Messieurs.“

Und er entfernte sich mit seinem Schreiber.

Poirot zog seine unförmige Uhr aus der Tasche und sah nach der Zeit. „Gehen wir ins Hotel zum Lunch, mein Freund“, sagte er. „Und du erzählst mir dann in Ruhe deine Unbesonnenheit von heute morgen'. Niemand beachtet uns. Wir brauchen uns nicht zu verabschieden.“

Leise gingen wir aus dem Zimmer. Eben war der Untersuchungsrichter in seinem Wagen fortgefahren.

Ich war im Begriff, die Stufen hinabzusteigen, als Poirots Stimme mir Einhalt gebot: „Einen kleinen Augenblick, mein Freund.“

Gewandt zog er ein Metermaß aus der Tasche und machte sich bedächtigt daran, den Mantel, der in der Halle hing, vom Kragen bis zum Saum zu messen. Ich hatte ihn früher dort nicht hängen sehen und vermutete, daß er entweder Mr. Stonor oder Jack Renauld gehören müsse.

Dann versenkte Poirot das Maß mit einem leisen zufriedenen Grunzen wieder in seine Tasche und folgte mir ins Freie.

## 12

„Weshalb nimmst du eigentlich das Maß des Mantels?“ fragte ich neugierig, als wir in gemächlichem Tempo den weißen, heißen Weg entlanggingen.

„Parbleu! Um zu sehen, wie lang er ist“, antwortete gelassen mein Freund. Ich fühlte mich verletzt. Poirots unverbesserliche Art, aus jedem Nichts ein Geheimnis zu machen, reizte mich immer aufs neue. Ich schwieg und hing meinen eigenen Gedanken nach. Ich mußte an gewisse Worte denken, die Mme. Renauld an ihren Sohn gerichtet hatte, ohne daß ich mir damals ihrer Bedeutung bewußt geworden wäre. „So bist du also nicht gefahren?“ hatte sie gesagt, und dann hinzugefügt: „Schließlich ist es alles eins - jetzt.“

Was hatte sie damit gemeint? Die Worte hatten einen rätselhaften tieferen Sinn. War es möglich, daß sie mehr wußte, als wir annahmen? Sie hatte gelehnet, irgend etwas über die geheimnisvolle Mission zu wissen, mit der ihr Gatte den Sohn betraut hatte. Wußte sie vielleicht doch viel mehr als sie zugab? Konnte sie nicht, wenn sie wollte, Licht in die Angelegenheit bringen, und war ihr Schweigen nicht die Folge eines sorgsam ausgedrehten und vorgefaßten Planes?

Je länger ich darüber nachdachte, desto fester war ich davon überzeugt, daß ich recht hatte. Mme. Renauld wußte mehr, als es ihr zuzugeben beliebte. In der Überraschung beim Anblick des Sohnes hatte sie sich im Augenblick verraten. Ich war überzeugt, daß ihr, wenn sie auch nichts von den Mördern wußte, doch wenigstens das Motiv der Mordtat bekannt war. Aber irgendwelche sehr gewichtige Erwägungen schienen ihr Stillschweigen zu gebieten.

„Woran denkst du, lieber Freund?“ unterbrach Poirot meine Gedanken. „Was beschäftigt dich so sehr?“

Meiner Sache sicher, sagte ich es ihm, doch fürchtete ich, daß er meine Vermutungen ins Lächerliche ziehen werde. Aber zu meiner Verwunderung nickte er gedankenvoll.

„Du hast ganz recht, Hastings. Von Anfang an war ich überzeugt, daß sie irgend etwas verheimlicht. Zuerst hatte ich sie in Verdacht, wenn schon nicht die Urheberin selber, so wenigstens Mitwisserin des Verbrechens gewesen zu sein.“

„Was ...?“ rief ich.

„Aber gewiß. Sie zieht ja kolossalen Vorteil daraus - das heißt, sie ist, nach dem neuen Testament, überhaupt die einzige, die Vorteil davon hat. Meine Aufmerksamkeit richtete sich sofort auf sie. Du hast vielleicht bemerkt, daß ich Gelegenheit nahm, ihre Handgelenke zu untersuchen. Ich wollte mich überzeugen, ob sie sich nicht vielleicht selbst gebunden und geknebelt hätte. Eh bien, ich sah sofort, daß kein Betrug vorlag, die Stricke waren wirklich so fest zugezogen worden, daß sie ins Fleisch geschnitten hatten. Das schloß die Möglichkeit aus, daß sie selbst mit eigener Hand das Verbrechen vollbracht haben konnte. Aber es war noch immer -möglich, daß sie es stillschweigend geduldet oder die Tat mit Hilfe eines Komplizen selbst ausgeführt hatte. Überdies kam mir die Geschichte, die sie erzählte, merkwürdig bekannt vor - die maskierten Männer, die sie nicht erkennen konnte, die Erwähnung des ‚Geheimnisses‘ - all das habe ich schon früher einmal irgendwo gehört oder gelesen. Noch eine kleine Einzelheit bestärkte mich in der Annahme, daß sie nicht die Wahrheit sprach:  
Die Armbanduhr, Hastings, die Armbanduhr!“

Wieder die Armbanduhr! Poirot sah mich fragend an: „Siehst du das ein, mon ami? Begreifst du?“

„Nein“, antwortete ich etwas übellaunig. „Ich sehe weder etwas ein, noch begreife ich es. Du tust immer so verdammt geheimnisvoll, und es ist ganz zwecklos, dich um Erklärungen zu bitten. Du liebst es, bis zum letzten Augenblick etwas im Hinterhalt zu haben.“

„Werde nicht zornig, mein Freund“, sagte Poirot lächelnd. „Ich will es dir erklären, wenn du willst. Aber kein Wort davon zu Giraud, nicht wahr? Er behandelt mich, als gehörte ich längst zum alten Eisen. Das werden wir sehen! Als ehrlicher Mann gab ich ihm einen Wink. Wenn er es nicht für nötig hält, die Spur zu verfolgen, ist das seine Sache.“

Ich versicherte Poirot, daß er mit meiner Verschwiegenheit rechnen könne.

„Gut! Laß uns jetzt einmal mit unseren kleinen grauen Zellen arbeiten. Sag mir, mein Freund, um wieviel Uhr spielte sich, deiner Ansicht nach, die Tragödie ab?“

„Nun, um zwei Uhr ungefähr“, sagte ich erstaunt. „Erinnere dich, Madame Renauld sagte uns, daß sie die Uhr schlagen hörte, während die Männer im Zimmer waren.“

„Ganz richtig, und damit gibst du dich ebenso wie der Untersuchungsrichter, wie Sex und alle anderen ohne Widerrede zufrieden. Aber ich, Hercule Poirot, behaupte, daß Madame Renauld log. Das Verbrechen fand mindestens zwei Stunden früher statt!“

„Aber die Ärzte ...“

„Die erklärten nach der Untersuchung des Leichnams, daß der Tod sieben bis zehn Stunden vorher eingetreten sei. Mon ami, aus irgendeinem Grunde war es nötig, daß das Verbrechen anscheinend später stattfand, als es tatsächlich der Fall war. Du hast doch sicher schon von Uhren gelesen, die genau zur Zeit des Verbrechens zertrümmert wurden. Damit sich nun die Zeitangabe nicht nur auf Madame Renaulds Zeugenaussage stützte, rückte jemand die Zeiger der Armbanduhr auf zwei Uhr und warf sie dann mit Gewalt zu Boden. Aber wie es öfters vorkommt, wurden sie durch ihre eigene Waffe geschlagen. Das Glas zerbrach, doch das Werk blieb intakt. Das war ein höchst unglückliches Manöver, denn es lenkte meine Aufmerksamkeit sofort auf zwei Dinge - erstens darauf, daß Madame nicht die Wahrheit sprach, zweitens auf den Umstand, daß irgendein wesentlicher Grund vorliegen mußte, um die Uhr vorzustellen.“

„Aber was konnte das für ein Grund sein?“

„Oh, das ist eben die Frage! Da haben wir das ganze Geheimnis. Bis jetzt kann ich es nicht erklären. Bisher kam mir nur ein Gedanke, der einen möglichen Zusammenhang gibt.“

„Und der wäre?“

„Der letzte Zug verläßt Merlinville siebzehn Minuten nach Mitternacht.“

Langsam dämmerte es mir.

„So daß also jemand, der mit diesem Zug abgereist wäre, ein unanfechtbares Alibi gehabt hätte, wenn das Verbrechen erst zwei Stunden später verübt worden wäre.“

„Ausgezeichnet, Hastings! Du hast es erfaßt!“

Ich sprang auf: „Da müssen wir am Bahnhof nachfragen! Wenn zwei Fremde mit diesem Zug abgereist wären, würde es zweifellos aufgefallen sein. Wir müssen sofort hin!“

„Glaubst du, Hastings?“

„Natürlich. Gehen wir gleich.“

Poirot hemmte meinen Eifer durch einen leichten Druck auf den Arm: „Gehe unbedingt, wenn du gehen willst - mon ami -, aber wenn du gehst, solltest du nicht ausdrücklich nach zwei Fremden fragen.“

Ich starrte ihn an, und er sagte etwas ungeduldig: „La, la, glaubst denn du all dies Geschwätz? Die maskierten Männer und das übrige dieser Geschichte?“

Seine Worte verblüfften mich derart, daß mir keine Antwort einfiel.

Ruhig sprach er weiter: „Hörtest du nicht, wie ich zu Giraud sagte, daß die Einzelheiten dieses Verbrechens mich vertraut anmuteten? Eh bien, das kann zwei Voraussetzungen haben. Entweder entwarf ein und derselbe Kopf das erste sowohl als das zweite Verbrechen, oder ein gelesener Bericht über einen ‚berühmten Fall‘

blieb im Unterbewußtsein des Mörders haften und führte zur Wiederholung gewisser Einzelheiten. Ich werde mich erst endgültig dazu äußern können, wenn -" Er sprach nicht weiter.

Alles mögliche ging mir durch den Kopf.

„Aber der Brief Monsieur Renauds sprach doch ausdrücklich von einem Geheimnis und von Santiago?"

„Es gab bestimmt ein Geheimnis im Leben Monsieur Renauds - darüber kann kein Zweifel sein. Das Wort Santiago dagegen kommt mir wie ein Irrlicht vor, das auf allen Wegen flackert, um von der richtigen Spur abzulenken. Vielleicht wurde es auch Monsieur Renaud gegenüber gebraucht, um seinen Argwohn von näher gelegenen Gegenden abzulenken. Oh, Hastings, glaube mir, die Gefahr, die ihm drohte, kam nicht aus Santiago, sie war in greifbarer Nähe, in Frankreich." Er sprach so ernst und seiner Sache so sicher, daß er mich völlig überzeugte.

Doch versuchte ich noch einen letzten Einwand: „Und das Zündholz und das Zigarettenende, die neben dem Leichnam gefunden wurden?" Was ist's mit diesen?"

Poirot lächelte überlegen: „Hingelegt! Mit Bedacht hingelegt, für Giraud und jemand seinesgleichen! Oh, er ist tüchtig, Giraud, er versteht sein Handwerk! Fast wie ein Spürhund! Und dann kommt er so selbstzufrieden daher. Stundenlang kroch er auf dem Bauch herum. ‚Seht, was ich fand!‘ sagte er. Und dann zu mir:

‚Was sehen Sie hier?‘ Und ich antwortete ihm voll tiefster, ehrlichster Überzeugung: ‚Nichts!‘ Und Giraud, der große Giraud lacht, er denkt sich: ‚Oh, ist das ein Dummkopf, dieser Alte!‘ Aber wir werden ja sehen . . ."

Doch meine Gedanken kehrten zu den wichtigsten Tatsachen zurück: „Und alle Erzählungen von jenen maskierten Männern -?"

„Sind falsch."

„Was geschah nun wirklich?"

Poirot zuckte die Achseln.

„Ein Mensch könnte uns das sagen - Madame Renaud. Aber sie will nicht sprechen. Weder Drohungen noch Bitten werden das erreichen. Eine bedeutende Frau, Hastings. Gleich als ich sie sah, merkte ich, daß ich eine Frau von ungewöhnlicher Charakterstärke vor mir habe. Zuerst, wie ich dir schon sagte, neigte ich zu der Ansicht, daß sie an dem Verbrechen beteiligt sei. Später änderte ich meine Meinung."

„Was veranlaßte dich dazu?"

„Ihr unvermittelter und echter Schmerzensausbruch, als sie ihres Mannes Leichnam sah. Ich könnte schwören, die Qual in diesem Schrei war nicht gemacht."

„Ja", sagte ich nachdenklich, „das war wohl unverkennbar."

„Entschuldige, lieber Freund - nichts ist unverkennbar. Nimm eine große Schauspielerin; erschüttert es dich nicht, wenn sie Kummer mimt, und hast du nicht den Eindruck des Wirklichen? Nein, wie tief auch meine Ergriffenheit und - nein Mitempfinden waren, es bedurfte noch anderer Beweise, um mich zufriedenzugeben. Der große Verbrecher ist oft ein guter Schauspieler. In diesem Fall beruht meine Gewißheit nicht auf meinem eigenen Eindruck, sondern auf der unleugbaren Tatsache, daß Madame Renaud wirklich die Besinnung verlor.

Ich zog ihre Augenlider hoch und fühlte ihren Puls. Da gab es keine Täuschung - die Ohnmacht war echt. Deshalb war ich überzeugt, daß ihr Schmerz nicht gemacht war. Außerdem eine nicht uninteressante kleine Einzelheit: es war durchaus nicht nötig, daß Madame Renauld grenzenlosen Kummer zeigte. Sie hatte den Tod ihres Mannes bereits erfahren, und es bestand für sie keine Notwendigkeit, noch einmal beim Anblick der Leiche einen zweiten, ebenso heftigen Schmerzensausbruch vorzutauschen. Nein, Madame Renauld war nicht die Mörderin ihres Gatten. Aber weshalb log sie? Sie log, als es sich um die Armbanduhr handelte, und log, als die Rede auf die maskierten Männer kam — sie log auch noch in einer dritten Angelegenheit. Sag' mir, Hastings, wie erklärst du dir die offene Tür?"

„Nun“, meinte ich verlegen, „ich vermute, daß es sich um ein Versehen handelt. Man hatte vergessen, sie zu schließen.“

„Das ist Girauds Erklärung. Sie genügt mir nicht. Hinter der offenen Tür steckt etwas, was ich bis jetzt noch nicht ergründen konnte.“

„Ich habe eine Idee“, rief ich plötzlich.

„Ausgezeichnet! Laß hören.“

„Paß auf. Wir stimmen überein, daß die Erzählung Madame Renauds falsch ist. Könnte es nicht sein, daß Monsieur Renauld infolge einer Verabredung - vielleicht mit dem Mörder - aus dem Hause ging und daß er die Tür für seine Heimkehr offenließ? Aber er kehrte nicht heim, und am nächsten Morgen wurde er erstochen aufgefunden.“

„Eine bewundernswerte Theorie, Hastings, bis auf zwei Tatsachen, die du charakteristischerweise übersehen hast. Erstens, wer band und knebelte Madame Renauld? Und weshalb, um Himmels willen, wären sie ins Haus zurückgekehrt, um dies zu tun? Und zweitens gibt es keinen Mann auf der ganzen Welt, der nur mit Unterwäsche und Mantel bekleidet zu einem Stelldichein ginge. Es mag Augenblicke geben, in denen ein Mann nur Pyjama und Mantel trägt - aber das? ... niemals!“

„Das ist richtig“, sagte ich kleinlaut.

„Nein“, fuhr Poirot fort, „wir müssen eine Lösung für das Geheimnis der offenen Tür anderswo suchen. Einer Sache bin ich aber ganz gewiß - daß sie das Haus nicht durch die Tür verließen. Sie verschwanden durch das Fenster.“

„Was?“

„Unbedingt.“

„Aber es waren doch keine Fußspuren im Blumenbeet?“ - „Nein - und es müßten welche dort gewesen sein, Hastings. Der Gärtner Auguste bepflanzte am vorhergehenden Nachmittag beide Beete, wie du ihn selbst erzählen hörtest. In dem einen nun gibt es zahlreiche Abdrücke seiner benagelten Stiefel - in dem anderen keine! Siehst du? Jemand kam des Wegs, jemand, der dann die Oberfläche des Beetes mit dem Rechen glättete, um seine Fußspuren zu verwischen.“

„Wo nahmen sie den Rechen her?“

„Wo sie den Spaten und die Gartenhandschuhe hernahmen“, erwiderte Poirot ungeduldig. „Da gab es doch keine Schwierigkeit.“

„Was veranlaßt dich anzunehmen, daß sie diesen Weg wählten? Es scheint doch viel einleuchtender, daß sie durch das Fenster kamen und durch die Tür verschwanden?“

„Natürlich ist auch das möglich. Doch vermute ich sehr, daß sie sich durch das Fenster entfernten.“

„Ich glaube, du hast unrecht.“

„Vielleicht, mon ami.“

Ich sann nach und überdachte die neuen Möglichkeiten, die Poirots Folgerungen mir eröffnet hatten. Ich erinnerte mich seiner geheimnisvollen Anspielungen auf das Blumenbeet und die Armbanduhr. Seine Bemerkungen schienen im Augenblick so belanglos, und jetzt erst erkannte ich ihre Bedeutung. Aus wenigen geringfügigen Vorfällen hatte er viel von dem Dunkel enthüllt, das den Fall umgab. Nachträglich bewunderte ich meinen Freund.

Und als hätte er meine Gedanken gelesen, nickte er weise dazu:

„System,“ verstehst du! Nur System! Ordne die Tatsachen. Ordne deine Gedanken. Und wenn irgend etwas nicht stimmt - verwirf es nicht, sondern betrachte es eingehend. Wenn dir seine Wichtigkeit auch nicht klar ist, zu bedeuten hat es etwas.“

„Wenn wir inzwischen“, sagte ich nachdenklich, „mit unserem Wissen auch etwas weitergekommen sind, gelang es uns doch nicht, herauszubekommen, wer Monsieur Renaulds Mörder ist.“

„Nein“, sagte Poirot heiter. „Tatsächlich sind wir weiter davon entfernt als je.“

Diese Tatsache schien ihn so außerordentlich zu befriedigen, daß ich ihn verwundert anschaute. Er fing meinen Blick auf und lächelte. „Aber ja, es ist besser so. Vorher bestand nur die Frage, wie und durch wessen Hände er den Tod gefunden habe. Nun nichts mehr von alledem. Wir tapfen im dunklen. Hundert widersprechende Einzelheiten verwirren und bedrängen uns - das ist gut. Das ist ausgezeichnet! Aus dem Chaos entsteht Ordnung. Aber wenn du gleich zum Beginn Ordnung findest - eh bien, sei auf der Hut! Dann ist es - wie soll ich sagen - gefehlt! Der große Verbrecher ist unkompliziert – aber die wenigsten Verbrecher sind groß! Bei den Bemühungen, ihre Spuren zu verwischen, verraten sie sich meistens selbst. Oh, mon ami, ich wünschte, eines Tages einem wirklich großen Verbrecher zu begegnen - einem, der sein Verbrechen verübt und dann - nichts tut! Sogar mir, Hercule Poirot, könnte es dann geschehen, daß er mir entschlüpfte.“

Aber ich folgte seinen Worten nicht. Ein Licht ging mir plötzlich auf: „Poirot! Madame Renauld! Nun weiß ich es. Sie scheint jemanden zu decken.“

Aus der Ruhe, mit der Poirot meine Bemerkung aufnahm, konnte ich ersehen, daß ihm dieser Gedanke nicht fremd war.

„Ja“, sagte er nachdenklich. „Sie schützt oder verbirgt jemanden. Eines von beiden.“

Ich sah keinen großen Unterschied in diesen beiden Bezeichnungen, aber ich entwickelte meine Ansicht mit großem Ernst.

Poirot verhielt sich ziemlich verschlossen und wiederholte: „Es kann schon sein - ja, es kann schon sein. Aber bis jetzt weiß ich es nicht. Etwas sehr Dunkles liegt all dem zugrunde. Du wirst schon sehen. Etwas sehr Dunkles.“

Als wir das Hotel betraten, gebot er mir mit einer Handbewegung Schweigen.

Wir speisten mit ausgezeichnetem Appetit. Ich verstand sehr gut, daß Poirot dort, wo man so leicht belauscht werden konnte, einem Gespräch über das Drama auswich. Aber wie immer, wenn ein Thema den Geist so beschäftigt, daß es für keinen anderen Gedanken Raum läßt, bietet sich kein anderer anregender Gesprächsstoff. Ein Weilchen aßen wir schweigend.

Dann bemerkte Poirot anzüglich: „Eh bien! Und deine... Inkorrektheiten! Willst du sie nicht nochmals erzählen?“

Ich errötete. „Oh, du meinst die von heute morgen?“ Ich versuchte einen völlig gleichgültigen Ton anzuschlagen.

Aber ich war Poirot nicht gewachsen. In wenigen Minuten hatte er mir die Geschichte entlockt, seine Augen blinzelten listig.

„Eine höchst romantische Geschichte. Wie heißt sie, diese reizende junge Dame?“

Ich mußte gestehen, daß ich es nicht wußte.

„Also noch romantischer! Das erste Zusammentreffen im Pariser Zug, das zweite hier. Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen, heißt es nicht so?“

„Sei kein Narr, Poirot!“

„Gestern war es Mademoiselle Daubreuil, heute ist es Mademoiselle - Cinderella! Du hast entschieden das weite Herz eines Türken, Hastings! Du solltest dir einen Harem anlegen!“

„Es ist sehr einfach, mich aufzuziehen. Mademoiselle Daubreuil ist ein sehr schönes Mädchen, und ich bewundere sie ungemein, ich zögere nicht, es zuzugeben. Mit der anderen ist es nichts - ich glaube nicht, daß ich sie jemals wiedersehen werde. Es war ganz amüsan, eine Eisenbahnfahrt mit ihr zu durchplaudern, aber sie gehört nicht zu jenen Mädchen, die mir gefährlich werden könnten.“

„Warum?“

„Nun, vielleicht klingt es eingebildet, weil es keine Dame in jedem Sinn des Wortes ist.“

Poirot nickte nachdenklich. Dann fragte er, und seine Stimme klang viel weniger spöttisch: „Du glaubst also an Abstammung und Erziehung?“

„Ich bin vielleicht unmodern, aber ich bin dagegen, daß man außerhalb dieses Kreises heiratet. Das tut nie gut.“

„Da hast du recht, mon ami. Neunundneunzigmal unter hundert Malen ist es, wie du sagst. Aber da bleibt noch das hundertste Mal. Aber das kommt ja nicht in Frage, da du nicht die Absicht hast, die Dame wiederzusehen.“

Seine letzten Worte klangen fast wie eine Frage, und ich fühlte, wie scharf er mich dabei beobachtete. Vor meinem geistigen Auge erstanden in Feuerlettern die Worte „Hotel du Phare“, und wieder hörte ich ihre Stimme, die mir sagte „Besuchen Sie midi“, und meine bereitwillige Antwort „Das will ich gern tun“.

Was sollte nun daraus werden? Ich hatte beabsichtigt, gelegentlich hinzugehen, aber seither Zeit gehabt, zu überlegen. Das Mädchen gefiel mir nicht. Wenn ich ruhig überlegte, kam ich sogar zu dem endgültigen Schluß, daß sie mir gründlich mißfiel. Die Vorwürfe, weil ich törichterweise ihre krankhafte Neugier befriedigt

hatte, genügten mir völlig; ich hegte nicht den leisesten Wunsch, sie wiederzusehen. Ich antwortete daher leichthin: „Sie forderte mich auf, sie zu besuchen, aber natürlich tue ich es nicht.“

„Weshalb natürlich?“

„Nun, weil ich nicht will.“

„Aha!“ Aufmerksam beobachtete er mich eine ganze Weile. „Ja, ich verstehe dich sehr gut. Bleibe aber auch dabei.“

„Das scheint dein beständiger Ratschlag zu sein“, bemerkte ich etwas verärgert.

„Oh, mein Freund, hab Vertrauen zu Papa Poirot. Wenn es dir recht ist, will ich dir eines Tages eine Braut zuführen, die zu dir paßt.“

„Danke“, sagte ich lachend, „aber diese Aussicht läßt mich kalt.“

Poirot seufzte und schüttelte den Kopf. „Diese Engländer!“ sprach er vor sich hin. „Sie haben keine Methoden - keine wie immer gearteten Methoden. Sie überlassen alles dem Zufall.“ Er zog die Stirn in Falten und stellte das Salzfaß an einen anderen Platz. „Mademoiselle Cinderella wohnt im Hotel d'Angleterre, sagtest du nicht so?“

„Nein, im Hotel du Phare.“

„Richtig, ich hatte es vergessen.“

Ein momentaner Verdacht schoß mir durch, den Kopf. Ich hatte bestimmt niemals irgendein Hotel zu Poirot erwähnt. Ich blickte zu ihm hinüber und beruhigte mich sogleich. Er zerschnitt eben sein Brot in kleine gleichmäßige Würfel und war in diese Beschäftigung vollkommen vertieft. Er mußte sich eingebildet haben, ich hätte ihm gesagt, wo das Mädchen wohne.

Wir tranken den Kaffee draußen am Strande. Poirot rauchte eine seiner kleinen Zigaretten und zog die Uhr aus seiner Tasche.

„Der Zug nach Paris fährt um 2.25 Uhr ab“, bemerkte er. „Es ist höchste Zeit für mich.“

„Nach Paris?“ rief ich.

„So sagte ich, mon ami.“

„Du fährst nach Paris? Aber warum?“

Er antwortete sehr ernst: „Um den Mörder von Monsieur Renauld zu suchen.“

„Du glaubst, daß er in Paris ist?“

„Ich bin ganz sicher, daß er sich dort nicht befindet. Aber Paris ist der Ort, wo ich nach ihm suchen muß. Du verstehst das nicht, aber ich werde es dir zur rechten Zeit erklären. Glaub mir, diese Reise nach Paris ist nötig. Ich werde nicht lange ausbleiben. Aller Wahrscheinlichkeit nach kehre ich morgen zurück. Ich fordere dich nicht auf, mich zu begleiten. Bleib hier und behalte Giraud im Auge. Plaudere auch öfter mit Jack Renauld. Und drittens, wenn du willst, bemühe dich, ihn bei Mademoiselle Marthe auszustechen. Aber ich fürchte, da wirst du nicht viel Erfolg haben.“

Die letzte Bemerkung gefiel mir nicht ganz. „Da fällt mir ein“, sagte ich, „ich wollte dich fragen, woher du wußtest, wie die beiden miteinander stehen.“

„Mon ami, ich kenne die menschliche Natur. Bring einen jungen Mann wie Jack und ein so schönes Mädchen wie Mademoiselle Marthe zusammen, und das Ergebnis ist fast unvermeidlich. Und dann dieser Streit! Es konnte sich nur um Geld oder um eine Frau handeln, und in Erinnerung an Leonies Beschreibung über

die Aufregung des jungen Menschen entschied ich mich für das letztere. Das war meine Vermutung - und ich hatte recht."

„Und warntest du mich deshalb davor, mein Herz an die junge Dame zu hängen? Hattest du schon damals den Verdacht, daß sie den jungen Renauld liebt?"

Poirot lächelte. „Auf jeden Fall sah ich, daß sie angstvolle Augen hatte. Und so kommt es, daß ich immer an Marthe Daubreuil als das Mädchen mit den angstvollen Augen denke."

Seine Stimme klang so ernst, daß es mich eigenartig berührte.

„Wie meinst du das, Poirot?"

„Ich glaube, mein Freund, daß wir das binnen kurzem wissen werden. Aber nun muß ich fort."

„Du hast noch ungeheuer viel Zeit."

„Vielleicht - vielleicht, aber ich liebe es, am Bahnhof noch Muße zu haben. Ich kann es nicht leiden, mich hasten, eilen und aufregen zu müssen."

„Für alle Fälle", sagte ich und erhob mich, „will ich dich zur Bahn bringen."

„Das wirst du nicht tun. Ich verbiete es dir."

Es klang so entschieden, daß ich erstaunt aufblickte. Er nickte nachdrücklich: „Ich meinte es ernst, mon ami. Auf Wiedersehen. Du erlaubst doch, daß ich dich umarme? Ach nein, ich vergesse, daß dies der englischen Sitte nicht entspricht."

Als Poirot abgereist war, fühlte ich mich recht verlassen. Ich schlenderte an den Strand hinab, beobachtete die Badenden, ohne die Energie aufzubringen, es ihnen gleichzutun. Ich bildete mir ein wenig ein, daß sich vielleicht unter ihnen, in ein wundervolles Badekostüm gehüllt, Cinderella befand, sah aber keine Spur von ihr. Ziellos bummelte ich längs der Dünen weiter, bis zum entferntesten Ende der Stadt. Es fiel mir ein, daß es schließlich nur ein Gebot der Höflichkeit wäre, mich nach dem Befinden des Mädchens zu erkundigen. Und vielleicht würde es mir letzten Endes noch Unannehmlichkeiten ersparen. Dann wäre die Angelegenheit erledigt. Es bestünde dann keine weitere Notwendigkeit für mich, mir ihretwegen Gedanken zu machen. Wenn ich jedoch überhaupt nicht hinging, könnte es ihr vielleicht einfallen, mich in der Villa aufzusuchen. Und das wäre in jeder Hinsicht peinlich. Entschieden besser, ihr einen kurzen Besuch zu machen, und im Verlauf desselben durchblicken lassen, daß ich in meiner Eigenschaft als Fremdenführer nichts weiter für sie tun könne.

Also verließ ich den Strand und ging landeinwärts. Bald fand ich das Hotel du Phare, ein recht unansehnliches Gebäude. Es war im höchsten Grade ärgerlich, daß ich den Namen der Dame nicht kannte und, um mir nichts zu vergeben, beschloß ich, drinnen umherzuschlendern und mich umzusehen. Vermutlich würde ich sie auf der Terrasse finden. Merlinville ist ein kleiner Ort. Man verläßt sein Hotel, um sich an den Strand zu begeben, und man kehrt vom Strand wieder nach dem Hotel zurück. Andere Zerstreungen gibt es nicht. Ein Kasino befand sich im Bau.

Da ich die ganzen Dünen abgegangen war, ohne ihr zu begegnen, mußte sie im Hotel sein. Ich trat ein. Mehrere Leute saßen in der Veranda, doch das von mir verfolgte Wild befand sich nicht unter ihnen. Ich schritt durch mehrere Räume, aber auch da war keine Spur von ihr zu entdecken. Dann rief ich den Portier beiseite und drückte ihm fünf Franken in die Hand.

„Ich möchte eine Dame besuchen, die hier wohnt. Ein kleines, brünettes junges Mädchen, aus England. Ihren Namen weiß ich nicht genau.“

Der Mann schüttelte den Kopf und schien mit Mühe ein Grinsen zu unterdrücken: „Wir haben keine Junge Dame hier, wie Sie sie beschreiben.“

„Vielleicht ist sie Amerikanerin“, deutete ich an.

Der Bursche war zu blöd. Er schüttelte abermals den Kopf:

„Nein, Monsieur. Alles in allem sind nur sechs oder sieben englische und amerikanische Damen hier, und alle sind viel älter als die Dame, die Sie suchen. Hier werden Sie sie nicht finden, Monsieur.“

Er sprach so bestimmt, daß ich nicht mehr zweifeln konnte.

„Aber die Dame sagte mir, daß sie hier wohne.“

„Monsieur muß sich geirrt haben - oder es ist wahrscheinlicher, daß die Dame den Irrtum beging, da auch schon ein anderer Herr hier nach ihr fragte.“

„Was sagen Sie da?“ rief ich erstaunt.

„Aber ja, Monsieur. Ein Herr, der sie genauso beschrieb, wie Sie es eben taten.“

„Wie sah er aus?“

„Es war ein kleiner Herr, gut gekleidet, mit sehr steifem Schnurrbart, einem eigentümlich geformten Kopf und grünen Augen.“

Poirot! Deshalb also hatte er meine Begleitung zum Bahnhof abgelehnt. Welche Frechheit! Ich würde ihn bitten müssen, sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen. Bildete er sich ein, ich bedürfe eines Wärters, um mich zu betreuen? Ich dankte dem Mann und verließ das Hotel in einiger Verlegenheit und mit Groll im Herzen gegen meinen voreiligen Freund. Ich bedauerte, daß er augenblicklich außer Reichweite war. Es wäre ein Genuß gewesen, ihm sagen zu können, wie ich über seine unerbetene Einmischung dachte. Hatte ich ihm nicht ausdrücklich versichert, daß ich nicht die Absicht habe, das Mädchen wiederzusehen? Freunde können manchmal wirklich übertrieben hilfreich sein.

Aber wo steckte das Mädchel nun? Ich unterdrückte meinen Ärger und versuchte das zu erraten. Augenscheinlich hatte sie aus Versehen ein falsches Hotel genannt. Dann kam mir ein anderer Gedanke. War es wirklich ein Versehen? Oder hatte sie mir wohlüberlegt ihren Namen vorenthalten und eine falsche Adresse angegeben?

Je länger ich darüber nachdachte, um so mehr neigte ich zu der Überzeugung, daß die letztere Vermutung richtig sei. Aus irgendeinem Grund war es ihr nicht erwünscht, die Bekanntschaft zur Freundschaft reifen zu lassen. Und obwohl dies genau meiner eigenen Absicht von vor einer halben Stunde entsprach, entzückte es mich nicht, die Spitze nun gegen mich gerichtet zu sehen. Die ganze Sache war äußerst unerquicklich, und ich ging übelgelaunt zur Villa Genevieve zurück. Ich ging nicht in das Haus, sondern benutzte den Pfad, der zu der kleinen Bank neben der Hütte führte, und ließ mich, noch recht verdrießlich, dort nieder.

Doch der Klang von Stimmen in nächster Nähe lenkte meine trüben Gedanken ab. Gleich darauf stellte ich fest, daß sie nicht aus dem Garten kamen, in dem ich mich befand, sondern aus dem angrenzenden Garten der Villa Marguerite, und daß sie sich schnell näherten. Ich hörte eine Mädchenstimme, eine Stimme, die ich als die der schönen Marthe erkannte.

„Liebling“, sagte sie, „ist es wirklich wahr? Sind alle unsere Sorgen vorüber?“

„Das weißt du, Marthe“, erwiderte Jack Renaud. „Nichts kann uns jetzt mehr trennen, Geliebte. Das letzte Hindernis zu unserer Verbindung ist beseitigt.“

„Nichts?“ flüsterte das Mädchen. „O Jack, Jack - ich fürchte mich.“

Ich ging vorsichtig zurück, da ich merkte, daß ich unbeabsichtigterweise zum Horcher geworden war. Als ich aufblickte, sah ich die beiden durch einen Spalt in der Hecke. Sie hatten die Gesichter mir zugewendet, der Arm des Mannes lag um das Mädchen, seine Augen blickten in die ihren. Sie waren ein wunderschönes Paar, der dunkle, gut gewachsene Jüngling und die blonde junge Göttin. Sie schienen wie füreinander geschaffen.

Aber das Gesicht des Mädchens blickte verstört, und Jack Renaud schien es zu bemerken, denn er zog sie näher an sich und fragte: „Aber wovor fürchtest du dich, Liebling? Was gibt es - jetzt noch - zu fürchten?“

Und dann sah ich den Blick in ihren Augen, den Blick, von dem Poirot gesprochen hatte. Sie flüsterte, so daß ich die Worte fast erraten mußte: „Ich fürchte mich - für dich!“

Die Antwort des jungen Renaud hörte ich nicht, weil meine Aufmerksamkeit durch eine ungewöhnliche Erscheinung abgelenkt wurde, die ich erst jetzt unten an der Hecke gewahrte! Dort glaubte ich einen braunen Strauch zu sehen - sonderbar! Ich ging auf ihn zu, aber bei meinem Näherkommen zog sich der braune Strauch eiligst zurück, blickte mich an und legte den Finger an die Lippen. Es war Giraud.

Vorsichtig führte er mich rund um die Hütte, bis wir außer Hörweite waren.

„Was machen Sie denn hier?“ fragte ich.

„Genau dasselbe wie Sie - ich horchte.“

„Aber ich tat es nicht absichtlich!“

„Oh!“ sagte Giraud. „Ich schon.“

Wie immer, bewunderte ich den Mann, obwohl ich ihn nicht leiden konnte. Er sah mich von oben herab, beinahe mißbilligend an.

„Sie nützen der Sache nicht sehr, als Sie so hier hereinfliegen. In einer Minute hätte ich vielleicht etwas sehr Wichtiges gehört. Wo haben Sie Ihr altes Fossil gelassen?“

„Monsieur Poirot ist nach Paris gefahren“, antwortete ich kühl. „Und ich kann Ihnen sagen, Monsieur Giraud, daß er alles eher ist als ein altes Fossil. Er hat viele Fälle entwirrt, die der englischen Polizei ein Rätsel waren.“

„Pah! Die englische Polizei!“ Giraud schnalzte verächtlich mit den Fingern. „Sie scheint auf der gleichen Stufe zu stehen wie unsere Untersuchungsrichter. Er fuhr also nach Paris? Das ist gescheit. Aber was hofft er da zu finden?“

Mir schien, als klänge aus dieser Frage ein unbehaglicher Unterton. Ich richtete mich auf.

„Ich bin nicht berechtigt, darüber zu sprechen“, sagte ich ruhig.

Giraud warf mir einen durchbohrenden Blick zu.

„Er hatte wahrscheinlich genügend Verstand, es Ihnen nicht zu sagen“, bemerkte er grob. „Guten Tag, ich habe zu tun.“ Und damit drehte er sich auf dem Absatz herum und ließ mich stehen.

In der Villa Genevieve schienen die Dinge zu einem Stillstand gekommen zu sein. Giraud wünschte offenbar meine Gesellschaft nicht, und nach dem, was ich

beobachtet hatte, war es mir fast gewiß, daß auch Jack Renauld auf sie verzichten könne.

Ich ging zur Stadt zurück, nahm ein erquickendes Bad und begab mich in unser Hotel. Frühzeitig ging ich zu Bett, gespannt, ob der kommende Tag wohl etwas Interessantes bringen werde.

Auf das, was er brachte, war ich aber durchaus nicht gefaßt. Ich war gerade im Begriff, im Speisesaal mein erstes Frühstück einzunehmen, als der Kellner, der draußen mit irgend jemand gesprochen hatte, in sichtlicher Erregung hereinkam.

Er zögerte einen Augenblick, fingerte an seiner Serviette und brach dann los: „Monsieur wird verzeihen, aber Monsieur hängt doch mit der Affäre in der Villa Genevieve zusammen, nicht wahr?“

„Ja“, sagte ich lebhaft. „Warum?“

„Dort ist er“, sagte Giraud und leuchtete mit dem Licht in eine entfernte Ecke.

Ich ging hinüber.

Der Tote lag gerade ausgestreckt auf dem Rücken. Er war mittelgroß, gebräunten Angesichts und etwa fünfzig Jahre alt. Er trug einen guten, aber nicht mehr neuen dunkelblauen Anzug, dessen Schnitt die Hand eines teuren Schneiders verriet. Sein Gesicht war schrecklich verzerrt, und links, gerade oberhalb des Herzens, ragte schwarz und glänzend das Heft des Dolches. Ich erkannte ihn. Der gleiche Dolch, den ich am Morgen vorher in, dem Glaskrug gesehen hatte!

„Ich erwarte jeden Augenblick den Arzt“, erklärte Giraud. „Obwohl wir seiner kaum bedürfen. Woran der Mann starb, unterliegt keinem Zweifel. Er wurde ins Herz gestochen, und der Tod muß augenblicklich eingetreten sein.“

„Wann geschah es? Heute nacht?“

Giraud schüttelte den Kopf: „Kaum. Ich will dem Urteil des Arztes nicht vorgreifen, aber der Mann muß schon über zwölf Stunden tot sein. Wann, sagten Sie, sahen Sie diesen Dolch zuletzt?“

„Gestern früh, ungefähr um zehn Uhr.“

„Dann wäre ich geneigt, anzunehmen, daß das Verbrechen kurz darauf geschah.“

„Aber es kamen doch unaufhörlich Leute bei dem Schuppen vorüber?“

Giraud lachte unangenehm. „Sie machen wundervolle Fortschritte! Wer sagte Ihnen, daß er in dieser Hütte ermordet wurde?“

„Nun“ - ich war ganz verwirrt. „Ich – ich nahm es an.“ „Oh, welcher tüchtiger Detektiv! Sehen Sie sich den Mann an. Fällt ein tödlich ins Herz getroffener Mann so hin - ordentlich, mit geradeliegenden Beinen und mit zu beiden Seiten ausgestreckten Armen? Nein! Oder legt sich ein Mann flach auf den Rücken, um sich erstechen zu lassen, ohne eine Hand zu seiner Verteidigung zu rühren? Das ist doch lächerlich, nicht? Aber sehen Sie, da - und da -“ Er leuchtete den Boden mit der Lampe ab. Ich sah seltsame regelmäßige Abdrücke in dem weichen Boden. „Er wurde nach seinem Tode hier hereingezerzt. Von zwei Leuten halb gezerzt und halb getragen. Ihre Spuren sind draußen auf dem harten Boden nicht erkennbar, und hier waren sie bemüht, sie zu verwischen; aber von den beiden war eines eine Frau, mein junger Freund.“ „Eine Frau?“

„Ja.“

„Woher wissen Sie das, wenn die Spuren verwischt sind?“ „Weil, wenn auch verwischt, die Abdrücke von Frauenschuhen unverkennbar sind. Und auch durch dies.“ Und er beugte sich nieder, nahm etwas vom Griff des Dolches weg und hielt es mir hin. Es war ein langes schwarzes Frauenhaar, jenem ähnlich, das

Poirot auf dem Lehnstuhl in der Bibliothek gefunden hatte. Mit ironischem Lächeln schlang er es wieder um den Dolch. „Wir wollen die Dinge, soweit es möglich ist, so lassen, wie sie sind“, erklärte er. „Das gefällt dem Untersuchungsrichter. Nun, und sonst fällt Ihnen nichts auf?“ Ich mußte verneinen. „Betrachten Sie seine Hände.“

Ich tat es. Die Nägel waren abgebrochen und fleckig, die Hände waren rauh. Das brachte mir leider nicht viel Aufklärung.

„Das sind nicht die Hände eines - Herrn“, sagte er, als Antwort auf meinen Blick. „Dagegen ist sein Anzug der eines wohlhabenden Mannes. Seltsam, nicht?“ „Sehr seltsam“, gab ich zu.

„Und nicht ein Stück seiner Kleidung ist gezeichnet. Was sagt uns das? Dieser Mann versuchte, sich für einen anderen auszugeben, als er war. Er war verkleidet. Weshalb? Befürchtete er etwas? Versuchte er, verkleidet zu flüchten? Bis jetzt wissen wir es nicht - aber eines ist uns klar, daß er ebenso eifrig bemüht war, seine Identität zu verbergen, wie jetzt wir, sie festzustellen.“ Wieder blickte er auf den Leichnam nieder. „Wie früher schon sind auch hier keine Fingerabdrücke auf dem Dolch zu finden. Auch diesmal trug der Mörder Handschuhe.“

„Sie glauben also, daß für beide Fälle der gleiche Mörder in Betracht kommt?“ fragte ich gespannt. Giraud wurde unergründlich. „Was ich glaube, ist gleichgültig. Es wird sich zeigen. Marchaud!“

Der Gendarm erschien in der Tür.

„Monsieur?“

„Warum ist Madame Renauld nicht hier? Schon vor einer Viertelstunde ließ ich sie herbitten.“

„Sie kommt eben in Begleitung ihres Sohnes den Weg herauf.“ „Gut. Aber ich möchte jeden von ihnen einzeln sprechen.“ Marchaud salutierte und verschwand. Einen Augenblick später kam er mit Madame Renauld wieder.

Mit einer kurzen Verbeugung trat Giraud ihr entgegen. „Bitte hier, gnädige Frau.“ Er führte sie vorwärts und trat plötzlich beiseite. „Hier ist der Mann. Kennen Sie ihn?“

Und während der sprach, bohrten sich seine Blicke in ihr Gesicht, versuchte er, ihre Gedanken zu ergründen und jede Regung ihres Wesens festzuhalten.

Madame Renauld aber blieb vollkommen ruhig - zu ruhig, wie mir schien. Sie blickte beinahe interesselos auf den Leichnam - ohne jegliches Zeichen des Erkennens oder der Erregung.

„Nein“, sagte sie. „Ich sah ihn nie in meinem Lehen. Er ist mir völlig fremd.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“

„Ganz sicher.“

„Erkennen Sie nicht, beispielsweise, einen Ihrer Angreifer in ihm?“

„Nein.“ Sie schien zu zögern, als ob die Idee ihr einleuchtete. „Nein, ich glaube nicht. Allerdings trugen sie Barte - falsche Barte, wie der Untersuchungsrichter meint - aber trotzdem - nein.“ Nun schien sie sich völlig entschieden zu haben. „Ich bin ganz sicher, daß keiner von beiden dieser Mann war.“

„Ausgezeichnet, gnädige Frau. Das wäre dann alles.“

Erhobenen Hauptes schritt sie hinaus, und die Silberstreifen ihres Haares glänzten im Sonnenlicht. Dann kam Jack Renauld. Auch er bewies in zwanglosester Weise, daß er die Identität des Mannes nicht feststellen könne.

Giraud stöhnte. Ob aus Vergnügen oder Mißbehagen, konnte ich nicht feststellen. Er rief nach Marchaud.

„Brachten Sie die andere hierher?“

„Ja, Monsieur.“

„Die andere“ war Madame Daubreuil. Empört trat sie ein und widersetzte sich voll Heftigkeit.

„Ich erhebe Einspruch, Monsieur! Das ist eine Beleidigung! Was habe ich mit all dem zu tun?“

„Madame“, sagte Giraud brutal, „ich führe eine Untersuchung nicht nur wegen eines, sondern wegen zweier Morde! Und nach allem, was mir bekannt ist, könnten Sie beide Verbrechen begangen haben.“

„Wie können Sie sich unterstehen . . .!“ schrie sie. „Wie dürfen Sie mich durch eine so arge Beschuldigung beschimpfen? Das ist unerhört!“

„Unerhört ist es? Und was ist das?“ Er beugte sich nieder, löste nochmals das Haar von dem Dolch und hielt es in die Höhe. „Sehen Sie das, Madame?“ Er trat auf sie zu. „Sie gestatten, daß ich - vergleiche.“

Kreidebleich fuhr sie mit einem Schrei zurück: „Es ist nicht wahr, ich schwöre es. Ich weiß nichts von dem Verbrechen - von keinem der beiden Verbrechen. Wer etwas anderes behauptet, lügt. Oh, mein Gott, was soll ich tun?“

„Sich beruhigen, Madame“, sagte Giraud kühl. „Bisher klagt Sie noch niemand an. Aber Sie werden gut tun, meine Fragen ohne weitere Umstände zu beantworten.“

„Alles, was Sie wünschen, Monsieur.“

„Betrachten Sie den Toten. Kennen Sie ihn?“

Als sie näher trat, kehrte etwas Farbe in ihre Wangen zurück. Madame Daubreuil sah lange auf den Toten. Dann schüttelte sie den Kopf: „Ich kenne ihn nicht.“

Es schien unmöglich, ihre Worte zu bezweifeln, die ganz natürlich klangen. Giraud entließ sie mit einem Kopfneigen.

„Sie lassen sie gehen?“ fragte ich leise. „Ist das klug? Sicher stammt das schwarze Haar von ihrem Kopf.“

„Ich brauche keine beruflichen Belehrungen“, versetzte Giraud trocken. „Sie steht unter Überwachung. Ich will sie jetzt noch nicht verhaften.“ Dann blickte er wieder stirnrundelnd auf den Leichnam. „Halten Sie ihn überhaupt für einen Spanier?“ fragte er plötzlich.

Ich betrachtete das Gesicht sehr sorgfältig. „Nein“, sagte ich endlich. „Ich würde ihn ganz entschieden für einen Franzosen halten.“

Giraud äußerte sein Mißvergnügen: „Immer dasselbe. Einen Augenblick stand er ruhig, dann schob er mich gebieterisch beiseite und begann noch einmal den Boden auf allen vieren abzusuchen. Er war bewunderungswürdig. Nichts entging ihm. Zoll um Zoll des Bodens ging er durch, er drehte jeden Blumentopf um, durchsuchte alte Säcke. Er stürzte sich auf ein Bündel bei der Tür; als er sich aber überzeugt hatte, daß es nur einen zerlumpten Rock und Beinkleider enthielt, schleudert er es brummend beiseite. Zwei Paar alte Handschuhe erregten seine Aufmerksamkeit, aber schließlich schüttelte er den Kopf und legte sie fort. Dann begab er sich wieder zu den Blumentöpfen und wendete systematisch einen nach dem anderen um. Schließlich erhob er sich und schüttelte nachdenklich den Kopf. Er schien verblüfft und gereizt. Ich glaube, er hatte meine Anwesenheit vergessen.“

Nun ließen sich draußen eilige Schritte und Stimmen vernehmen, und unser alter Freund, der Untersuchungsrichter, mit seinem Schreiber, M. Bex und der Arzt kamen herein.

„Aber das ist ja unglaublich, Monsieur Giraud“, rief M. Hautet. „Noch ein Verbrechen! Der Fall wird ja immer verworrener! Wer ist der Tote?“



einige Fragen über jene Passagiere zu stellen, die in der verhängnisvollen Nacht Merlinville mit dem letzten Zuge verlassen hatten.

Ich machte mich an einen der Beamten heran, und es gelang mir ohne erhebliche Schwierigkeiten, ein Gespräch über dieses Thema mit ihm anzuknüpfen. Es sei eine Schmach für die Polizei, erhitze er sich, daß solche Räuber und Mörder frei umherliefen. Ich gab der Vermutung Ausdruck, daß sie vielleicht mit dem Zug um Mitternacht abgereist sein könnten, was er mit großer Bestimmtheit zurückwies. Zwei Fremde? Die hätte er bemerkt - da könne ich beruhigt sein. Nur ungefähr zwanzig Personen seien mit diesem Zuge abgereist, und Unbekannte wären ihm bestimmt aufgefallen.

Ich weiß nicht, wieso mir der Einfall kam - vielleicht beeinflusst von der großen Angst, die aus Marthe Daubreuil's Stimme geklungen hatte -, aber ich fragte plötzlich: „Reiste nicht auch der junge Renauld mit diesem Zuge?“

„Ach nein, Monsieur. Es ist wohl nicht gut möglich, innerhalb einer halben Stunde anzukommen und wieder abzureisen!“

Ich starrte den Mann an. Zuerst erfaßte ich die Bedeutung seiner Worte nicht ganz. Dann begriff ich.

„Wollen Sie damit sagen“, fragte ich, und mein Herz schlug schneller, „daß Monsieur Jack Renauld an jenem Abend in Merlinville ankam?“

„Aber ja, Monsieur, mit dem letzten Zug aus der entgegengesetzten Richtung, um 11 Uhr 40.“

Ich taumelte fast. Dies also war die Ursache von Marthes heftiger Angst. Jack Renauld war in der Nacht des Verbrechens in Merlinville gewesen. Aber warum gestand er es nicht ein? Weshalb veranlaßte er uns zu glauben, daß er in Cherbourg geblieben war? Wenn mir sein offenes, knabenhaftes Auftreten einfiel, konnte ich mich nicht zu dem Glauben durchringen, daß er in irgendeinem Zusammenhang mit dem Verbrechen stehen könne. Doch weshalb verschwieg er dann eine so überaus wichtige Tatsache? Eines war gewiß, Marthe hatte es schon die ganze Zeit über geweißt. Daher ihre Furcht und ihre Frage an Poirot, ob irgend jemand verdächtigt werde.

Die Ankunft des Zuges unterbrach meinen Gedankengang, und einen Augenblick später begrüßte ich Poirot. Der kleine Mann war in bester Laune. Er strahlte und sprach laut auf mich ein, er umarmte mich vor allen Leuten, trotz meiner englischen Zurückhaltung, die er völlig vergessen zu haben schien.

„Mein lieber Freund - ich hatte Erfolg - fabelhaften Erfolg!“

„Wirklich? Ich freue mich sehr, das zu hören. Weißt du schon das Neueste von hier?“

„Woher sollte ich es wissen? Gab es neue Entwicklungen? Hat der wackere Giraud jemanden verhaftet? Oder vielleicht gar mehrere? Der wird Augen machen! Aber wohin fährst du mich, mein Freund! Gehen wir denn nicht ins Hotel? Ich muß meinen Schnurrbart in Ordnung bringen, der durch die Hitze der Fahrt sehr gelitten hat. Dann ist mein Rock gewiß auch sehr staubig. Und meine Krawatte wird frisch gebunden werden müssen.“

Kurzerhand unterbrach ich seine Vorstellungen.

„Mein lieber Poirot - was macht das alles. Wir müssen sofort zur Villa. Es ist noch ein Mord verübt worden.“

Oft schon hatte ich Enttäuschungen erlebt, wenn ich meinem Freunde wichtige Mitteilungen machte. Entweder bedeuteten sie ihm nichts Neues, oder er nahm sie als belanglos auf die leichte Achsel - und dann gaben ihm die Ereignisse immer recht. Aber diesmal konnte ich nicht darüber klagen, daß ich zu wenig Eindruck gemacht hätte. Noch niemals sah ich einen so entgeisterten Menschen. Sein Plaudern verstummte. Alle Munterkeit schwand aus seinem Wesen. Er starrte mich mit offenem Munde an.

„Was sagst du da? Noch ein Mord? Ach, dann habe ich ja unrecht. Dann habe ich mich geirrt. Giraud mag sich nur über mich lustig machen - er wird Grund dazu haben!“

„Du hast das also nicht erwartet?“

„Ich? Nicht im entferntesten. Es vernichtet meine Theorie - es vernichtet alles - es - o nein! Es ist unmöglich. Ich kann mich nicht geirrt haben! Die Tatsachen, wenn man sie systematisch nimmt, und ihre wirkliche Aufeinanderfolge lassen nur eine Erklärung zu. Ich muß recht haben! Ich habe recht!“

„Aber dann -“

Er unterbrach mich: „Warte, mein Freund. Ich muß recht haben, daher ist dieser neue Mord unmöglich - außer - außer - o warte. Ich beschwöre dich. Sag kein Wort.“ Er schwieg ein Weilchen, dann verfiel er wieder in seine normale Art und sagte mit ruhiger, zuversichtlicher Stimme: „Das Opfer ist ein Mann mittleren Alters. Sein Leichnam wurde in dem versperrten Schuppen in der Nähe des ersten Tatortes gefunden. Er war mindestens schon achtundvierzig Stunden tot. Höchstwahrscheinlich kam er auf die gleiche Art ums Leben wie Monsieur Renauld, aber er muß nicht auch von rückwärts erstochen worden sein.“

Nun war es an mir, ihn anzugaffen - und ich tat es. Soweit ich mich entsinnen konnte, hatte Poirot noch nie etwas so Erstaunliches geleistet. Und fast unvermeidlich schossen mir Zweifel durch den Kopf.

„Poirot“, schrie ich, „du hältst mich zum besten. Du wusstest schon alles.“

Doch er blickte mich ernst und vorwurfsvoll an. „Würde ich so etwas tun? Ich versichere dir, daß ich nichts dergleichen hörte. Merktest du denn nicht, wie sehr die Nachricht midi erschütterte?“ „Aber wie, um Himmels willen, konntest du das alles wissen?“ „So hatte ich recht? Ich wußte es ja. Die kleinen grauen Zellen, mein Freund, die kleinen grauen Zellen erzählten es mir. So - und nur so - läßt sich der zweite Todesfall erklären. Nun erzähle mir alles. Wenn wir hier linksherum gehen, können wir über den Golfplatz den Weg abkürzen und wir kommen direkt, nur viel schneller hinter der Villa Genevieve heraus.“

Während wir den von ihm empfohlenen Weg einschlugen, erzählte ich ihm alles, was ich wußte. Poirot lauschte aufmerksam.

„Der Dolch stak in der Wunde, sagst du? Das ist merkwürdig. Bist du ganz sicher, daß es der gleiche war?“

„Ganz sicher. Dadurch erscheint es ja so unmöglich.“ „Nichts ist unmöglich. Vielleicht gab es zwei Dolche.“ Ich zog meine Augenbrauen hoch. „Das ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich. Das wäre doch ein außergewöhnliches Zusammentreffen.“

„Du sprichst wie immer ohne Überlegung, Hastings. In manchen Fällen wären zwei völlig gleiche Waffen höchst unwahrscheinlich. Aber hier nicht. Diese eigenartige Waffe ist ein Kriegsandenken, das auf Jack Renauds Bestellung angefertigt wurde. Es ist wirklich höchst unwahrscheinlich, wenn du darüber nachdenkst, daß er nur eine bestellt hat. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß er auch eine zu seinem eigenen Gebrauch besaß.“ „Aber niemand erwähnte dergleichen“, warf ich ein. Ein leise beherrschender Unterton schwang durch Poirots Worte:

„Mein Freund, wenn man einen Fall ausarbeitet, zieht man nicht nur die Dinge in Erwägung, die ‚erwähnt‘ wurden. Es gibt manchmal keine Veranlassung, Dinge zu erwähnen, die wichtig sein könnten. Und ebenso bestehen andererseits oft triftige Gründe, sie nicht namhaft zu machen. Du hast die Wahl zwischen diesen beiden Ursachen.“

Ich schwieg.

Wenige Minuten später hatten wir die berühmte Hütte erreicht. Wir fanden dort alle unsere Freunde, und nach Austausch höflicher Liebenswürdigkeiten ging Poirot ans Werk.

Da ich Giraud bei der Arbeit beobachtet hatte, war ich außerordentlich neugierig. Poirot warf nur einen oberflächlichen Blick auf die Umgebung. Das einzige, was er untersuchte, war das Bündel mit den zerrissenen Kleidungsstücken bei der Tür. Giraud lächelte geringschätzig, und als ob Poirot es bemerkt hätte, warf er das Bündel wieder fort.

„Wohl alte Kleider des Gärtners?“ fragte er.

„Ganz richtig“, sagte Giraud.

Poirot kniete neben der Leiche nieder. Seine Finger arbeiteten flink, doch systematisch. Er untersuchte das Gewebe der Kleider und verschaffte sich Gewißheit, daß keine Spuren an ihnen zu finden waren. Die Schuhe überprüfte er besonders sorgfältig, ebenso die schmutzigen und gebrochenen Fingernägel.

Während er den letzteren seine Aufmerksamkeit schenkte, fragte er Giraud schnell: „Sahen Sie die Nägel?“

„Ja“, erwiderte der andere. Sein Antlitz blieb undurchdringlich.

Plötzlich blieb Poirot starr.

„Doktor Durand!“

„Bitte?“ Der Arzt trat näher.

„Da ist Schaum auf den Lippen. Bemerkten Sie das?“

„Ich muß zugeben, daß mir das nicht aufgefallen ist.“

„Doch jetzt sehen Sie es?“

„Ja, natürlich.“

Poirot befragte Giraud aufs neue.

„Sie bemerkten es doch sicher?“

Der andere blieb die Antwort schuldig. Poirot fuhr in der Arbeit fort. Die Waffe war aus der Wunde entfernt worden. Sie ruhte in einem Glaskrug neben dem Leichnam. Poirot untersuchte sie und prüfte dann gründlich die Wunde. Als er aufsaß, blitzten seine Augen vor Erregung und leuchteten in dem grünen Licht, das ich so gut kannte.

„Ist das aber eine seltsame Wunde! Sie hat nicht geblutet. Es ist kein Fleckchen an den Kleidern. Nur die Klinge des Dolches ist ein wenig fleckig, das ist alles. Was halten Sie davon, Doktor?“

„Ich kann nur sagen, daß das Höchst anomal ist.“ „Es ist durchaus nicht anomal. Es ist äußerst einfach. Der Mann wurde nach seinem Tode erstochen.“ Und nachdem er durch eine Handbewegung die erregten Stimmen zum Schweigen gebracht hatte, wandte Poirot sich an Giraud und fragte: „Monsieur Giraud ist doch meiner Ansicht?“

Was Giraud wirklich dachte, bleibt dahingestellt, er fand sich jedoch in die Situation, ohne mit der Wimper zu zucken. Ruhig antwortete er: „Gewiß bin ich Ihrer Ansicht.“

Wieder wurden Rufe des Staunens und der Neugierde laut. „Aber was für ein Einfall!“ rief M. Hautet. „Einen Mann noch nach seinem Tode zu erstechen! Ganz unerhört! Vielleicht aus unstillbarem Haß.“

„Nein“, sagte Poirot. „Ich möchte annehmen, daß es vollkommen kaltblütig geschah - um einen Eindruck zu erwecken.“ „Welchen Eindruck?“

„Den Eindruck, den es beinahe erweckte“, erwiderte Poirot rätselhaft.

M. Bex dachte nach.

„Wie wurde dieser Mann denn ermordet?“ „Er wurde nicht ermordet. Er starb. Er starb, wenn mich nicht alles täuscht, an einem epileptischen Anfall!“

Diese Peststellung Poirots löste wieder erhebliche Erregung aus. Dr. Durand kniete nochmals nieder und untersuchte neuerdings den Leichnam. Endlich erhob er sich.

„Monsieur Poirot, ich glaube, Ihre Annahme ist richtig. Ich ließ mich von Anfang an irreführen. Die unstreitige Tatsache, daß der Mann erstochen wurde, lenkte meine Aufmerksamkeit von allen anderen Anzeichen ab.“

Poirot war der Held der Stunde. Der Untersuchungsrichter erging sich in Lobeshymnen. Poirot dankte liebenswürdig und bat dann, sich zurückziehen zu dürfen, da er, wie er angab, noch nicht gefrühstückt habe und das dringende Bedürfnis fühle, den Reisetraub von seinen Kleidern zu schütteln. Als wir die Hütte verlassen wollten, trat Giraud auf uns zu.

„Noch etwas, Monsieur Poirot“, sagte er mit seiner sanft ironischen Art. „Dies fanden wir um den Griff des Dolches geringelt - ein Frauenhaar.“

„Ah!“ sagte Poirot. „Ein Frauenhaar? Von welcher Frau, das wüßte ich gern.“

„Ich auch“, sagte Giraud, verbeugte sich und verließ uns. „Hartnäckig war der gute Giraud“, sagte Poirot nachdenklich, als wir nach dem Hotel gingen. »Ich möchte gerne wissen, nach welcher Richtung er mich irreführen hofft? Ein Frauenhaar - hm!“

Wir aßen mit bestem Appetit, aber Poirot schien mir zerstreut und unaufmerksam. Dann begaben wir uns auf unser Zimmer, und ich bat ihn, mir etwas über seine geheimnisvolle Reise nach Paris zu erzählen.

„Gern, mein Freund. Ich fuhr nach Paris, um dies zu finden.“ Er entnahm seiner Tasche einen kleinen, vergilbten Zeitungsausschnitt. Es war die Reproduktion eines Frauenbildnisses.

Er reichte mir das Blatt. Ein erstaunter Ausruf entfuhr mir.

„Erkennst du sie, mein Freund?“

Ich nickte. Obwohl die Fotografie sichtlich schon viele Jahre zurücklag und die Haartracht einer anderen Zeit entsprach, war die Ähnlichkeit unverkennbar.

„Madame Daubreuil!“ rief ich aus.

Poirot schüttelte lächelnd den Kopf: „Nicht ganz richtig, mein Freund. In jenen Tagen nannte sie sich anders. Dies ist ein Bildnis der berühmten Madame Beroldy!“

Madame Beroldy! Blitzartig kam mir alles in Erinnerung. Jener Mordversuch, der ein so allgemeines Aufsehen erweckt hatte.

## 16

Etwa zwanzig Jahre vor Beginn unserer Erzählung kam Monsieur Arnold Beroldy, ein gebürtiger Lyoneser, mit seiner hübschen Frau und ihrem kleinen Töchterchen, das fast noch ein Baby war, nach Paris. Monsieur Beroldy war der jüngste Teilhaber einer Weinfirma, ein unscheinbarer Mann in mittleren Jahren, der angenehmes Leben und gute Dinge liebte, seiner reizenden Gattin treu ergeben und durchaus unbedeutend war. Die Firma, die Monsieur Beroldy in Paris leitete, gehörte zu den kleineren Unternehmungen, und obwohl sie gut ging, warf sie für den jüngsten Kompagnon kein großes Einkommen ab. Die Beroldys bewohnten eine kleine Wohnung und lebten zuerst auf sehr bescheidenem Fuße.

Aber so unbedeutend Monsieur Beroldy auch war, so sehr verstand es seine Frau, sich mit einem Schimmer von Romantik zu umgeben. Jung und hübsch und von eigenartig reizendem Wesen, erregte Madame Beroldy sofort Aufsehen in ihrem Bezirk, besonders als Gerüchte aufkamen, daß irgendein interessantes Geheimnis über ihrer Herkunft schwebte. Es wurde geflüstert, daß sie die illegitime Tochter eines russischen Großfürsten, sei. Andere behaupteten, daß es ein österreichischer Erzherzog gewesen und daß sie einer gesetzlichen, obgleich morganatischen Verbindung entsprossen wäre. Aber alle Erzählungen hatten das eine gemeinsam, daß sie Jeanne Beroldy in den Mittelpunkt eines interessanten Geheimnisses stellten. Von Neugierigen befragt, leugnete Madame Beroldy die Gerüchte nicht. Andererseits ließ sie deutlich durchblicken, daß, obwohl ihre „Lippen versiegelt“ seien, alle diese Geschichten auf wahrer Grundlage beruhten. Vertrauteren Freunden gegenüber erleichterte sie ihr Herz, sprach von politischen Intrigen, von „Papieren“ und dunklen Gefahren, die ihr drohten. Es wurde auch viel von Kronjuwelen gesprochen, die insgeheim verkauft werden sollten, wobei ihr die Rolle einer Vermittlerin zugefallen sei.

Unter den Freunden und Bekannten der Beroldys befand sich ein junger Rechtsanwalt namens Georges Conneau. Bald war es offenbar, daß die bezaubernde Jeanne sein Herz in Banden geschlagen hatte. Madame Beroldy ermunterte den jungen Mann auf unauffällige Weise, war aber immer darauf bedacht, ihre Neigung zu ihrem alternden Gatten zu betonen. Was aber so manche gehässige Leute nicht hinderte, zu erklären, daß der junge Conneau ihr Geliebter sei - und nicht der einzige.

Als die Beroldys drei Monate in Paris verbracht hatten, erschien noch eine Persönlichkeit auf dem Plan. Mr. Hiram P. Trapp, ein sehr wohlhabender

Amerikaner. Kaum in den Bannkreis der bezaubernden, geheimnisvollen Madame Beroldy gelangt, war er auch schon ihren Verführungskünsten erlegen. Seine Verehrung war offenkundig, wenn auch streng innerhalb der erlaubten Grenzen.

Um diese Zeit nahmen Madame Beroldys vertrauliche Mitteilungen größeren Umfang an. Sie deutete mehreren Freunden an, daß sie um ihres Mannes willen in großer Sorge sei. Sie erklärte, er wäre in mancherlei politische Pläne verwickelt worden, erwähnte auch verschiedene wichtige Papiere, die man ihm zur Aufbewahrung anvertraut habe und die ein „Geheimnis“ betrafen, das von weitreichender europäischer Bedeutung sei. Sie seien ihrer Obhut übergeben worden, um die Verfolger auf falsche Spur zu lenken, aber sie lebe in ständiger Furcht, da sie mehrere Mitglieder der, revolutionären Verbindung in Paris gesehen habe.

Am 28. November platzte die Bombe. Die Aufwartefrau, die täglich kam, um den Haushalt der Beroldys zu besorgen, fand zu ihrem Erstaunen die Wohnungstür weit geöffnet. Sie vernahm leises Stöhnen aus dem Schlafzimmer und trat ein. Ein furchtbarer Anblick bot sich ihr. Madame Beroldy lag auf dem Boden, war an Händen und Füßen gefesselt und stöhnte leise, nachdem es ihr gelungen war, ihren Mund von einem Knebel frei zu machen. Auf dem Bett lag Monsieur Beroldy in einer Blutlache mit einem Messer im Herzen. Madame Beroldys Erzählung war ziemlich klar. Plötzlich erwacht, habe sie zwei maskierte Männer erblickt, die sich über sie neigten. Um ihre Hilferufe zu unterdrücken, hätten diese sie geknebelt und gefesselt. Dann hätten sie von Monsieur das berühmte „Geheimnis“ gefordert.

Jedoch der unerschrockene Weinhändler habe ihr Verlangen abgeschlagen. Durch seine Weigerung erbost, habe nun einer der Männer ihn erdolcht. Mit den Schlüsseln des Ermordeten hätten sie dann einen Safe in der Ecke des Zimmer geöffnet und eine Menge Papiere von dort mit sich fortgeführt. Beide Männer trugen mächtige Barte und Masken, jedoch Madame Beroldy behauptete steif und fest, daß es Russen gewesen seien.

Die Sache erregte ungeheures Aufsehen. Unter verschiedenen Titeln wurde Bericht darüber erstattet: „Nihilistische Grausamkeit“ oder „Revolutionäre in Paris“ oder „Das russische Geheimnis“. Die Zeit verging, und niemals kam man den bärtigen Männern auf die Spur. Und dann, eben als das Interesse im Publikum zu erlahmen drohte, ereignete sich ein überraschender Zwischenfall: Madame Beroldy wurde verhaftet und des Mordes an ihrem Gatten angeklagt.

Als es zur Verhandlung kam, erhoben sich die widersprechendsten Meinungen. Jugend und Schönheit der Angeklagten und ihre geheimnisvolle Geschichte hatten genügt, um die Sache zu einer Sensation zu machen. Die Leute nahmen heftig für und wider die Angeklagte Partei. Jedoch die Begeisterung ihrer Anhänger erlitt manch schwere Schlappe. Die romantische Vergangenheit von Madame Beroldy, ihr königliches Blut und die geheimnisvollen Intrigen, in denen sie sich so lange gefallen hatte, wurden als bloße Erfindungen ihrer Einbildungskraft festgestellt.

Man bewies einwandfrei, daß Jeanne Beroldys Eltern hochanständige prosaische Obsthändler in einem Vorort von Lyon gewesen waren. Der russische Großfürst, die Hofintrigen und die politischen Umtriebe - all die umlaufenden Geschichten wurden auf die schöne Dame selbst zurückgeführt! Ihrem Hirn waren diese naiven Märchen entsprungen, und es wurde nachgewiesen, daß sie erhebliche Summen

von verschiedenen leichtgläubigen Personen auf die ‚Kronjuwelen‘ hin erhalten hatte - jener Kron-Juwelen, die als ganz gewöhnliche Glasfälschungen erkannt wurden. Grausam wurde ihre ganze Lebensgeschichte bloßgestellt. Der Grund für die Ermordung wurde in Mr. Hiram P. Trapp gefunden. Mr. Trapp tat, was er konnte, aber unter scharfem, unbarmherzigem Kreuzverhör sah er sich genötigt, schließlich zuzugeben, daß er die Dame liebe und daß er sie, wäre sie frei gewesen, gebeten hätte, seine Gattin zu werden. Die Tatsache, daß die zwischen ihnen bestehenden Beziehungen platonischer Natur waren, bekräftigte noch den Verdacht gegen die Angeklagte. Durch den einfachen, ehrenhaften Charakter des Mannes davor bewahrt, seine Geliebte zu werden, hatte Jeanne Beroldy den ungeheuerlichen Plan ausgeheckt, sich ihres ältlichen, uneleganten Mannes zu entledigen, um die Gattin des reichen Amerikaners zu werden.

Ihren Anklägern gegenübergestellt, bewahrte Madame Beroldy unentwegt ihre Ruhe und Selbstbeherrschung. Nie wich sie von ihren Behauptungen ab. Immer wieder erklärte sie kühn, daß sie königlicher Abstammung sei, daß sie in frühestem Kindesalter mit dem Töchterchen des Obsthändlers vertauscht worden sei. So lächerlich und völlig aus der Luft gegriffen diese Behauptungen auch waren, glaubten doch eine Menge Leute unbedingt an deren Wahrheit. Die Anklage jedoch war unerbittlich. Sie erklärte, die „maskierten Russen“ seien ein Märchen und behauptete, das Verbrechen sei von Madame Beroldy und ihrem Geliebten Georges Conneau verübt worden. Gegen letzteren wurde ein Haftbefehl erlassen, aber er war klugerweise verschwunden. Die Untersuchung ergab ferner, daß die Stricke, mit denen Madame Beroldy gefesselt worden war, eine Selbstbefreiung leicht ermöglichten.

Und dann, gegen Endes des Prozesses, kam ein in Paris aufgegebener Brief an den Staatsanwalt. Der Brief war von Georges Conneau, der, ohne seinen Aufenthalt zu verraten, ein restloses Bekenntnis ablegte. Er gestand, auf Madame Beroldys Anstiften wirklich den fatalen Stoß geführt zu haben. Der Plan zu dem Verbrechen sei von ihnen beiden entworfen worden. In dem Glauben, daß sie von dem Gatten schlecht behandelt werde, und von seiner Leidenschaft für sie hingerissen, habe er die Tat verübt, die der geliebten Frau Befreiung aus verhaßten Banden bringen sollte. Nun zum erstenmal hörte er von Mr. Hiram P. Trapp, und da war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß die Frau, die er liebte, ihn betrogen habe! Nicht seinetwegen hatte sie die Freiheit herbeigesehnt, sondern um den reichen Amerikaner heiraten zu können. Sie hatte ihn als Werkzeug verwendet, und in seiner eifersüchtigen Wut verriet er sie, indem er angab, daß sie die Anstifterin des von ihm begangenen Verbrechens gewesen sei.

Und dann erwies sich Madame Beroldy als die bedeutende Frau, die sie zweifellos war. Ohne zu zögern, gab sie ihre ursprüngliche Verteidigung auf und gestand, daß die „Russen“ nur ihre eigene Erfindung gewesen seien. Der wirkliche Mörder sei Georges Conneau gewesen. Toll vor Leidenschaft, habe er das Verbrechen begangen, habe aber auch gedroht, daß er furchtbare Rache üben wolle, falls sie nicht Stillschweigen bewahren werde. Durch seine Drohungen eingeschüchtert, habe sie Schweigen gelobt - ein wenig auch aus Angst, daß sie der Mitschuld angeklagt werden könne, wenn sie die Wahrheit erzähle. Aber sie habe sich standhaft geweigert, je wieder mit dem Mörder ihres Gatten zu tun zu haben,

und nur aus Rache, als sie auf ihrem Standpunkt beharrte, habe er den sie belastenden Brief geschrieben. Sie schwor feierlich, daß sie mit dem Plan des Verbrechens nichts zu schaffen habe und daß sie, als sie in jener denkwürdigen Nacht erwachte, Georges Conneau über sich geneigt erblickte, mit dem blutbefleckten Messer in der Hand.

Die Angelegenheit wirbelte viel Staub auf. Madame Beroldys Erzählung war kaum glaubwürdig. Aber diese Frau, deren Märchenerzählungen so leicht hingenommen worden waren, besaß die hohe Gabe, Glauben zu erwecken. Ihr Appell an die Geschworenen war ein Meisterstück. Tränenüberströmt sprach sie von ihrem Kinde, von ihrer Frauenehre - von ihrem Wunsch, um ihres Kindes willen sich einen makellosen Ruf bewahren zu wollen. Sie gab zu, daß sie vielleicht, weil Georges Conneau ihr Geliebter gewesen sei, moralisch für das Verbrechen verantwortlich gemacht werden könne, aber nur vor Gott - und sonst vor niemandem. Sie wisse, daß sie den schweren Fehler begangen habe, Conneau nicht anzuzeigen, aber mit gebrochener Stimme meinte sie, daß keine Frau das zuwege gebracht hätte. Sie habe ihn geliebt! Hätte sie ihn mit eigener Hand zur Guillotine schleifen sollen? Sie habe viel gesündigt, aber an jenem Verbrechen sei sie unschuldig.

Wie immer es auch gewesen sein mag, die Beredsamkeit einer starken Persönlichkeit trug den Sieg davon. Madame Beroldy wurde in einer Szene von noch nie dagewesener Erregung freigesprochen. Trotz der eifrigsten Bemühungen der Polizei gelang es niemals, Georges Conneau festzunehmen. Und von Madame Beroldy ward nichts mehr gehört. Sie nahm ihr Kind und verließ Paris, um ein neues Leben zu beginnen.

## 17

Ich habe den Fall Beroldy ausführlich wiedergegeben. Natürlich waren mir nicht alle Einzelheiten, die ich erzählte, in Erinnerung geblieben. Aber ich entsann mich im großen und ganzen ziemlich genau. Er hatte zu jener Zeit sehr viel Staub aufgewirbelt, und die englischen Zeitungen brachten ausführliche Berichte, so daß ich meinem Gedächtnis nicht zuviel zumuten mußte, um die wesentlichsten Einzelheiten wiederzufinden.

Es kam mir vor, als kläre dies nun unsere Sache völlig auf. Ich gebe zu, daß ich impulsiv bin - auch Poirot tadelt meine Gewohnheit, in sprunghafter Weise Schlüsse zu ziehen -, aber mir schien, als wäre ich in diesem Falle einigermaßen entschuldigt. Wie bewundernswert diese Entdeckung Poirots seine Ansicht rechtfertigte, sprang mir sofort in die Augen.

„Poirot“, sagte ich, „ich beglückwünsche dich. Ich sehe Jetzt alles.“

„Wenn dies wirklich wahr *ist*, beglückwünsche ich dich, mein Freund. Denn in der Regel bist du nicht sehr berühmt im Oberblicken einer Situation - nicht wahr?“

Ich war ein wenig ärgerlich.

„Nun, nun, du brauchst mir das jetzt nicht unter die Nase zu reiben. Du tatest die ganze Zeit so verdammt geheimnisvoll mit deinen Winken und bedeutungslosen Einzelheiten, daß wohl niemand gewußt hätte, wo du hinauswolltest!“

Poirot entzündete mit gewohnter Umständlichkeit eine seiner kleinen Zigaretten. Dann sah er auf: „Und da du nun alles siehst, mon ami, was siehst du da eigentlich?“

„Nun, daß Madame Daubreuil-Beroldy Renault ermordet hat. Die Gleichheit der beiden Fälle beweist dies sonnenklar.“

„Dann bist du also der. Ansicht, daß Madame Beroldy unberechtigterweise freigesprochen wurde? Und daß sie in Wirklichkeit die Schuld der Mitwisserschaft an der Ermordung ihres Gatten traf?“

„Natürlich. Findest du das nicht?“

Poirot ging im Zimmer auf und nieder, rückte zerstreut einen Sessel zur Seite und sagte dann gedankenschwer: „Ja, es ist auch meine Ansicht. Aber ein ‚Natürlich‘ gibt es da nicht, lieber Freund. Theoretisch gesprochen ist Madame Beroldy unschuldige

„An jenem Verbrechen vielleicht. Doch nicht an diesem.“

Poirot setzte sich wieder, und nachdenklicher als je zuvor blickte er mich an. „So bist du endgültig der Meinung, daß Madame Daubreuil Monsieur Renault ermordete?“

"Ja"

„Warum?“ Mit solcher Plötzlichkeit schleuderte er mir- diese Frage entgegen, daß ich ganz verblüfft war.

„Warum?“ stammelte ich. „Warum? Nun weil -“ weiter kam ich nicht.

Poirot nickte mir zu: „Siehst du, gleich stolperst du über einen Stein des Anstoßes. Weshalb sollte Madame Daubreuil (der Deutlichkeit halber will ich sie weiter so nennen) Monsieur Renault ermorden? Wir können nicht den leisesten Schatten eines Grundes dafür finden. Sie zieht keinen Vorteil aus seinem Tode; als Geliebte oder Erpresserin verliert sie sogar dadurch. Es gibt aber keinen Mord ohne Ursache. Beim ersten Verbrechen lagen die Dinge anders - da wartete ein reicher Liebhaber, um in die Fußstapfen des Gatten zu treten.“

„Aber Geld ist doch nicht das einzige Mordmotiv“, warf ich ein.

„Richtig“, stimmte Poirot gelassen zu. „Es gibt noch zwei“ andere. Das Liebesdrama ist eines davon. Das andere seltenere Motiv ist Mord infolge einer Idee; dieser Mord setzt aber irgendeine Form geistiger Abnormität auf selten des Mörders voraus. Mordmanie und religiöser Wahnsinn gehören in diese Kategorie. Die können wir hier ausschließen.“

„Und wie verhält es sich mit dem Liebesdrama? Schließt du das auch aus? Wenn Madame Daubreuil Renaults Geliebte war, wenn sie fand, daß seine Leidenschaft nachließ, oder wenn ihre Eifersucht durch irgend etwas erweckt wurde, hätte sie ihn nicht in einem Zornausbruch niederstechen können?“

Poirot schüttelte den Kopf.

„Wenn - ich sage wenn - Madame Daubreuil seine Geliebte war, hätte er noch viel Zeit gehabt, ihrer überdrüssig zu werden. Und für jeden Fall mißverstehst du ihren Charakter. Sie ist die Frau, die große Leidenschaften vortäuscht. Sie ist eine ausgezeichnete Schauspielerin. Aber, objektiv betrachtet, straft ihr Leben ihre Erscheinung Lügen. Wenn wir es überprüfen, erwies sie sich in all ihren Beweggründen und Handlungen als durchweg kaltblütig berechnend. Nicht um ihr Leben mit dem des jungen Geliebten zu verbinden, nahm sie die Mitschuld an der

Ermordung ihres Gatten auf sich. Der reiche Amerikaner, der ihrem Herzen wahrscheinlich vollkommen fernstand, war ihr Endziel. Wenn sie ein Verbrechen beging, mußte es ihr Vorteil bringen. Hier gab es keinen Vorteil. Überdies, wie erklärst du dir das Ausschaufeln des Grabes? Das war Männerarbeit."

„Vielleicht hatte sie einen Komplizen“, riet ich ärgerlich, weil ich meine Annahme wieder aufgeben sollte.

„Ich hätte noch etwas einzuwenden. Du sprachst von der völligen Gleichheit der beiden Verbrechen. Worin besteht sie eigentlich, mein Freund?“

Ich blickte ihn erstaunt an: „Aber, Poirot, du machtest doch selbst darauf aufmerksam! Die Erzählung von den maskierten Männern, das ‚Geheimnis‘, die Papiere!“

Poirot lächelte schwach: „Ich bitte dich, sei nicht gleich beleidigt, Die Gleichheit der beiden Erzählungen verkettet die beiden Fälle allerdings miteinander. Aber überlege nun einmal etwas höchst Merkwürdiges. Nicht Madame Daubreuil ist es, die uns die Geschichte aufischt - wie es doch sein sollte, wenn es nach der Schablone ginge - sondern Madame Renauld. Ist sie daher mit der anderen im Bunde?“

„Das kann ich nicht glauben“, sagte ich bedächtig. „Wenn es so wäre, müßte sie wohl die vollendetste Schauspielerin der Welt sein.“

„Ta, ta, ta“, sagte Poirot ungeduldig. „Wieder nur Gefühl ohne Logik! Wenn eine Verbrecherin eine vollkommene Schauspielerin sein muß, dann nimm für jeden Fall an, daß sie es ist. Aber muß es so sein? Ich bezweifle, daß Madame Renauld mit Madame Daubreuil im Bunde ist; dagegen sprechen viele Gründe, von denen ich dir schon einige aufzählte. Die anderen verstehen sich von selbst. Und wenn wir auch diese Unmöglichkeit ausgeschaltet haben, nähern wir uns immer mehr der Wahrheit, die wie immer äußerst seltsam und interessant, ist.“

„Poirot“, rief ich, „was weißt du noch?“

„Mein Freund, du selbst mußt deine Schlüsse ziehen. Du hast ‚Zutritt zu den Akten‘. Konzentriere deine grauen Zellen. Und urteile - nicht wie Giraud, sondern wie Hercule Poirot.“

„Bist du deiner Sache sicher?“

„Mein Freund, nach mancher Richtung war ich ein Dummkopf. Aber nun sehe ich klar.“

„Weißt du alles?“

„Ich habe entdeckt, welches Rätsel Monsieur Giraud von mir gelöst zu haben wünschte.“

„Und du kennst den Mörder?“

„Ich kenne einen Mörder.“

„Was willst du damit sagen?“

„Wir sprechen ein wenig aneinander vorbei. Es handelt sich hier nicht um ein, sondern um zwei Verbrechen. Das erste habe ich gelöst, des zweiten - ja, ich muß gestehen, bin ich nicht ganz sicher.“

„Aber Poirot, ich dachte, du sagtest, der Mann in dem Schuppen sei eines natürlichen Todes gestorben?“

„Ta, ta, ta.“ Dies war Poirots Lieblingsausruf, wenn er ungeduldig war. „Noch immer verstehst du nicht. Man kann ein Verbrechen haben, ohne den Mörder, aber für zwei Morde sind zwei Leichname nötig.“

"Seine Bemerkung ermangelte so sehr jeglicher Klarheit, daß ich ihn besorgt anblickte. Aber er schien vollkommen normal. Plötzlich erhob er sich und ging zum Fenster.

Ich folgte ihm, auf eine Überraschung gefaßt.

„Da ist er“, bemerkte er.

„Wer?“

„Monsieur Jack Renault. Ich sandte eine Zeile nach der Villa, um ihn hierher zu bitten.“

Das gab meinen Gedanken eine andere Richtung, und ich fragte Poirot, ob er wisse, daß Jack Renault in der Nacht des Verbrechens in Merlinville gewesen war. Ich hoffte, meinen listigen kleinen Freund bei einer Unwissenheit zu ertappen, aber wie gewöhnlich war er allwissend. Auch er hatte auf dem Bahnhof Erkundigungen eingezogen.

„Ohne Zweifel hatten nicht wir allein diesen Einfall, Hastings.

Der wackere Giraud dürfte seine Forschungen auch bis dorthin erstreckt haben.“

„Du glaubst doch nicht“ - sagte ich und hielt inne. „Ach nein, das wäre fürchterlich!“

Poirot betrachtete mich prüfend, doch ich sprach nicht weher. Es fiel mir ein, daß sieben Frauen mehr oder weniger direkt in den Fall verwickelt waren - Madame Renault, Madame Daubreuil und ihre Tochter, die geheimnisvolle Besucherin und die drei Dienstmädchen, denen mit Ausnahme des alten Auguste, der kaum zu zählen war, nur ein Mann - Jack Renault - gegenüberstand. Und ein Mann mußte das Grab gegraben haben.

Es fehlte mir die Zeit, den Gedanken, der mir gekommen war, auszusprechen, denn Jack Renault wurde eben gemeldet. Poirot begrüßte ihn förmlich.

„Nehmen Sie Platz, Monsieur. Ich bedauere unendlich, daß ich Sie hierher bemühen mußte, aber Sie begreifen vielleicht, daß die Atmosphäre der Villa mir nicht zu sympathisch ist. Monsieur Giraud und ich sind nicht immer der gleichen Ansicht. Er läßt es mir gegenüber oftmals an Höflichkeit fehlen, und Sie begreifen, daß ich nicht geneigt bin, ihn aus etwaigen kleinen Entdeckungen, die ich machen könnte, Vorteil ziehen zu lassen.“

„Ja, Monsieur Poirot“, sagte der junge Mann. „Ihr Kollege Giraud ist ein ekelhafter Mensch, und ich wäre entzückt, wenn ihn jemand in den Schatten stellte.“

„Dann darf ich Sie wohl um eine kleine Gefälligkeit ersuchen?“

„Gewiß.“

„Ich möchte Sie bitten, sich nach dem Bahnhof zu begeben und mit dem nächsten Zug nach Abbalac zu reisen. Fragen Sie in der Gepäckaufbewahrung, ob zwei Fremde in der Mordnacht eine Handtasche hinterlegten. Es ist nur eine kleine Station, und man wird sich dort sicher erinnern können. Wollen Sie das tun?“

„Gewiß will ich das“, sagte der Jüngling etwas unsicher.

„Ich und mein Freund, müssen Sie wissen, sind anderwärts beschäftigt“, erklärte Poirot. „In einer Viertelstunde fährt ein Zug, und ich möchte Sie bitten, vorher nicht mehr in die Villa zurückzukehren, da es mir unerwünscht wäre, wenn Giraud eine Ahnung von diesem Auftrag hätte.“

„Sehr gut, ich gehe direkt zum Bahnhof.“

Er erhob sich.

Poirot hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick, Monsieur Renault, da ist eine kleine Sache, die mir zu denken gibt. Warum erwähnten Sie heute früh Monsieur Hautet gegenüber nicht, daß Sie in der verhängnisvollen Nacht in Merlinville waren?“

Jack Renaults Gesicht wurde blutrot. Es kostete ihn Mühe, sich zu beherrschen. „Sie irren. Ich war in Cherbourg, wie ich es dem Untersuchungsrichter heute morgen mitteilte.“

Wie eine Katze kniff Poirot die Augen zusammen, daß nur grünliche Spalten blieben.

„Dann muß mir aber ein seltsamer Irrtum widerfahren sein - der auch dem ganzen Bahnhofpersonal widerfuhr. Sie sagen nämlich alle, daß Sie mit dem Zug um 11 Uhr 40 hier angekommen seien.“

Einen Augenblick zögerte Jack Renault, dann schien er entschlossen: „Und wenn es so gewesen wäre? Ich hoffe. Sie wollen mich nicht der Mitschuld an der Ermordung meines Vaters bezichtigen?“ Hochmütig kam die Frage von seinen Lippen, er warf den Kopf zurück.

„Ich hätte gern eine Erklärung, was Sie hierher zog.“

„Das ist sehr einfach. Ich kam, um meine Braut, Mademoiselle Daubreuil, zu besuchen. Ich stand unmittelbar vor einer langen Reise, ganz ungewiß, wann ich zurückkehren würde. Es drängte mich, sie noch einmal zu sehen, ehe ich reiste, und sie meiner unwandelbaren Zuneigung zu versichern.“

„Und sahen Sie sie?“ Poirot ließ ihn nicht aus den Augen.

Nach kurzer Pause antwortete Renault: „Ja.“

„Und dann?“

„Entdeckte ich, daß ich den letzten Zug versäumt hatte. Ich ging zu Fuß bis St. Beauvais, wo ich einen Wagen mietete, der mich nach Cherbourg zurückbrachte.“

„St. Beauvais? Das sind fünfzehn Kilometer. Ein langer Spaziergang, Monsieur Renault.“

„Ich - ich hatte das Bedürfnis zu laufen.“

Poirot neigte den Kopf, zum Zeichen, daß ihm diese Erklärung genüge. Jack Renault ergriff Stock und Hut und entfernte sich. Im Nu war Poirot auf den Beinen.

„Schnell, Hastings. Gehen wir ihm nach.“

In entsprechender Entfernung von unserem Wild folgten wir ihm durch die Straßen von Merlinville. Aber als Poirot merkte, daß er direkt auf den Bahnhof zusteuerte, hemmte er den Schritt.

„Alles in Ordnung. Er ist auf den Leim gegangen. Er wird nach Abbalac fahren und dort nach der nicht existierenden Handtasche der noch weniger existierenden Fremdlinge forschen. Ja, mon ami, dies war ein hübscher kleiner Einfall von mir.“ „Du wolltest ihn aus dem Wege haben?“ rief ich.

„Dem Scharfsinn ist verblüffend, Hastings. Jetzt wollen wir mit deiner Erlaubnis zur Villa Genevieve hinaufgehen.“

18

„Übrigens, Poirot“, sagte ich, als wir die staubige Straße entlangwanderten, „habe ich ein Hühnchen mit dir zu rupfen. Ich gebe zu, du meinst es gut, aber es schickte sich wirklich nicht, hinter meinem Rücken im Hotel du Phare herumzuschnüffeln.“ Poirot warf mir einen schnellen Seitenblick zu.

„Woher weißt du denn, daß ich dort war?“ erkundigte er sich.

Zu meinem größten Mißvergnügen fühlte ich, wie mir das Blut in die Wangen stieg. „Ich trat im Vorbeigehen ein“, erklärte ich mit so viel Würde, wie ich aufbringen konnte.

Ich fürchtete Poirots Spott, aber zu meiner Erleichterung und ein wenig auch zu meinem Staunen schüttelte er ungewöhnlich ernst den Kopf.

„Ich bitte dich um Verzeihung, falls ich deine Empfindlichkeit irgendwie verletzte. Du wirst bald besser begreifen. Aber glaube mir, ich bin bestrebt, all meine Kräfte auf den Fall zu konzentrieren.“

„Oh, es ist alles in Ordnung“, sagte ich, durch seine Entschuldigung versöhnt. „Ich weiß, du willst das Beste. Aber ich kann mich selbst beaufsichtigen.“

Poirot wollte noch etwas sagen, unterdrückte es aber dann. Bei der Villa angelangt, wählte er den Weg zu der Hütte, in welcher der zweite Leichnam gefunden worden war. Er trat jedoch nicht ein, sondern blieb bei jener Bank stehen, die, wie ich schon erwähnte, einige Schritte davon entfernt stand. Nachdem er sie ein Weilchen betrachtet hatte, schritt er aufmerksam von dort zur Hecke, welche die Grenze zwischen der Villa Genevieve und der Villa Marguerite bildete. Dann ging er wieder zurück und nickte mit dem Kopf. Als er nochmals zur Hecke zurückkam, bog er die Sträucher mit den Händen auseinander.

„Wenn wir Glück haben“, rief er mir über die Schulter zu, „Ist Mademoiselle Marthe im Garten. Ich möchte sie sprechen, würde aber ungern einen formellen Besuch in der Villa Marguerite machen. Ah, alles geht gut, da ist sie. Mademoiselle! Einen Augenblick, bitte.“

Ich hatte mich eben zu ihm gesellt, als Marthe Daubreuil, leicht betroffen, seinem Ruf folgte und zur Hecke trat.

„Nur auf ein Wörtchen, Mademoiselle, wenn Sie erlauben?“ „Gewiß, Monsieur Poirot.“

Trotz ihrer Zustimmung blickten ihre Augen -ängstlich. „Mademoiselle, erinnern Sie sich noch, daß Sie mir nachliefen, nachdem ich mit dem Untersuchungsrichter in Ihrem Hause gewesen war? Sie fragten, ob jemand des Verbrechens verdächtig werde.“

„Und Sie sagten, ja, zwei Chilenen.“ Ihre Stimme klang ein wenig atemlos, und sie griff mit der linken Hand verstohlen nach dem Herzen.

„Würden Sie die Frage nochmals an mich richten, Mademoiselle?“

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn Sie die Frage nochmals an mich richten würden, fiel die Antwort anders aus. Es wird jemand verdächtigt - aber kein Chilene.“

„Wer denn?“ Schwach entrang die Frage sich ihren Lippen. „Monsieur Jack Renauld.“

„Was?“ Das war ein Schrei. „Jack? Unmöglich. Wer wagt es, ihn zu verdächtigen?“

„Giraud.“

„Giraud.“ Des Mädchens Gesicht war aschfahl. „Ich fürchte diesen Mann. Er ist grausam. Er wird - er wird -“ sie brach ab. Mut und Entschlossenheit sprachen aus ihren Zügen. In diesem Augenblick erkannte ich ihre Kampfnatur. Auch Poirot beobachtete sie gespannt.

„Sie wissen doch natürlich, daß er in der Mordnacht hier war?“ fragte er.

„Ja“, gab sie mechanisch zurück. „Er sagte es mir.“ „Es war unklug, die Tatsache verschweigen zu wollen.“ „Ja ja“, entgegnete sie ungeduldig. „Aber wir können unsere Zeit nicht mit Bedauern vergeuden. Wir müssen etwas ausfindig machen, um ihn zu retten. Natürlich ist er unschuldig, aber das genügt einem Manne wie Giraud nicht, der auf seinen Ruhm bedacht ist. Er muß jemanden verhaften, und dieser Jemand wird Jack sein.“

„Die Tatsachen werden gegen ihn sprechen“, sagte Poirot. „Sind Sie sich darüber klar?“

Sie sah ihm gerade ins Gesicht und sprach die gleichen Worte, die ich schon einmal, im Wohnzimmer ihrer Mutter, von ihr gehört hatte.

„Ich bin kein Kind, Monsieur. Ich kann tapfer sein und den Tatsachen ins Gesicht sehen. Er ist unschuldig, und wir müssen ihn reiten.“

Sie sprach voll verzweifelter Energie, und dann schwieg sie und runzelte nachdenklich die Stirn.

„Mademoiselle“, sagte Poirot und betrachtete sie scharf, „gibt es nicht irgend etwas, was Sie uns verheimlichen?“

Sie nickte verwirrt: „Ja, es gibt etwas, aber ich weiß nicht, ob Sie mir Glauben schenken werden - es scheint so sonderbar.“ „Erzählen Sie es uns auf jeden Fall, Mademoiselle.“ „Es handelt sich darum: Monsieur Giraud ließ mich holen, um zu sehen, ob nicht vielleicht ich den Mann dort drinnen identifizieren könne.“ Sie wies mit dem Kopf nach dem Schuppen. „Ich konnte es nicht. Wenigstens im Augenblick konnte ich es nicht. Aber seither dachte ich nach -“ „Und?“

„Es scheint so seltsam, und doch bin ich dessen fast sicher. Es war am Morgen des Tages, an dem Monsieur Renauld ermordet wurde. Ich ging hier im Garten umher, als der Lärm streitender Männerstimmen an mein Ohr drang. Ich bog die Sträucher auseinander und blickte hindurch. Einer der Männer war Monsieur Renauld, der andere war ein Landstreicher, ein furchtbar aussehendes Individuum, in schmutzigen Lumpen. Manchmal sprach er weinerlich, manchmal drohend. Ich vermutete, daß er Geld verlangte, aber in diesem Augenblick rief Mama mich ins Haus, und ich mußte gehen. Das ist alles, nur - ich glaube bestimmt, daß der Landstreicher und der Mann im Schuppen ein und derselbe sind.“

Poirot rief erstaunt: „Aber warum sagten Sie das nicht gleich, Mademoiselle?“

„Weil mir zuerst nur schien, als käme mir das Gesicht irgendwie bekannt vor. Der Mann war anders gekleidet und gehörte sicherlich einer besseren

Gesellschaftsklasse an. Aber sagen Sie, Monsieur Poirot, ist es möglich, daß dieser Landstreicher Monsieur Renauld überfiel und ihn tötete und ihn dann seiner Kleider und seines Geldes beraubte?"

„Das wäre eine Idee, Mademoiselle", sagte Poirot langsam. „Es läßt allerdings noch viele Fragen offen, aber es wäre sicher eine Idee. Ich will darüber nachdenken."

Eine Stimme rief vom Hause her.

„Mama", flüsterte Marthe. „Nun muß ich gehen." Und sie schlüpfte zwischen den Bäumen hindurch.

„Komm", sagte Poirot, nahm mich beim Arm, und wir steuerten auf die Villa zu.

„Was denkst du wirklich?" fragte ich neugierig. »War das eine wahre Erzählung oder eine Erfindung des Mädchens, um den Verdacht von ihrem Liebsten abzulenken?"

„Es ist eine merkwürdige Geschichte", sagte Poirot, „aber ich glaube, daß sie vollkommen wahr ist. Zufällig erfuhren wir noch in anderer Hinsicht durch Mademoiselle Marthe die Wahrheit - während, nebenbei gesagt, Jack Renauld log. Bemerktest du sein Zögern, als ich ihn fragte, ob er Marthe Daubreuil in jener Nacht gesehen habe? Er zögerte und bejahte dann. Ich hatte gleich den Verdacht, daß er log. Es war mir wichtig, Marthe Daubreuil zu sprechen, ehe er sie instruieren konnte. Vier kleine Worte gaben mir die Auskunft, die ich brauchte. Als ich sie fragte, ob sie wisse, daß Jack Renauld in jener Nacht hier war, antwortete sie, ‚er sagte es mir'. Nun, Hastings, was tat Jack Renauld wirklich an jenem ereignisreichen Abend hier, wenn er Mademoiselle Marthe nicht besuchte?"

Die Frage überraschte mich.

„Aber Poirot", rief ich bestürzt, „du wirst doch nicht am Ende glauben, daß ein Mensch wie Jack seinen eigenen Vater ermordet."

„Mein Freund", sagte Poirot, „du verharrst weiter in unglaublicher Sentimentalität! Ich sah Mütter, die ihre kleinen Kinder mordeten, um sich in den Genuß einer Versicherungssumme zu setzen! Demnach kann man alles glauben."

„Und der Beweggrund?"

„Geld selbstverständlich. Vergiß nicht, daß Jack Renauld annahm, er werde nach seines Vaters Tod in den Besitz von dessen halbem Vermögen gelangen."

„Aber der Landstreicher, was hat der dabei zu tun?"

Poirot zuckte die Achseln.

„Giraud würde sagen, er war ein Mitschuldiger - ein Apache, der dem jungen Renauld half, das Verbrechen zu begehen, und der dann gelegentlich aus dem Wege geräumt wurde."

„Aber das Haar auf dem Dolch? Das Frauenhaar?"

„Ah", sagte Poirot und lächelte behaglich. „Das ist die Krone von Girauds kleinen Scherzen. Ihm zufolge ist es gar kein Frauenhaar. Denk daran, daß viele junge Leute ihr Haar von der Stirn bis in den Nacken mit Pomade oder Haarwasser-straft zurückbürsten, damit es glatt liegt. Folglich sind einige dieser Haare bemerkenswert lang."

„Und du glaubst das auch?"

„Nein", sagte Poirot mit merkwürdigem Lächeln. „Denn ich weiß, daß dies Haar von einer Frau ist - und mehr noch - von welcher Frau!"

„Madame Daubreuil", sagte ich zuversichtlich.

„Vielleicht", meinte Poirot abwartend und sah mich spöttisch an.

„Was werden wir jetzt beginnen?" fragte ich, als wir die Halle der Villa Genevieve betraten.

„Ich will Jack Renauds Habseligkeiten durchsuchen. Deshalb schaffte ich ihn für einige Stunden aus dem Wege."

„Aber wird Giraud nicht schon alles durchwühlt haben?" fragte ich argwöhnisch.

„Gewiß. Er baut einen Fall, wie der Biber einen Damm, mit unermüdlichem Fleiß. Aber er wird nicht jenen Dingen Beachtung geschenkt haben, die ich suche. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er auch deren Bedeutung nicht erfaßt, wenn sie ihm ins Gesicht gesprungen wären."

Ordnungsliebend und systematisch öffnete Poirot eine Lade nach der anderen, prüfte deren Inhalt und legte alles wieder genau an seinen Platz. Es war eine eigentümlich langweilige und uninteressante Beschäftigung. Poirot arbeitete sich durch Kragen, Pyjamas und Socken durch. Ein Geräusch von draußen lockte mich ans Fenster.

Sofort fuhr ich wie elektrisiert herum.

„Poirot", schrie ich, „eben fuhr ein Wagen vor. Giraud sitzt darin mit Jack Renaud und zwei Gendarmen."

„Donnerwetter!" brummte Poirot. „Konnte Giraud, dieses Vieh, nicht warten? Ich werde keine Zeit mehr haben, die Sachen, wie es sich gehört, in die letzte Lade einzuräumen. Wir müssen uns beeilen."

Unordentlich warf er alles zu Boden, es waren hauptsächlich Krawatten und Taschentücher. Plötzlich stürzte er sich mit einem Siegesruf auf ein kleines, rechteckiges Stück Pappendeckel, offenbar eine Fotografie. Er versenkte sie in seine Tasche, warf alles kunterbunt wieder in die Lade zurück, packte mich am Arm und lief mit mir die Treppe hinab. In der Halle stand Giraud und betrachtete seinen Häftling.

„Guten Tag, Monsieur Giraud", sagte Poirot. »Was ist denn hier geschehen?"

Giraud deutete auf Jack.

„Er wagte einen Fluchtversuch, aber ich war scharf hinter ihm her. Er wurde verhaftet wegen Verdacht des Mordes, begangen an seinem Vater, Monsieur Paul Renaud."

Poirot wandte sich unvermittelt an den jungen Mann, der schlaff, mit aschfahlem Gesicht, an der Tür lehnte.

„Was sagen Sie dazu?"

Jack Renaud starrte unbeweglich auf ihn.

„Nichts", war seine Antwort.

Ich -war sprachlos. Bis zuletzt hatte ich mich nicht dazu entschließen können, an Jack Renaulds Schuld zu glauben. Ich hatte nach Poirots Aufforderung laute Unschuldsbeteuerungen erwartet. Aber nun, als ich ihn so bleich und schlaff an der Wand lehnen sah und das belastende Zugeständnis aus seinem eigenen Munde hörte, zweifelte ich nicht länger.

Aber Poirot hatte sich an Giraud gewandt. „Was für Gründe hatten Sie, ihn zu verhaften?“ „Erwarten Sie, diese Gründe von mir zu erfahren?“ „Es wäre ein Gebot der Höflichkeit.“

Zweifelnd sah Giraud auf ihn. Er schwankte zwischen dem Verlangen, grob abzulehnen, und dem Vergnügen, über seinen Gegner zu triumphieren.

„Sie denken vermutlich, daß ich einen Fehler beging?“ spottete er.

„Es wurde mich nicht überraschen“, erwiderte Poirot mit einem Anflug von Bosheit.

Dunkles Rot färbte die Wangen Girauds.

„Gut, treten Sie hier ein. Sie sollen selbst urteilen.“

Er stieß die Tür des Salons auf, wir traten ein und überließen Jack Renauld der Obhut der beiden anderen Männer.

„Und nun, Monsieur Poirot“, sagte Giraud mit beißendem Hohn und warf seinen Hut auf den Tisch, „will ich Ihnen einen kleinen Vortrag über Detektivarbeit halten. Ich will Ihnen zeigen, wie die moderne Schule arbeitet.“

„Gut“, entgegnete Poirot. „Und ich werde Ihnen zeigen, wie ausgezeichnet die alte Garde lauschen kann.“ Er lehnte sich zurück, schloß die Augen, öffnete sie jedoch noch einmal zu einer kurzen Bemerkung: „Glauben Sie nicht, daß ich schlafe. Ich werde Ihrem Vortrag aufmerksam folgen.“

„Selbstredend“, begann Giraud, „durchschaute ich sehr bald den chilenischen Schwindel. Es waren zwei Männer in die Sache verwickelt - aber keine geheimnisvollen Fremden! All das war Unsinn.“

„Soweit sehr glaubwürdig, mein lieber Giraud“, murmelte Poirot. „Besonders nach Ihrem klugen Trick mit dem Zündhölzchen und dem Zigarettenstumpf.“

Giraud sah wütend auf. „Ein Mann mußte bei dem Mord die Hand mit im Spiel haben“, sagte er, „von ihm wurde das Grab ausgehoben . . . Kein Mensch zieht wirklichen Vorteil aus dem Verbrechen, aber es gibt einen Mann, der vermutete, daß ihm daraus ein Vorteil erwachsen könne. Ich erfuhr von dem Streit zwischen Jack Renauld und seinem Vater und von den Drohungen, die er ausstieß. Das Motiv war gegeben. Jetzt weiter. Jack Renauld war in jener Nacht in Merlinville. Er verschwieg diese Tatsache - was den Verdacht in Gewißheit verwandelte. Dann fanden wir das zweite Opfer - von demselben Dolch durchbohrt. Wir wissen, daß der Dolch entwendet wurde. Captain Hastings kann angeben, wann das geschah. Der einzige, der in Betracht kommt, ihn entwendet zu haben, ist der von Cherbourg hier ankommende Jade Renauld. Ich kann für sämtliche anderen Hausbewohner ein Alibi erbringen.“

Poirot unterbrach ihn. „Sie irren. Noch eine andere Person konnte den Dolch genommen haben.“

„Meinen Sie Gabriel Stonor? Er kam beim Haupteingang an und fuhr direkt mit dem Auto vor, das ihn von Calais brachte. Oh, glauben Sie mir, ich habe alles überdacht. Monsieur Jack Renauld kam mit dem Zug. Eine Stunde verging

zwischen der Ankunft des Zuges und seinem Erscheinen in der Villa. Vermutlich sah er, wie Captain Hastings und seine Begleiterin die Hütte verließen. Er schlüpfte hinein, entwendete den Dolch und erstach damit im Schuppen seinen Helfershelfer -"

„Der schon tot war!“

Giraud zuckte mit den Achseln: „Vielleicht bemerkte er es nicht. Vielleicht glaubte er, daß er schlafe. Wahrscheinlich hatten sie für dort eine Zusammenkunft verabredet. Jedenfalls wußte er, daß ein zweiter Mord den Fall außerordentlich komplizieren würde. Was auch zutraf.“

„Aber es konnte Monsieur Giraud nicht täuschen“, flüsterte Poirot.

„Sie spotten meiner. Aber ich will Ihnen einen letzten unwiderlegbaren Beweis geben. Madame Renaulds Aussage war falsch - eine Erfindung vom Anfang bis zum Ende. Wir glauben, daß Madame Renauld ihren Gatten liebte - und doch schützt sie einen Mörder! Für wen aber lügt eine Frau? Manchmal für sich selbst, gewöhnlich für den Mann, den sie liebt, immer aber für ihre Kinder. Das ist der letzte untrügliche Beweis: Den können Sie nicht umgehen.“ Triumphierend hielt Giraud inne. Poirot sah ihn ruhig an.

„Dies ist meine Ansicht“, sagte Giraud. »Was haben Sie darauf zu sagen?“

„Nur, daß Sie versäumten, eines in Betracht zu ziehen.“

„Und das wäre?“

„Jack Renauld kannte vermutlich die Pläne für die Anlage der Golfplätze. Er wußte also, daß der Leichnam fast sofort entdeckt werden müßte, wenn man mit dem Ausgraben des Bunkers begänne.“

Giraud lachte laut: „Aber was Sie da sagen, ist ja blödsinnig! Er wollte doch, daß die Leiche gefunden werde! Ehe sie gefunden war, konnte der Tod nicht bescheinigt werden und Jack seine Erbschaft nicht antreten.“

Ich sah das grünliche Aufflackern in Poirots Augen, als er sich erhob. „Wozu begrub er ihn dann überhaupt?“ fragte er sehr sanft. „Überlegen Sie doch, Giraud. Wenn es Jack Renauld zum Vorteil gereichte, daß der Leichnam unverzüglich gefunden wurde, wozu ihn dann überhaupt begraben?“

Giraud antwortete nicht. Die Frage traf ihn unerwartet. Er zuckte mit den Schultern, um anzudeuten, daß dies ohne Belang sei.

Poirot ging zur Tür. Ich folgte ihm.

„Noch eines übersehen Sie“, sagte er über die Schulter.

„Was denn?“

„Das Stückchen Bleirohr“, sagte Poirot und verließ das Zimmer.

Als wir aus dem Salon kamen, stand Jack noch immer bleich und regungslos in der Halle und sah forschend auf uns. Im selben Augenblick hörten wir Schritte auf der Treppe. Madame Renauld kam herab. Der Anblick ihres Sohnes zwischen den beiden Dienern des Gesetzes machte sie stutzig.

„Jack!“ stammelte sie. „Jack, was ist das?“

Gefaßt blickte er sie an: „Sie haben mich verhaftet, Mutter.“

„Was?“

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, und ehe man ihr zu Hilfe kommen konnte, schwankte sie und fiel schwer zu Boden. Wir liefen beide hin, um sie aufzuheben. Einen Augenblick später richtete sich Poirot wieder auf.

„Sie hat sich den Kopf an einer Treppenkante schwer verletzt. Ich fürchte, eine leichte Gehirnerschütterung. Wenn Giraud eine Aussage von ihr braucht, wird er sich gedulden müssen. Sie wird wahrscheinlich wenigstens eine Woche bewußtlos sein.“

Denise und Franchise waren zu ihrer Herrin geeilt, und nachdem Poirot sie ihrer Fürsorge übergeben hatte, verließ er das Haus. Er schritt mit gesenktem Haupt gedankenvoll dahin.

Eine Zeitlang blieb ich stumm, endlich aber wagte ich eine Frage: „Glaubst du also, allem belastenden Material zum Trotz, an die Unschuld Jack Renauds?“

Poirot antwortete nicht sofort, erst nach einer Pause sagte er ernst: „Ich weiß nicht, Hastings. Es gibt noch eine Möglichkeit. Natürlich hat Giraud unrecht - vom Anfang bis zum Ende. Wenn Jack Renaud wirklich schuldig sein sollte ...“ Er zuckte mit den Achseln. „Und dabei ist die schwerste Anklage gegen ihn nur mir bekannt.“

„Und die wäre?“ fragte ich.

„Wenn du von deinen grauen Zellen Gebrauch machtest und den Fall so klar wie ich sähest, hättest auch du es bemerkt, mein Freund.“

Dies war, was ich eine von Poirots aufreizenden Antworten nannte. Ohne eine Entgegnung abzuwarten, fuhr er fort: „Schlagen wir diesen Weg ein - zum Meer hin. Wir wollen uns auf jener kleinen Anhöhe niederlassen, die über den Strand hinausragt, und den Fall durchgehen. Du sollst alles erfahren, was ich weiß, aber es wäre mir lieber, du kämest selbst der Wahrheit auf den Grund - durch eigene Denkarbeit, ohne daß ich dich mit der Hand darauf stoße.“

Wir ließen uns am Abhang nieder, wie Poirot es vorgeschlagen hatte, und sahen aufs Meer hinaus. Von den fernen Sanddünen her schlug schwach das Lärmen der Badenden an unser Ohr. Blaßgrau schimmerte das Meer, und der ruhige Ozean rief mir den Tag unserer Ankunft ins Gedächtnis, meine damalige gute Laune und Poirots Behauptung, daß ich „unke“. Wie lange das zurücklag! In Wirklichkeit waren es nur drei Tage!

„Denk nach mein Freund!“ sagte Poirot ermunternd. „Ordne deine Gedanken. Aber systematisch und hübsch der Reihe nach. Das ist das Geheimnis des Erfolges.“

Ich bemühte mich zu gehorchen und ließ im Geiste alle Einzelheiten des Falles vorüberziehen. Und widerstrebend kam ich zu dem Schlüsse, daß die einzig mögliche richtige Lösung die von Giraud war - die aber Poirot verworfen hatte. Ich, überlegte von neuem. Madame Daubreuil! Giraud wußte nichts von ihrem Zusammenhang mit dem Fall Beroldy. Poirot hatte dem Fall Beroldy große Bedeutung beigelegt. Dort also mußte ich suchen. Nun war ich auf der richtigen Spur. Und plötzlich fuhr ich zusammen, da ein verblüffender Gedanke in meinem Kopfe aufblitzte.

„Dir fällt etwas ein, wie ich sehe, mon ami! Großartig. Nur weiter.“

Ich richtete mich auf und setzte meine Pfeife in Brand.

„Poirot“, sagte ich, „wir scheinen merkwürdig nachlässig gewesen zu sein. Ich sage ‚wir‘ - obwohl es richtiger gewesen wäre, ich hätte ‚ich‘ gesagt. Aber für deine Geheimnistuerei muß Strafe sein. Darum sage ich nochmals, ‚wir‘ müssen merkwürdig nachlässig gewesen sein. Wir haben jemanden völlig vergessen.“

„Und wer sollte das sein?“ fragte Poirot und zwinkerte mit den Augen.

„Georges Conneau!“

20

Im nächsten Augenblick küßte mich Poirot ungestüm auf beide Wangen.

„Endlich! Bist du nun soweit! Und ganz von selbst! Das ist fabelhaft! Nur weiter mit deinen Entdeckungen! Du hast vollkommen recht. Es war entschieden ein Unrecht von uns, daß wir Georges Conneau vergaßen.“

Ich fühlte mich durch das Lob des kleinen Mannes so geschmeichelt, daß es mir schwerfiel fortzufahren. Aber schließlich gelang es mir, meine Gedanken zu sammeln, und ich fuhr fort: „Georges Conneau verschwand vor zwanzig Jahren, aber wir haben keine Veranlassung anzunehmen, daß er tot ist.“

„Keineswegs“, stimmte Poirot zu. „Weiter.“

„Daher wollen wir annehmen, daß er noch am Leben ist.“

„Richtig.“

„Oder wenigstens bis vor kurzem war.“

„Immer besser.“

„Wir wollen annehmen“, fuhr ich mit steigender Begeisterung fort, „daß er einsame Tage sah. Er wurde ein Verbrecher, ein Apache, ein Landstreicher - was du willst. Der Zufall führt ihn nach Merlinville. Hier begegnet er der Frau, die er nie zu lieben aufgehört hatte.“

„Ei, ei, wie sentimental“, spottete Poirot.

„Wo Haß ist, ist auch Liebe“, zitierte ich etwas frei. „Jedenfalls trifft er sie hier, wo sie unter einem angenommenen Namen lebt. Aber sie hat einen Liebhaber, den Engländer Renauld. Georges Conneau, in dessen Erinnerung die alte Wunde wieder zu bluten beginnt, sucht Händel mit diesem Renauld. Er lauert ihm auf, als er sich zu seiner Geliebten begibt, und sticht ihn meuchlings nieder. Dann, voll Schrecken über seine eigene Tat, geht er daran, ein Grab zu graben. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß Madame Daubreuil aus dem Hause kam, um nach ihrem Geliebten Ausschau zu halten. Es kommt zu einer fürchterlichen Szene zwischen ihr und Conneau. Er zerrt sie in den Schuppen und stürzt plötzlich in einem epileptischen Anfall zusammen. Nun, nehmen wir an, erscheint Jack Renauld. Madame Daubreuil gesteht ihm alles und macht ihn auf die bösen Folgen aufmerksam, die ihrer Tochter daraus erwachsen, falls der alte Skandal wieder auflebte. Seines Vaters Mörder ist nicht mehr - sie müßten ihr möglichstes tun, um die Sache totzuschweigen. Jack Renauld willigt ein - geht nach Hause und gewinnt seine Mutter für seine Absichten. Genau nach dem Plan, den Madame Daubreuil ihm eingegeben hatte, ließ sie sich binden und knebeln. Nun, Poirot, was hältst du davon?“ Stolz lehnte ich mich zurück, weil mir der Wiederaufbau des Falles mit so viel Erfolg geglückt war. Nachdenklich sah Poirot mich an.

„Ich denke, du solltest fürs Kino schreiben, mon ami“, bemerkte er schließlich.

„Du meinst -?“

„Die Geschichte, die du da erzähltest, würde einen guten Film abgeben - aber sie hat mit dem Alltagsleben nichts gemein.“

„Ich gebe zu, daß ich nicht auf alle Einzelheiten einging, jedoch -“

„Du tatest sogar mehr, du schenkest ihnen keinerlei Beachtung. Wie stellst du dich zu der Bekleidung der beiden Männer? Glaubest du, daß Conneau sein Opfer, nachdem er es erstochen hatte, des Anzugs beraubte, um ihn selbst anzulegen, und dann den Dolch wieder in die Wunde steckte?“

„Ich sehe nicht ein, was das ausmachen sollte“, entgegnete ich verstimmt. „Er könnte ja etliche Tage vorher durch Drohungen Kleider und Geld von Madame Daubreuil erhandelt haben.“

„Durch Drohungen? Du bringst im Ernst so eine Vermutung vor?“

„Gewiß. Er könnte ihr gedroht haben, daß er den Renauds enthüllen würde, wer sie sei, was wahrscheinlich alle ihre Hoffnungen bezüglich der Verhehlung ihrer Tochter vernichtet hätte.“

„Du irrst dich, Hastings. Er konnte von ihr nichts erpressen, denn sie hatte die Waffe in der Hand. Georges Conneau, erinnere dich, wird noch immer wegen Mordes verfolgt. Ein Wort von ihr, und er ist in Todesgefahr.“

„Ich sah mich, wenn auch widerstrebend, genötigt, die Wahrheit dieser Erklärungen einzuseilen.“

„Deine Theorie“, bemerkte ich säuerlich, „ist ohne Zweifel korrekt bis in die kleinsten Einzelheiten.“

„Meine Theorie ist die Wahrheit“, sagte Poirot ruhig: „Und die Wahrheit ist notwendigerweise korrekt. Von allem Anfang an hatte deine Theorie einen Fehler. Du ließest dich durch deine Phantasie irreführen, durch leidenschaftliche Liebesszenen und Zusammenkünfte um Mitternacht. Aber bei der Erforschung eines Verbrechens müssen wir uns auf realeren Boden stellen. Soll ich dir mein System entwickelnd“

„O ja, ich bitte darum!“

Poirot setzte sich straff auf und begann, wobei er seinen Zeigefinger bewegte, um den Argumenten mehr Nachdruck zu verleihen: „Ich will, wie du, mit Georges Conneau beginnen. Also, die Geschichte von den beiden Russen, die Madame Beroldy bei Gericht vorbrachte, war erwiesenermaßen erfunden. Wenn sie nicht direkt an dem Verbrechen beteiligt war, so war sie es doch indirekt dadurch, daß diese Geschichte ihre eigenste Erfindung war, wie sie selbst angab. War sie aber schuldig, so konnte der Plan ihrem Kopf entsprungen sein oder dem von Georges Conneau.“

In unserem Falle nun begegnen wir derselben Erzählung. Wie ich dir schon früher auseinandersetzte, sprechen die Tatsachen dagegen, daß Madame Daubreuil das Verbrechen veranlaßte. So greifen wir auf die Annahme zurück, daß es dem Hirn Georges Conneaus entsprang. Sehr gut. Georges Conneau also heckte das Verbrechen unter Mithilfe Madame Renauds aus. Sie steht in grellem Lichte, die Gestalt jedoch, die im Schattenriß hinter ihr sichtbar wird, ist uns ihrem gegenwärtigen Namen nach nicht bekannt.

Nun wollen wir einmal den Fall Renaud von Anfang an vornehmen, indem wir in chronologischer Ordnung die bedeutungsvollen Anhaltspunkte

aneinanderreihen. Hast du Notizbuch und Bleistift? Gut. Nun, was haben wir als frühesten Anhaltspunkt vorzumerken?"

„Den Brief an dich?"

„Das war das erste, was ich davon erfuhr, aber es ist nicht der eigentliche Beginn des Falles. Der erste bedeutungsvolle Anhaltspunkt, sage ich, ist die Veränderung in Monsieur Renaulds Wesen, kurz nach seinem Eintreffen in Merlinville, eine Tatsache, die von einigen Zeugen bestätigt wird. Wir müssen auch seine Freundschaft zu Madame Daubreuil in Betracht ziehen und die großen Geldsummen, die er ihr überwies. Von da kommen wir direkt zum 23. Mai."

Poirot räusperte sich und diktierte mir. Ich schrieb:

„23. Mai, M. Renauld zankt mit seinem Sohn wegen dessen Absicht, Marthe Daubreuil zu heiraten. Der Sohn reist nach Paris.

24. Mai M. Renauld ändert sein Testament und legt die Verwaltung seines Gesamtvermögens in die Hände seiner Gattin.

7. Juni. Streit mit einem Landstreicher im Garten, dessen Zeuge Marthe Daubreuil ist.

Brief an M. Hercule Poirot, mit der Bitte um Hilfe.

Telegramm an M. Jack Renauld, mit der Weisung, sofort auf der ‚Anzona‘ nach Buenos Aires abzureisen. "Chauffeur Masters bekommt Urlaub.

Am Abend Besuch einer Dame. Als er sie hinausbegleitet, fallen die Worte, ‚ja, ja -- aber um Himmels willen gehen Sie jetzt' ..."

Poirot hielt inne.

„So, Hastings, betrachte jetzt sorgfältig jede dieser Tatsachen für sich, ob dir die Sache Jetzt nicht in einem ändern Licht erscheint."

Ich versuchte auf das gewissenhafteste, seinem Wunsche zu entsprechen.

Nach einem Weilchen sagte ich zögernd: „Was die ersten Punkte anbelangt, scheint es sich um die Frage zu handeln, ob wir uns für Erpressung oder für Verliebtheit entscheiden."

„Für Erpressung selbstverständlich. Du hörtest doch, was Stonor über seinen Charakter und seine Wohnheiten sagte."

„Madame Renauld schloß sich dieser Ansicht nicht an", bemerkte ich.

„Wir sahen doch schon, daß dem Zeugnis von Madame Renauld nicht zuviel Gewicht beizulegen ist. In diesem Punkt müssen wir uns auf Mr. Stonor verlassen."

„Und doch, wenn Renauld Liebesbeziehungen zu einer Frau namens Bella unterhielt, sehe ich nicht ein, weshalb es von vornherein ausgeschlossen sein sollte, daß er nicht noch eine zweite Liebschaft mit Madame Daubreuil haben sollte."

„Nein, keines von beiden, du kannst es mir glauben, Hastings. Oder bist du anderer Ansicht?"

„Aber der Brief, Poirot. Du vergißt den Brief."

„Nein, ich vergesse nichts. Aber woraus schließt du, daß dieser Brief an Monsieur Renauld gerichtet war?"

„Nun, er fand sich doch in seiner Tasche und - und -"

„Und das ist alles!" unterbrach Poirot. „Nirgends findet sich ein Name, aus dem geschlossen werden könnte, an wen er gerichtet war. Wir nehmen an, daß er den Ermordeten anging, weil er in dessen Manteltasche steckte. Nun, mon ami, mir fiel gleich etwas Ungewöhnliches an diesem Mantel auf. Ich maß ihn und bemerkte,

daß der Tote einen reichlich langen Mantel trug. Diese Bemerkung hätte dir zu denken geben sollen."

„Ich glaube, du hättest es gesagt, um irgend etwas zu sagen", gestand ich.

„Aber ich bitte dich! Später sahst du, daß ich auch das Maß des Mantels von Jack Renault nahm. Nun, Monsieur Jack Renault trägt einen auffallend kurzen Mantel. Stelle diese beiden Tatsachen einer dritten gegenüber, nämlich der, daß Monsieur Jack Renault in fliegender Eile aus dem Hause schoß, um seinen Zug nach Paris zu erreichen, und sage mir, wie du dir das erklärst!"

„Ich verstehe", sagte ich langsam, als mir die Bedeutung von Poirots Bemerkung aufdämmerte. „Jener Brief galt Jack Renault, nicht seinem Vater. In seiner Eile und Aufregung ergriff er den falschen Mantel."

Poirot nickte.

„Ja! Wir können später darauf zurückkommen. Begnügen wir uns für den Augenblick mit der Feststellung, daß der Brief nichts mit Renault senior zu tun hatte, und gehen wir zum nächsten chronologischen Ereignis über."

„23. Mai", las ich. „M. Renault zankt mit seinem Sohn wegen dessen Absicht, Marthe Daubreuil zu heiraten. Der Sohn reist nach Paris! Ich sehe daran nicht viel Bemerkenswertes, und die Änderung des Testaments am folgenden Tage ist doch genügend erklärbar. Es war die direkte Folge des Streites."

„Wir sind einer Ansicht, mein Freund - wenigstens was die Sache betrifft: Aber welcher tiefere Beweggrund veranlaßte Monsieur Renault zu dieser Maßregel?" Ich öffnete erstaunt die Augen. „Nun, selbstverständlich Unwille gegen den Sohn." „Und doch schrieb er ihm zärtliche Briefe nach Paris?" „So sagt Jack Renault, aber er kann sie nicht vorweisen." „Nun, sehen wir davon ab."

„Jetzt kommen wir zu dem verhängnisvollen Tag. Wir brachten die Dinge, die sich am Morgen ereigneten, in eine gewisse Ordnung. Kannst du das erklären?"

„Ich habe mich überzeugt, daß der Brief an mich zur gleichen Zeit mit dem Telegramm aufgegeben wurde. Kurz darauf erhielt Masters seinen Urlaub. Meiner Ansicht nach fand der Streit mit dem Landstreicher vor diesen Ereignissen statt."

„Ich weiß nicht, wieso du das so unanfechtbar behaupten kannst, ohne Mademoiselle Daubreuil darüber nochmals befragt zu haben."

„Das ist überflüssig. Ich bin meiner Sache vollkommen gewiß. Und wenn du das nicht siehst, dann siehst du überhaupt nichts, Hastings."

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu.

„Natürlich! Ich bin ein Idiot. Wenn der Landstreicher Georges Conneau war, so fühlte sich Renault erst nach der stürmischen Unterredung bedroht. Er entfernte Masters, den Chauffeur, den er im Solde der anderen wähnte, er telegraphierte seinem Sohn, und er bat dich herzukommen."

Schwaches Lächeln kräuselte Poirots Lippen. „Findest du es nicht seltsam, daß er in seinem Brief dieselben Ausdrücke gebraucht, wie später Madame Renault in ihrer Erzählung? Und wenn die Erwähnung von Santiago eine Irreführung war - weshalb sprach dann Renault davon, und - noch mehr - weshalb sandte er seinen Sohn hin?"

„Ich gebe zu, daß dies merkwürdig ist, aber vielleicht finden wir später eine Erklärung dafür. Nun kommen wir zum Abend und dem Besuch der mysteriösen

Dame. Ich muß gestehen, daß mir das ein Rätsel ist, falls es nicht doch Madame Daubreuil war, wie Franchise die ganze Zeit behauptete."

Poirot schüttelte den Kopf.

»Mein Freund, mein Freund, wo hast du deine Gedanken? Erinnere dich doch des Scheckfragmentes und der Tatsache, daß der Name Bella Duveen Mr. Stonor nicht unbekannt schien, und ich glaube, wir können es als selbstverständlich ansehen, daß Bella Duveen der volle Name jener unbekanntenen Dame ist, die jenen Brief an Jack Renauld schrieb, und die an jenem Abend in der Villa Genevieve vorsprach. Ob sie nun die Absicht hatte, Jack aufzusuchen, oder ob sie sich an seinen Vater wenden wollte, können wir nicht mit Sicherheit behaupten, aber ich denke, wir können annehmen, daß dies der Fall war. Sie machte ihre Ansprüche auf Jack geltend, wies vermutlich Briefe von ihm vor, und der Vater versuchte sie durch einen Scheck abzufertigen, den sie empört in Stücke riß. Aus ihrem Brief sprach wirkliche Liebe, und sie empfand es wahrscheinlich aufs schmerzlichste, daß man ihr Geld bot. Schließlich wurde er sie los, und nun sind die Worte, die er sprach, von großer Bedeutung."

„Ja, ja, aber um Himmels willen gehen Sie jetzt", wiederholte ich. „Sie kommen mir nur etwas heftig vor, aber das ist alles."

„Das genügt ja. Er konnte es kaum erwarten, daß das Mädchen sich entfernte. Weshalb? Nicht nur, weil die Unterredung unerquicklich war. Nein, aber die Zeit verging, und aus irgendeinem Grunde war sie kostbar."

„Weshalb sollte sie es denn gewesen sein?" fragte ich verblüfft.

„Das fragen wir uns selbst. Weshalb sollte sie es gewesen sein? Aber später haben wir den Zwischenfall mit der Armbanduhr - der wieder beweist, welche bedeutungsvolle Rolle in dem Verbrechen der Zeit zufällt. Wir nähern uns jetzt schon fast dem wirklichen Drama. Um halb 11 Uhr verläßt Bella Duveen die Villa, und durch die Armbanduhr können wir nachweisen, daß das Verbrechen vor 12 Uhr verübt oder geplant war. Wir haben alle Ereignisse, die dem Mord vorangingen, mit Ausnahme eines einzigen, besprochen. Nach Aussage des Arztes war der Landstreicher, als er aufgefunden wurde, wenigstens achtundvierzig Stunden tot - mit einem möglichen Spielraum von weiteren vierundzwanzig Stunden. Nun, ohne andere Gründe, als die bereits besprochenen, nahm ich an, daß der Tod ihn am Morgen des 7. Juni ereilte."

Ich starrte ihn verblüfft an.

„Aber wieso? Warum? Wieso kannst du das wissen?" „Weil sich nur auf diese Weise die Reihenfolge der Ereignisse logisch erklären läßt. Mon ami, ich habe dich nun Schritt für Schritt auf dem Weg nach vorwärts geleitet. Siehst du noch immer nicht, was so offenkundig klar ist?"

„Mein lieber Poirot, ich kann gar nichts offenkundig Klares sehen. Ich dachte, ich wäre auf richtiger Spur, aber hoffnungsloser denn je irre ich im dunklen." Poirot blickte mich bedauernd an und schüttelte den Kopf. „Mein Gott, ist das traurig! Ein ganz kluger Kopf - aber ein so beklagenswerter Mangel an logischem Denkvermögen. Es gibt eine ausgezeichnete Methode, die grauen Zellen zu entwickeln. Ich will sie dir erklären -"

„Nicht jetzt, um Himmels willen! Du bist wirklich einer der aufreizendsten Menschen, Poirot. Um alles in der Welt, fahre fort und sag mir endlich, wer

Monsieur Renauld tötete." " „Das eben weiß ich bis jetzt nicht sicher." „Aber du sagtest doch, es sei offenkundig klar?" „Wir sprechen aneinander vorbei, mein Freund. Vergiß nicht, wir haben zwei Verbrechen zu untersuchen, für die - wie ich dir schon früher klarmachte - zwei Leichen nötig sind. Nun, nun, werde nicht ungeduldig! Ich erkläre dir alles. Wenden wir uns zuerst an unsere Psychologie. Wir haben drei Anhaltspunkte. Den ersten unmittelbar nach seiner Ankunft in Merlinville, den zweiten nach dem Streit mit seinem Sohn wegen einer ganz bestimmten Ursache, den dritten am Morgen des 7. Juni. Nun zu den drei Ursachen. Nummer eins können wir der Begegnung mit Madame Daubreuil zuschreiben. Nummer zwei hängt indirekt mit ihr zusammen, da es die geplante Heirat Jack Renaulds mit ihrer Tochter betrifft. Aber den Grund für Nummer drei kennen wir nicht. Wir müssen ihn ableiten. Nun, mon ami, eine Frage: Wer, glaubst du, ist der Urheber des Verbrechens?"

„Georges Conneau", sagte ich entschlossen. „Richtig. Nun stellt Giraud den Grundsatz auf, daß eine Frau lügt, um entweder sich oder den geliebten Mann oder ihr Kind zu retten. Da wir überzeugt sind, daß Georges Conneau ihr diese Lügen vorschrieb und Georges Conneau nicht Jack Renauld ist, entfällt die dritte Voraussetzung von selbst. Ferner macht die Annahme, daß Georges Conneau das Verbrechen entwarf, auch die erste Voraussetzung hinfällig. So müssen wir uns zum zweiten bequemen - daß Madame Renauld um des Mannes willen log, den sie liebte - oder mit anderen Worten - um Georges Conneaus willen. Sind wir uns darin einig?"

„Ja", gab ich zu. „Es scheint durchaus logisch."

„Gut! Madame Renauld liebt Georges Conneau. Wer ist daher Georges Conneau?"

„Der Landstreicher."

„Haben wir irgendeinen Grund zur Annahme, daß Madame Renauld den Landstreicher liebte?"

„Nein, aber -"

„Also? Klammere dich nicht an Theorien, die sich nicht aufrechterhalten lassen. Frage dich statt dessen, wen Madame Renauld liebte."

Ich schüttelte erstaunt den Kopf.

„Aber ja, du weißt es genau. Wen liebte Madame Renauld so sehr, daß sie leblos hinsank, als sie seine Leiche erblickte?"

Ich starrte ihn sprachlos an.

„Ihren Gatten?" hauchte ich.

Poirot nickte.

„Ihren Gatten - oder Georges Conneau, wie du es vorziehst, ihn zu nennen."

Ich suchte mich zu fassen.

„Aber das ist ja unmöglich."

„Wieso unmöglich? Waren wir nicht gerade einer Ansicht, daß Madame Daubreuil in der Lage war, Erpressung an Georges Conneau zu üben?"

„Ja, aber -"

„Und erpreßte sie nicht genug von Monsieur Renauld?"

„Das mag richtig sein, aber -"

„Und ist es nicht richtig, daß wir von Monsieur Renaulds Jugend und Erziehung nichts wissen? Und daß er plötzlich, genau vor zweiundzwanzig Jahren, als Franke-Kanadier, ins Leben tritt?“

„All das ist richtig“, sagte ich sicherer, „aber du scheinst einen wichtigen Punkt zu übersehen.“

„Welchen, mein Freund?“

„Nun, wir stellten doch fest, daß Georges Conneau das Verbrechen entwarf. Das bringt uns zu der lächerlichen Voraussetzung, daß er seine eigene Ermordung plante!“

„Richtig, mein Freund“, sagte Poirot gelassen, „das tat er auch in Wirklichkeit!“

## 21

Und Poirot fuhr fort:

„Es erscheint dir seltsam, mon ami, daß ein Mann seinen eigenen Tod vorbereiten könne? So seltsam, daß du es vorziehst, die Wahrheit als zu phantastisch zu verwerfen, um dich an eine Geschichte zu klammern, die in Wirklichkeit noch zehnmal unwahrscheinlicher ist. Ja, Monsieur Renauld entwarf einen Plan für seinen Tod, mit einer Einschränkung aber, die dir vielleicht entgeht - daß er beabsichtigte, am Leben zu bleiben.“

Verblüfft schüttelte ich den Kopf.

„Sieh doch, es ist wirklich ganz einfach“, sagte Poirot ruhig. „Das Verbrechen, das Monsieur Renauld ausdachte, bedurfte keines Mörders, wie ich dir schon sagte, sondern nur eines Leichnams. Lassen wir die Ereignisse nochmals an uns vorüberziehen, aber betrachten wir sie diesmal von einem anderen Gesichtspunkt.“

Georges Conneau flieht vor der Gerechtigkeit nach Kanada. Dort heiratet er unter falschem Namen und erwirbt schließlich in Südamerika ein beträchtliches Vermögen, aber die Sehnsucht nach der Heimat läßt ihn nicht ruhen. Zwanzig Jahre sind indessen verflossen, sein Äußeres hat sich naturgemäß stark verändert, außerdem ist es unwahrscheinlich, daß man in einem sozial so hochstehenden Manne einen ehemaligen Verbrecher vermuten könnte. Er hält es also für völlig ungefährlich, zurückzukehren. Er nimmt ständigen Aufenthalt in England, mit der Absicht, die Sommermonate in Frankreich zu verbringen. Doch der böse Zufall oder jene rätselhafte Gerechtigkeit, die bestimmend in der Menschen Schicksal eingreift und die nicht zuläßt, daß sie sich den Folgen ihrer Handlungen entziehen, führt ihn nach Merlinville. Gerade dort, an diesem einzigen Punkt des großen, weiten Frankreichs lebt der einzige Mensch, der ihn erkennen kann. Dies ist natürlich eine Goldquelle für Madame Daubreuil, und sie verschmäht nicht, aus dieser Goldquelle Vorteil zu schöpfen. Er ist ihr hilflos in die Hand gegeben. Sie nützt die Situation nach Kräften aus. Und dann erfolgt das Unabwendbare. Jack Renauld verliebt sich in das schöne Mädchen, das er fast täglich sieht, und will es heiraten. Dies regt seinen Vater auf. Um jeden Preis will er die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter jenes schlechten Weibes verhüten. Jack Renauld kennt die Vergangenheit seines Vaters nicht, doch Madame Renauld weiß alles. Sie ist eine Frau von besonderer Charakterstärke und ihrem Gatten leidenschaftlich zugetan. Sie beraten miteinander. Renauld sieht nur einen Ausweg - den Tod. Er muß

scheinbar sterben, in Wirklichkeit aber in ein fernes Land flüchten, wo er nochmals unter anderem Namen von neuem beginnen will, wohin Madame Renauld ihm folgen soll, "nachdem sie eine Zeitlang die Witwenrolle gespielt. Es ist sehr wesentlich, daß sie über das Geld zu verfügen hat, daher ändert er sein Testament. Wie sie sich ursprünglich mit dem Leichnam aus der Affäre ziehen wollten, weiß ich nicht - vielleicht mit Hilfe eines medizinischen Skelettes und eines Feuers - oder sonst irgendwie, aber lange, ehe ihre Pläne gereift waren, ereignete sich ein Zwischenfall, der ihnen in die Hände arbeitet. Zufällig gerät ein Landstreicher, ein gewalttätiger Raufbold, in den Garten. Es kommt zu einem Kampf, Renauld bemüht sich, ihn zu verjagen, und plötzlich sinkt der Landstreicher zu Boden, von epileptischem Krampf befallen. Und stirbt. Renauld ruft «eine Frau herbei. Gemeinsam schleppen sie den Toten in den Schuppen - wie wir wissen, hatte sich der Vorfall im Freien abgespielt - und sie merken, welche wunderbar günstige Gelegenheit sich ihnen bietet. Der Mann sieht Renauld durchaus nicht ähnlich, aber er ist in mittleren Jahren, ein alltäglicher französischer Typ. Das genügt.

Ich stelle mir etwa vor, daß sie auf jener Bank dort saßen, außerhalb der Hörweite des Hauses, und die Angelegenheit besprachen. Ihr Plan war bald gefaßt. Die Identifizierung mußte sich allein auf Madame Renaulds Zeugnis stützen. Jack Renauld und der Chauffeur, der seit zwei Jahren in Renaulds Diensten stand, mußten entfernt werden. Es war unwahrscheinlich, daß die weibliche Dienerschaft in die Nähe der Leiche ging, und für jeden Fall beabsichtigte Renauld, Maßnahmen zu treffen, um jene hinter das Licht zu führen, die keinen guten Blick für Einzelheiten haben. Masters wurde weggeschickt, ein Telegramm an Jack abgesandt, Buenos Aires gewählt, um der Geschichte, für die Renauld sich entschlossen hatte, Glaubwürdigkeit zu verleihen. Da er von mir als einem ziemlich bekannten Detektiv gehört hatte, richtete er diesen Hilferuf an mich; er war sich wohl bewußt, daß bei meiner Ankunft die Vorweisung des Briefes einen tiefen Eindruck auf den Untersuchungsrichter machen würde - was auch zutrifft.

Sie kleideten den toten Landstreicher in einen Anzug Renaulds und ließen seine zerlumpte Kleidungsstücke bei der Tür des Schuppens zurück, da sie es nicht wagten, sie mit sich ins Haus zu nehmen. Und dann, um der Erzählung, die Madame Renauld vorzubringen hatte, Glaubwürdigkeit zu verleihen, stießen sie ihm noch den Dolch ins Herz. In der folgenden Nacht wollte Renauld erst seine Frau fesseln und knebeln und dann mit einem Spaten ein Grab in jenem besonderen Teil des Grundes graben, wo, wie er wußte, ein - wie nennt ihr es doch? - Bunker gemacht werden sollte. Es war von großer Wichtigkeit, daß die Leiche gefunden würde - Madame Daubreuil durfte keinen Verdacht schöpfen. Andererseits verringerte sich die Gefahr bei der Identifizierung, wenn unterdessen einige Zeit verstrichen war. Dann wollte Renauld die Lumpen des Landstreichers anlegen, zum Bahnhof eilen und mit dem Zug um 12.10 Uhr unbemerkt entkommen. Da angenommen werden sollte, daß das Verbrechen zwei Stunden später stattfand, konnte keinerlei Verdacht auf ihn fallen.

Du siehst nun, wie sehr ihn der ungelegene Besuch jener Bella beunruhigte. Jeder Augenblick Verzögerung konnte seinen Plänen verhängnisvoll werden. Doch er entledigte sich ihrer so bald als möglich. Und dann ans Werk! Er läßt den Haupteingang halb offen, um den Eindruck zu erwecken, daß die Mörder auf

diesem Wege das Haus verließen. Er fesselt und knebelt Madame Renault, verbessert aber den vor zwanzig Jahren begangenen Fehler, wo die zu locker gebundenen Stricke den Verdacht der Mittäterschaft erregt hatten, instruiert sie im wesentlichen mit der gleichen Erzählung, die er damals erfunden hatte, wodurch er unbewußt mangelhafte Originalität beweist. Die Nacht ist kalt, und er zieht einen Mantel über seine Unterkleider, in der Absicht, ihn zu dem Toten in das Grab zu legen. Er verläßt das Haus durch das Fenster und glättet sorgfältig das Blumenbeet, wodurch er den sichersten Beweis gegen sich erbringt. Er begibt sich zu den einsamen Golfplätzen und gräbt - und dann - "

„Nun?"

„Und dann", sagte Poirot ernst, „erreichte ihn die Gerechtigkeit, der er so lange entgangen war. Eine unbekannte Hand sticht ihn in den Rücken . . . Nun, Hastings, verstehst du, was ich meinte, als ich von zwei Verbrechen sprach. Das erste Verbrechen, jenes Verbrechen, das Monsieur Giraud in seinem Hochmut uns zu untersuchen überließ (ah, welch grenzenlosen Irrtum beging er da! Wie verkannte er Hercule Poirot!), dies Verbrechen ist aufgedeckt. Aber dahinter liegt ein tieferes Rätsel. Und es wird schwer sein, es zu lösen - da der Verbrecher in seiner Klugheit sich darauf beschränkte, die Pläne M. Renaults zu verwenden. Es galt, ein ganz verblüffendes, verwirrendes Geheimnis zu lösen. Ein junger Mann wie Giraud, der in Psychologie kein Vertrauen setzt, mußte fast sicher unterliegen."

„Du bist großartig, Poirot", sagte ich voll Bewunderung.

„Herrlich wie kein Zweiter! Auf der ganzen Welt hättest nur du das zustande gebracht!"

Ich glaube, mein Lob freute ihn. Denn zum erstenmal im Leben schien er verlegen.

„Du verachtetest also nicht länger mehr den armen, alten Papa Poirot? Du kündigst dem menschlichen Spürhund die Treue?"

Diese Bezeichnung für Giraud entlockte mir immer ein Lächeln.

»Eigentlich ja. Du hast ihn restlos besiegt."

„Der arme Giraud", sagte Poirot und versuchte erfolglos bescheiden dreinzuschauen, „daran ist nur seine Dummheit schuld. Er hatte ein- oder zweimal Pech. Zum Beispiel das dunkle Haar, das um den Dolch geschlungen war. Das wenigste, was man darüber sagen kann, ist, daß es irreführte."

„Um die Wahrheit zu gestehen, Poirot", sagte ich langsam, ' „ich weiß noch immer nicht, wessen Haar es war?"

„Natürlich von Madame Renault. Daher kam das Pech. Ihr ursprünglich dunkles Haar ist schon fast völlig silbergrau. Ebensogut hätte ein graues Haar gefunden werden können - und dann wäre es Giraud trotz der denkbar größten Mühe nicht möglich gewesen, sich einzureden, daß dies Haar vom Kopfe Jack Renaults komme! Aber es ist immer das gleiche. Immer werden Tatsachen verzerrt, um sie der Theorie anzupassen. Fand Giraud nicht zweierlei Fußspuren in der Hütte, die Spuren eines Mannes und einer Frau? Und wie paßt das in seine Rekonstruktion des Falles? Ich will es dir sagen. Es paßt nicht hinein, daher werden wir nichts mehr davon hören! Ich frage dich, nennt man das systematisch arbeiten? Der große Giraud! Der große Giraud ist nichts anderes als ein Luftballon, von seiner eigenen Wichtigkeit geschwellt. Aber ich, Hercule Poirot, den er verachtet, werde die

kleine Nadel sein, die den großen Ballon durchsticht. .. so!" Und er machte die begleitende Geste dazu.

Dann fuhr er ruhiger fort: „Madame Renauld wird gewiß sprechen, wenn sie sich erholt hat. Die Möglichkeit, daß ihr Sohn des Mordes bezichtigt werden könnte, kam ihr niemals in den Sinn. Wie hätte das ihr auch einfallen sollen, da sie ihn sicher auf See, an Bord der ‚Anzona‘ wähnte. Ah, Welch eine Frau ist das, Hastings! Welche Kraft, welche Selbstbeherrschung! Nur einmal beging sie einen Fehler. Bei seiner unverhofften Rückkehr: ‚Jetzt - ist es alles eins.‘ Und niemandem fiel die Bedeutung dieser Worte auf. Welche schreckliche Rolle war ihr zugefallen, der armen Frau. Stelle dir ihr Entsetzen vor, als sie ging, den Leichnam zu identifizieren, und statt des erwarteten untergeschobenen den wirklich entseelten Körper ihres Gatten vor sich sah, des Gatten, den sie schon meilenweit fern glaubte. Kein Wunder, daß sie ohnmächtig wurde! Aber seither . . . wie fest entschlossen spielte sie trotz ihres Schmerzes und ihrer Verzweiflung ihre Rolle weiter, und welche Qualen muß sie getragen haben! Sie kann kein Wort sagen, um uns auf die Spur der wirklichen Mörder zu weisen. Um ihres Sohnes willen darf niemand wissen, daß Paul Renauld kein anderer war als Georges Conneau, der Verbrecher. Schließlich, und als bittersten Schlag, gab sie öffentlich zu, Madame Daubreuil wäre ihres Gatten Geliebte gewesen - denn eine Anspielung auf Erpressung hätte ihrem Geheimnis verhängnisvoll werden können. Wie klug wußte sie dem Untersuchungsrichter zu begegnen, als er sie fragte, ob es in dem Leben ihres Mannes kein Geheimnis gegeben habe. ‚Nichts so Romantisches, denke ich, Monsieur.‘ Vollendet waren ihr nachsichtiger Tonfall, der Anflug trauriger Ironie. Sogleich kam sich Hautet lächerlich melodramatisch vor. Ja, sie ist eine bedeutende Frau! Wenn sie einen Verbrecher liebte, so liebte sie ihn, als wäre sie eine Königin!"

Poirot verlor sich in Betrachtungen.

„Noch etwas, Poirot, was hat es für ein Bewandnis mit dem Stückchen Bleirohr?"

„Siehst du das nicht? Um das Gesicht des Opfers so zu verunstalten, daß es unkenntlich würde. Das zuerst wies mich auf die richtige Spur. Und Giraud, dieser Dummkopf, der darüber hinwegschwärmte, um nach angebrannten Zündholzenden zu suchen! Sagte ich dir nicht, daß ein zwei Fuß langer Schlüssel ebensoviel wert sein könnte, wie einer von zwei Zoll Länge?"

„Nun, Giraud wird jetzt klein beigegeben", bemerkte ich eilig, um das Gespräch möglichst bald von meinen eigenen Fehlern abzulenken.

„Ja - wird er das? Er wird sich keine Gedanken darüber machen, wenn er auf falschem Wege zum richtigen Ziel gelangte."

„Aber sicherlich!" Ich hielt inne, als ich sah, welche Richtung die Dinge nahmen.

„Du siehst, Hastings, wir müssen von neuem beginnen. Wer tötete Monsieur Renauld? Jemand, der gerade vor Mitternacht in der Nähe der Villa war, jemand, der von seinem Tod Vorteile für sich erwartete. Die Beschreibung paßt nur zu gut auf Jack Renauld. Das Verbrechen mußte vorher nicht überlegt worden sein. Und dann der Dolch!"

Ich startete ihn an, ich hatte diesen Punkt nicht bedacht.

„Natürlich“, sagte ich, „Madame Renaulds Dolch war der andere, den wir in dem Herzen des Landstreichers fanden. Es gab also zwei Dolche.“

„Gewiß, und da es sich um ein Duplikat handelt, muß in Betracht gezogen werden, daß Jack der Eigentümer sein konnte. Aber dies beunruhigt mich nicht zu sehr. Ich habe, um die Wahrheit zu sagen, meine eigene bescheidene Ansicht darüber. Nein, die schwerste Beschuldigung gegen ihn ist wieder psychologischer Natur - erbliche Belastung, mon ami, erbliche Belastung! Wie der Vater, so der Sohn von Georges Conneau, man mag sagen, was man will.“

Sein Ton war ernst und feierlich und machte wider meinen Willen Eindruck auf mich.

„Welches ist die Ansicht, die du eben erwähntest?“ fragte ich.

Als Antwort sah Poirot auf seine unförmige Uhr und fragte dann: „Wann geht nachmittags das Schiff von Calais ab?“

„Ungefähr um fünf Uhr, glaube ich.“

„Das ist ausgezeichnet. Wir werden gerade zurechtkommen.“

„Du fährst nach England?“

„Ja, mein Freund.“

„Weshalb?“

„Um möglicherweise einen Zeugen zu finden.“

„Wen?“

Mit einem etwas seltsamen Lächeln erwiderte Poirot: „Miss Bella Duveen.“

„Aber wie willst du sie finden, was weißt du von ihr?“

„Ich weiß nichts von ihr - aber ich kann mir einiges denken. Wir können als sicher annehmen, daß sie wirklich Bella Duveen heißt, und da ihr Name Gabriel Stonor irgendwie bekannt vorkam, wenn auch nicht in Zusammenhang mit der Familie Renauld, so ist es wahrscheinlich, daß sie der Bühne angehört. Jack Renauld war ein zwanzigjähriger Jüngling mit reichlich viel Geld. Man kann mit Sicherheit voraussetzen, daß seine erste Liebe auf der Bühne zu Hause war. Es paßt auch zu dem Versuch Monsieur Renaulds, sie mit einem Scheck abzufertigen. Ich denke schon, daß ich sie finden werde, besonders mit Zuhilfenahme von diesem da.“

Und er brachte die Fotografie zum Vorschein, die er in meiner Gegenwart der Schublade Jack Renaulds entnommen hatte. „In Liebe von Bella“, stand quer über einer Ecke, aber nicht dies fesselte meine Blicke, Die Ähnlichkeit war nicht in die Augen springend - doch für mich war sie unverkennbar. Es überlief mich kalt, als wäre mir unaussprechliches Unheil widerfahren.

Es war das Antlitz Cinderellas.

Einige Augenblicke lang stand ich wie erstarrt, das Bildnis noch in der Hand. Dann raffte ich all meinen Mut zusammen, um unbewegt zu scheinen, und gab es zurück. Zugleich warf ich einen schnellen Seitenblick auf Poirot. Hatte er etwas gemerkt? Zu meiner Beruhigung jedoch schien er mich nicht zu beachten. Das Ungewöhnliche meines Verhaltens mußte ihm entgangen sein.

Lebhaft sprang er auf.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir müssen in aller Eile Reisevorbereitungen treffen. Alles ist in Ordnung - das Meer wird ruhig sein!“

Im Tumult der Abreise hatte ich keine Zeit nachzudenken, aber einmal an Bord, vor Poirots Beobachtung sicher (der, wie gewöhnlich, die ausgezeichneten Ratschläge Dr. Laverguiers befolgte), nahm ich mich zusammen, um den Tatsachen gelassen zu begegnen. Was wußte Poirot alles? Hatte er davon Kenntnis, daß meine Reisebekanntschaft und Bella Duveen ein und dieselbe waren? Weshalb hatte er das Hotel du Phare aufgesucht? Geschah es meinetwegen, wie ich annahm? Oder hatte ich mir dummerweise dies nur eingebildet, und sein Besuch galt einem tieferen, unheilvolleren Zweck?

Aber weshalb bestand er darauf, dieses junge Mädchen zu finden? Vermutete er, daß sie gesehen hatte, wie Jack Renauld das Verbrechen beging? Oder verdächtigte er sie? Aber das war unmöglich! Das Mädchen hatte doch keinen Groll gegen den älteren Renauld, keinen erklärbaren Grund, seinen Tod zu wünschen. Was trieb sie zurück an den Schauplatz der Tat? Aufmerksam überdachte ich alle Ereignisse. Sie mußte den Zug in Calais verlassen haben, als ich mich an jenem Tage von ihr trennte. Kein Wunder also, daß ich sie auf dem Schiff nicht finden konnte. Wäre sie zum Speisen in Calais geblieben und dann mit dem Zug nach Merlinville gefahren, dann hätte sie gerade zu der von Francoise angegebenen Zeit in der Villa Genevieve eintreffen müssen. Was hatte sie getan, als sie knapp nach zehn Uhr das Haus verließ? Vermutlich hatte sie ein Hotel aufgesucht oder war nach Calais zurückgekehrt. Und dann? Das Verbrechen war am Dienstag abend begangen worden. Donnerstag morgen war sie wieder in Merlinville. Hatte sie indessen überhaupt Frankreich verlassen? Ich bezweifelte das sehr. Was hielt sie zurück- die Hoffnung, Jack Renauld zu sehen? Ich erzählte ihr (zur Zeit, da wir es alle glaubten), daß er auf hoher See, unterwegs nach Buenos Aires sei. Vielleicht wußte sie, daß die „Anzona“ nicht in See gestochen war.

Aber um dies zu wissen, mußte sie Jack gesprochen haben. Wollte Poirot dies in Erfahrung bringen? War Jack Renauld, als er zurückkehrte, um Marthe Daubreuil nochmals zu sehen, statt dessen Bella Duveen begegnet, dem Mädchen, das er verlassen hatte?

Ich begann klarer zu sehen. Wenn es sich wirklich so verhielt, so konnte dies Jack zu dem Alibi verhelfen, das er benötigte. Doch unter solchen Umständen war sein Schweigen schwer verständlich. Warum sagte er das nicht geradeheraus? Befürchtete er, daß seine frühere Liebschaft Marthe Daubreuil zu Ohren kommen könnte? Ich schüttelte unzufrieden den Kopf. Die Sache war doch harmlos genug gewesen, eine dumme Jungen- und Mädchengeschichte, und ich überlegte zynisch, daß der Sohn eines Millionärs kaum zu befürchten habe, von einem mittellosen französischen Mädchen, das ihn liebte, ohne zwingenden Grund den Laufpaß zu erhalten.

Ich fand die ganze Sache rätselhaft und unbefriedigend. Es war mir höchst unangenehm, durch Poirot an der Jagd nach dem Mädchen beteiligt zu sein, aber ich sah keinen anderen Ausweg, ohne ihm alles zu gestehen, und dies war ich aus mehreren Gründen nicht willens zu tun.

Frisch und lächelnd kam Poirot in Dover wieder zum Vorschein, und unsere Reise nach London verlief ereignislos. Es war neun Uhr vorbei, als wir ankamen,

und ich vermutete, wir würden uns schnurstracks in unsere Wohnung begeben und bis zum nächsten Morgen nichts mehr unternehmen. Aber Poirot dachte anders.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren, mon ami. Die Nachricht von der Verhaftung wird zwar nicht vor morgen nachmittag in den englischen Blättern stehen, aber trotzdem dürfen wir keine Zeit verlieren.“

Ich konnte seinem Gedankengang nicht ganz folgen und fragte nur, wie er das Mädchen zu finden beabsichtige.

„Du entsinnst dich doch des Theateragenten Joseph Aaron? Nein? Ich half ihm einmal in Angelegenheiten eines japanischen Ringkämpfers. Ich will dir nächstens einmal die kleine Geschichte erzählen. Er wird uns sicher den Weg weisen können, auf dem wir finden werden, was wir suchen.“

Es brauchte geraume Zeit, bis wir Mr. Aarons habhaft wurden, endlich aber, nach Mitternacht, waren wir so weit. Er begrüßte Poirot mit allen Anzeichen freudiger Überraschung und erklärte sich bereit, uns nach jeder Richtung hin zu Diensten zu sein.

„Es gibt auf den Brettern wenig, was mir unbekannt wäre“, sagte er liebenswürdig lächelnd.

„Ausgezeichnet, Mr. Aaron, ich suche nämlich ein Mädchen namens Bella Duveen.“

„Bella Duveen. Ich kenne den Namen, ich weiß ihn nur augenblicklich nicht unterzubringen. Was ist ihr Fach?“

„Das weiß ich nicht - doch hier ist ihre Fotografie.“

Mr. Aaron betrachtete sie eine Weile, dann hellte sein Gesicht sich auf.

„Hab's schon.“ Er schlug sich auf die Sehnen. „Die Duleibella Kids, bei Gott!“

„Die Duleibella Kids?“

„So ist es. Es sind Schwestern. Akrobatinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen. Nette kleine Varietenummer. Ich glaube, sie dürften jetzt irgendwo in der Provinz sein - wenn sie nicht gerade Erholungsurlaub nahmen. Die letzten zwei, drei Wochen waren sie in Paris.“

„Können Sie mir ganz genau ausfindig machen, wo sie sind?“

„Nichts leichter als das. Gehen Sie jetzt nach Hause, und morgen früh hören Sie von mir.“

Nach diesem Versprechen verabschiedeten wir uns. Man konnte sich auf sein Wort verlassen. Am nächsten Tage gegen elf Uhr erhielten wir ein gekritztes Billett.

„Die Schwestern Duleibella spielen im ‚Palace‘ in Coventry. Glückauf!“

Ohne weiteren Verzug begaben wir uns nach Coventry. Poirot erkundigte sich nicht erst im Theater, sondern löste Sperrsitze für die Abendvorstellung des Varietes.

Die Vorführungen waren über alle Maßen langweilig - oder vielleicht ließ meine Stimmung sie nur so scheinen. Japanische Familien balancierten die verschiedensten Dinge mit verblüffender Sicherheit, elegantseinsollende Männer, in grünlichen Abendanzügen und mit vorzüglich geglättetem Haar, stampften moderne Tänze in prachtvoller Vollendung. Umfangreiche Primadonnen sangen bis in die höchsten Höhen menschlicher Register, und ein Komiker bemühte sich mit wechselndem Erfolg.

Endlich wurde die Nummer aufgezogen, welche die Duleibella Kids ankündigte. Mein Herz schlug zum Zerspringen. Da war sie - oder eigentlich, da waren beide, ein Geschwisterpaar, die eine flachshaarig, die andere dunkel, gleich groß, mit kurzen duftigen Röckchen und riesenhaften braunen Schleifen. Sie sahen wie zwei sehr pikante Kinder aus. Sie begannen zu singen. Ihre Stimmen klangen frisch und echt, etwas dünn und varietèmäßig zwar, aber sympathisch.

Es war eine recht hübsche kleine Abwechslung. Sie tanzten niedlich und vollführten einige geschickte, kleine Akrobatenkunststücke. Die Texte ihrer Lieder waren frisch und gefällig. Als der Vorhang fiel, klang lauter Beifall. Die Duleibella Sisters waren offenbar ein Erfolg.

Plötzlich war mir, als könne ich nicht länger bleiben. Ich mußte an die Luft hinaus. Ich schlug Poirot vor, den Saal zu verlassen.

„Aber selbstverständlich, mon ami. Ich unterhalte mich und möchte bis zum Schluß bleiben. Ich folge dir später.“

Vom Theater bis zum Hotel waren nur wenige Schritte. Ich ging in die Halle, bestellte Soda mit Whisky und starrte nachdenklich in den leeren Kamin, während ich das Getränk schlürfte. Ich hörte, daß die Tür geöffnet wurde, und wandte den Kopf, in der Meinung, es sei Poirot. Dann sprang ich auf. Auf der Schwelle stand Cinderella. Sie sprach zögernd, und ihr Atem ging schwer.

„Ich sah Sie ganz vorn sitzen. Sie und Ihren Freund. Als Sie aufstanden, um fortzugehen, wartete ich draußen und folgte Ihnen. Weshalb kamen Sie nach Coventry? Was suchten Sie heute abend hier? War jener Mann neben Ihnen der Detektiv?“

Sie stand dort, und der Mantel, den sie über ihr Bühnenkostüm geworfen hatte, glitt von ihren Schultern. Ich sah die Blässe ihrer Wangen unter der Schminke und hörte die Angst aus ihrer Stimme. Und in diesem Augenblick verstand ich alles - verstand, weshalb Poirot sie suchte, verstand, was sie befürchtete, und verstand endlich auch mein eigenes Herz ...

„Ja“, sagte ich freundlich.

„Sucht er - nach mir?“ fragte sie flüsternd.

Dann, als ich nicht sofort antwortete, glitt sie an dem großen Fauteuil nieder und brach in heftiges, bitterliches Schluchzen aus.

Ich kniete neben ihr, nahm sie in die Arme und strich ihr das Haar aus dem Gesicht.

„Weinen Sie nicht, Kind, weinen Sie nicht, um Gottes willen. Hier sind Sie sicher. Ich will Sie schützen. Weinen Sie nicht, Liebling. Weinen Sie nicht. Ich weiß - ich weiß alles.“

„O nein, sicher nicht!“

„Ich glaube doch. "Und einen Augenblick später, als ihr Schluchzen nachließ, fragte ich: „Sie nahmen doch den Dolch, nicht wahr? Und deshalb verlangten Sie von mir, herumgeführt zu werden? Und deshalb gaben Sie vor, in Ohnmacht zu fallen?“

Wieder nickte sie. Welch sonderbarer Einfall, damals zu mir zu kommen. Wie tapfer hatte sie an jenem Tage ihre Rolle durchgeführt, wo sie doch innerlich bebend Folterqualen litt. Armes kleines Herz, das nun die Last einer im Impuls begangenen Tat zu tragen hatte.

„Weshalb nahmen Sie den Dolch?“ fragte ich jetzt.

Sie antwortete einfach, wie ein Kind: „Ich fürchtete, es könnten Fingerabdrücke darauf gefunden werden.“

„Erinnerten Sie sich denn nicht mehr, daß Sie Handschuhe trugen?“

Sie schüttelte verblüfft den Kopf und sagte langsam: „Werden Sie mich der Polizei angeben?“

„Gütiger Gott, nein!“

Ihre Augen suchten die meinen und blickten mich lange und ernsthaft an, dann fragte sie mit leiser schüchterner Stimme, als hätte sie Angst vor sich selbst: „Warum nicht?“

Es war wohl nicht der Ort und nicht die Zeit für eine Liebeserklärung - und Gott weiß, mein Leben lang hätte ich mir nicht vorgestellt, daß die Liebe in dieser Art über mich kommen werde.

Aber nun antwortete ich schlicht: „Weil ich Sie liebe, Cinderella.“

Sie neigte wie verschämt den Kopf und flüsterte beinahe tonlos: „Das können Sie nicht - nein, das können Sie nicht - wenn Sie wissen -“ Und dann, als ob sie sich gefaßt hätte, trat sie mir trotzig entgegen und fragte: „Was wissen Sie denn überhaupt?“

„Ich weiß, daß Sie Monsieur Renauld aufgesucht haben. Er bot Ihnen einen Scheck, den Sie entrüstet in Stücke rissen. Dann verließen Sie das Haus -“ Ich hielt inne.

„Weiter - was dann?“

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt war, daß Jack Renauld in jener Nacht kommen würde, oder ob Sie auf gut Glück auf die Gelegenheit warteten, ihn zu sehen - aber jedenfalls warteten Sie. Vielleicht fühlten Sie sich gerade recht unglücklich und gingen planlos hin und her - jedenfalls waren Sie vor zwölf Uhr noch in nächster Nähe und erblickten einen Mann auf dem Golfplatz -“

Wieder hielt ich inne. Ich hatte die Wahrheit blitzartig erfaßt, als sie ins Zimmer getreten war, aber nun nahm das Bild immer deutlichere Formen an. Ich sah das eigenartige Muster des Mantels vor mir, mit dem der Leichnam Monsieur Renaulds bekleidet war, und mir fiel die verblüffende Ähnlichkeit ein, die, als der Sohn in unsere Versammlung im Salon einbrach, mich erschreckte, weil ich einen Augenblick lang dachte, der Ermordete sei von den Toten auferstanden.

„Weiter“, drängte das junge Mädchen.

„Ich stelle mir vor, sein Rücken war Ihnen zugewandt und Sie erkannten ihn - oder glaubten ihn zu erkennen. Sein Gang war Ihnen vertraut, ebenso das Muster seines Mantels.“ Ich hielt inne. „Sie erzählten mir auf unserer gemeinsamen Fahrt von Paris, daß Sie italienisches Blut in den Adern hätten, wodurch Ihnen schon einmal beinahe große Unannehmlichkeiten erwachsen wären. Sie drohten Jack Renauld in einem Ihrer Briefe. Als Sie ihn dort erblickten, steigerte sich Ihre Wut und Eifersucht zum Wahnsinn - und Sie stießen zu. Ich glaube keinen Augenblick, daß es Ihre Absicht war, ihn zu töten. Aber Sie töteten ihn, Cinderella.“

Sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und sagte mit erstickter Stimme: „Sie haben recht ... Sie haben recht ... Ich sehe es vor mir, wie Sie es erzählen.“ Und beinahe wild fuhr sie fort. „Und Sie lieben mich? Trotz allem lieben Sie mich?“

„Ich weiß nicht“, sagte ich ein wenig unsicher. „Ich denke, die Liebe ist nun einmal so - ein Ding, wogegen es keine Hilfe gibt. Ich versuchte, dagegen anzukämpfen vom Tage unserer ersten Begegnung an. Aber die Liebe war stärker als ich.“

Und dann plötzlich, als ich es am wenigsten erwartete, brach sie wieder zusammen, warf sich zu Boden und schluchzte wild. „Oh, ich kann nicht“, schrie sie. „Ich weiß nicht, was ich tun soll. Oh, wenn nur irgend jemand Mitleid mit mir hätte und mir sagte, was ich tun soll!“

„Ängstigen Sie sich nicht, Bella. Um Gottes willen, ängstigen Sie sich nicht! Ich liebe Sie, es ist wahr, - aber ich erwarte keine Gegenliebe. Ich möchte Ihnen nur helfen. Lieben Sie ihn nur weiter, wenn Sie nicht anders können, aber erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen, da er es nicht kann.“

Erst schien sie wie zu Stein erstarrt. Dann hob sie den Kopf und blickte mich an. „Das glauben Sie?“ flüsterte sie. „Sie glauben, daß ich Jack Renauld liebe?“

Dann schlang sie leidenschaftlich ihre Arme um meinen Hals und schmiegte halb lachend, halb weinend ihr süßes, tränenfeuchtes Antlitz an meine Wange.

„Nicht so, wie ich Sie liebe“, flüsterte sie. „Nie habe ich ihn so geliebt!“

Ihre Lippen berührten meine Wangen, dann - suchte sie meinen Mund und küßte mich wieder voll Zärtlichkeit und beinahe unwirklicher Glut. Ihre Leidenschaft und meine Verwunderung darüber vergesse ich nie - nie, so lange ich lebe!

Von der Tür kam ein Geräusch, das uns aufblicken ließ. Dort stand Poirot und sah uns zu.

Ich zögerte nicht. Mit einem Sprung war ich an seiner Seite und umklammerte seine Hände.

„Rasch“, sagte ich zu dem Mädchen. „Verschwinden Sie, so schnell Sie können. Ich halte ihn fest.“

Sie warf mir einen Blick zu und flog aus dem Zimmer, an uns vorbei. Ich hielt Poirot mit eisernem Griff.

„Mon ami“, bemerkte er sanft, „solche Dinge machst du ausgezeichnet. Der starke Mann hält mich mit Gewalt, und ich bin hilflos wie ein Kind. Aber all dies ist unbequem und etwas lächerlich. Kommen wir zur Ruhe.“

„Du wirst sie nicht verfolgen?“

„Du liebe Güte - nein. Bin ich Giraud? Laß mich los, mein Freund.“

Ich ließ ihn aus der Umklammerung, behielt ihn aber mißtrauisch im Auge, da ich ihm das Kompliment machen mußte, daß er mir an Schlauheit weit überlegen war. Er sank in einen Lehnstuhl und befühlte besorgt seine Arme.

„Du bist stark wie ein Stier, wenn du gereizt bist, Hastings! Und denkst du, daß du dich anständig gegen deinen alten Freund behahmst? Ich zeige dir das Bild des Mädchens, und du erkennst es, sagst aber kein Wort.“

„Es war keine Veranlassung dazu, da du wußtest, daß ich sie erkannte“, sagte ich etwas bitter.

So hatte es Poirot die ganze Zeit gewußt! Ich hatte ihn nicht einen Moment täuschen können.

„Ta, ta! Du wußtest nicht, daß ich es wußte. Und heute abend verhilfst du dem Mädchen zur Flucht, nachdem wir sie endlich mit so viel Mühe gefunden hatten.“

Schön - nun kommt es darauf an - willst du von nun an mit mir oder gegen mich arbeiten, Hastings?"

Eine Weile schwieg ich. Es war mir schmerzlich, mit meinem alten Freund zu brechen. Doch mußte ich mich endgültig gegen ihn stellen. Ich fragte mich, ob er mir je vergeben würde. Bis jetzt war er merkwürdig ruhig geblieben, aber ich kannte seine bewundernswerte Selbstbeherrschung.

„Poirot", sagte ich, „es tut mir leid - ich weiß, daß ich mich schlecht gegen dich benahm. Doch man hat manchmal keine Wahl. Und in Zukunft muß ich meinen eigenen Weg gehen."

Poirot nickte mehrmals.

„Ich verstehe", sagte er. Der spöttische Schimmer in seinen Blicken erstarb, und er sprach so aufrichtig und gütig, daß ich mich wundern mußte. „So ist es, mein Freund, nicht wahr? Die Liebe ist gekommen - nicht wie du es dir vorstelltest - triumphierend mit Pauken und Trompeten, sondern traurig - mit wunden Füßen. Nun, nun - ich warnte dich. Als ich erriet, daß dieses Mädchen den Dolch entwendet haben mußte, warnte ich dich. Vielleicht weißt du es noch. Aber schon war es zu spät. Sage mir aber, was weißt du alles?"

„Ich sah ihm gerade in die Augen.

„Du wirst mir nichts erzählen, was mich überraschen könnte, Poirot. Du verstehst mich. Aber für den Fall, daß du die Absicht hättest, die Suche nach Miss Duveen wiederaufzunehmen, sollst du eines klar und deutlich wissen. Wenn du dir einbildest, daß sie in das Verbrechen verwickelt war oder daß sie mit jener mysteriösen Dame identisch ist, die damals Monsieur Renauld aufsuchte, so irrst du dich. Ich reiste an jenem Tage mit ihr aus Frankreich zurück, und wir trennten uns in Victoria Station, so daß es für sie glatt unmöglich war, an jenem Abend in Merlinville gewesen zu sein."

„Ah", Poirot blickte mich gedankenvoll an. „Und du würdest dies vor Gericht beschwören?"

„Höchstwahrscheinlich."

Poirot stand auf und verbeugte sich: „Mon ami! Es lebe die Liebe! Liebe kann Wunder wirken. Es ist direkt genial, was du da ausgedacht hast. Das täuscht sogar Hercule Poirot!"

Nach einer so erregten Aussprache, wie ich sie eben beschrieb, mußte die Reaktion eintreten. Triumphierend begab ich mich an diesem Abend zur Ruhe, doch ich erwachte mit dem Bewußtsein, daß alle Gefahren noch nicht beseitigt waren. Allerdings war in dem Alibi, das ich so plötzlich konstruiert hatte, keine Lücke zu finden. Wenn ich auf meiner Erzählung beharrte, war nicht einzusehen, wie man das Mädchen schuldig sprechen konnte. Es bestand keine alte Freundschaft zwischen uns, um den Verdacht zu rechtfertigen, daß ich einen Meineid schwor. Ich konnte beweisen, daß ich das Mädchen nur dreimal gesehen hatte. Nein, mein Einfall befriedigte mich noch immer - hatte nicht selbst Poirot zugegeben, daß er gut war?

Aber da hieß es nun schlau ans Werk gehen. Es war ja sehr schön von meinem kleinen Freund, daß er zugab, momentan in die Enge getrieben worden zu sein. Ich hatte viel zuviel Respekt vor seinen Fähigkeiten, um mich in dieser Situation wohl zu fühlen. Ich hatte nur eine sehr bescheidene Meinung von meinem Verstand, wenn es sich darum handelte, ihn dem seinen gegenüberzustellen. Poirot würde es nichts ausmachen, scheinbar zu unterliegen. Irgendwie würde er versuchen, den Spieß umzudrehen, und zwar gerade in einer Weise und zu einer Zeit, da ich es am wenigsten erwartete.

Am nächsten Morgen trafen wir uns beim Frühstück, als ob nichts vorgefallen wäre. Poirots gute Stimmung war unerschütterlich, doch schien es mir, als entdeckte ich eine leise Zurückhaltung in seinem Wesen, die mir neu war. Nach dem Frühstück kündigte ich meine Absicht an, ein wenig bummeln zu gehen. Da streifte mich ein boshafter Blick aus Poirots Augen.

„Wenn du eine Auskunft haben willst, brauchst du dich nicht zu bemühen. Ich kann dir alles sagen, was du zu erfahren wünschst. Die Duleibella Sisters haben ihren Kontrakt gebrochen und sind von Coventry abgereist - unbekannt wohin.“

„Ist das wirklich wahr, Poirot?“

„Du kannst es mir glauben, Hastings. Gleich heute morgen zog ich Erkundigungen ein. Was hättest du schließlich anders erwartet?“

Allerdings - unter diesen Umständen war nichts anderes zu erwarten gewesen. Cinderella hatten den schwachen Vorsprung benutzt, den ich ihr hatte verschaffen können, und würde sicher keine Minute verlieren, sich aus dem Bereich des Verfolgers zu entfernen. Das hatte ich ausgeheckt und beabsichtigt. Nichtsdestoweniger wußte ich, daß ich mich in ein Netzwerk neuer Schwierigkeiten verstrickt hatte. Ich hatte keine Möglichkeit, mich mir dem Mädchen zu verständigen, und es war doch von höchster Wichtigkeit, daß sie erfuhr, welche Verteidigungsmöglichkeit mir eingefallen war. Natürlich war es denkbar, daß sie auf irgendeine Weise versuchen würde, mir ein Wörtchen zukommen zu lassen, aber ich glaubte nicht recht daran. Sie wußte, welche Gefahr ihr drohte, wenn ihre Botschaft von Poirot aufgefangen würde. So war es für sie das einzig Richtige, für einige Zeit vollständig zu verschwinden.

Aber was würde Poirot indessen beginnen? Ich beobachtete ihn genau. Er trug seine unschuldigste Miene zur Schau und blickte nachdenklich in die Ferne. Doch er sah zu gelassen und sorglos drein, um mich beruhigen zu können. Ich hatte mit Poirot die Erfahrung gemacht, daß er um so gefährlicher war, je unschuldiger er blickte. Seine Ruhe versetzte mich in Aufregung. Als er den ängstlichen Ausdruck meines Gesichtes wahrnahm, lächelte er gutmütig.

„Du zerbrichst dir den Kopf, Hastings? Du fragst dich, weshalb ich mich nicht auf die Verfolgung stürze?“ „Ja - ungefähr.“

„Du würdest das tun, wenn du an meiner Stelle wärest. Aber ich gehöre nicht zu jenen, die einen Genuß darin finden, in einem Lande hin und her zu rasen, um eine Nadel in einem Heuschaber zu suchen, wie ihr Engländer sagt. Nein - laß Mademoiselle Bella Duveen nur laufen. Wenn es an der Zeit ist, werde ich wahrscheinlich imstande sein, sie zu finden. Bis dahin begnüge ich mich zu warten.“

Ich starrte ihn zweifelnd an. Versuchte er mich irrezuführen? Ich hatte das irritierende Gefühl, daß er sogar jetzt Herr der Situation sei. Mein Gefühl der Überlegenheit schwand zusehends. Ich hatte die Flucht des Mädchens ermöglicht und einen glanzvollen Plan ausgearbeitet, um die Folgen ihrer übereilten Tat von ihr abzuwenden - aber ich konnte meiner Gedanken nicht froh werden. Poirots vollkommene Ruhe erweckte tausenderlei Befürchtungen.

„Poirot, ich vermute“, sagte ich ein wenig schüchtern, „daß ich nach deinen weiteren Plänen nicht fragen darf? Ich habe mir dieses Recht verscherzt.“

„Aber durchaus nicht. Sie sind kein Geheimnis. Wir kehren unverzüglich nach Frankreich zurück.“

„Wir?“

„Ganz richtig - ‚wir‘! Du weißt ganz gut, daß du es dir nicht erlauben kannst, Papa Poirot aus den Augen zu verlieren. Nun? Oder nicht, mein Freund? Aber bitte, bleibe selbstverständlich in England, wenn du willst -“

Ich schüttelte den Kopf. Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich durfte ihn nicht aus den Augen verlieren. Obwohl ich nicht erwarten konnte, nach allem, was vorgefallen war, weiter sein Vertrauter zu bleiben, war >-s mir doch möglich, seine Handlungen zu überwachen. Die einzige Gefahr für Bella war er. Giraud und der französischen Polizei war ihr Vorhandensein gleichgültig. Ich mußte mich daher um jeden Preis an Poirots Fersen heften.

Während mir diese Überlegungen durch den Kopf gingen, betrachtete Poirot mich aufmerksam und nickte dann zufrieden.

„Ich habe also recht, nicht wahr? Und da du imstande wärest, den Versuch zu machen, mir in irgendeiner albernen Verkleidung zu folgen - mit einem falschen Bart zum Beispiel, den jeder natürlich bemerken würde - ziehe ich es vor, daß wir gemeinsam reisen. Es würde mich sehr ärgern, wenn irgend jemand sich über dich lustig machte.“

„Sehr gut also. Aber ich will dich warnen -“

„Ich weiß - ich weiß alles. Du bist mein Feind! Sei denn mein Feind! Das regt mich nicht auf.“

„Solange es fair und offen und ehrlich ist - meinetwegen.“

„Du besitzt die englische Eigenschaft des ‚fair play‘ zur Genüge! Nun, da deine Bedenken beschwichtigt sind, reisen wir unverzüglich. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Unser Aufenthalt in England war kurz, hat aber genügt. Ich weiß - was ich wissen wollte.“

Der Ton war leicht, aber für mich drang verschleierte Drohung aus seinen Worten.

„Doch -“ begann ich und stockte.

„Doch - wie du sagst! Dich befriedigt offenbar die Rolle, die du spielst. Ich - ich beschäftige mich mit Jack Renauld.“

Jack Renauld! Ich fuhr auf! Ich hatte den Stand der Dinge vollkommen vergessen. Jack Renauld im Gefängnis, und über ihm der drohende Schatten der Anklage. Ich sah nun die Rolle, die ich spielte, in düsterem Licht. Ich konnte Bella retten, ja - aber ich lief dabei Gefahr, einen Unschuldigen dem Tode auszuliefern.

Voll Abscheu wies ich den Gedanken von mir. Das konnte nicht sein. Er würde freigesprochen werden. Man würde ihn sicher freisprechen. Aber wieder beschlich mich kalte Angst. Angenommen, er würde nicht freigesprochen? Was dann?

Konnte ich das auf mein Gewissen nehmen - Welch furchtbarer Gedanke! Würde es schließlich so enden? Eine Entscheidung! Bella oder Jack Renauld? Das schnelle Pochen meines Herzens sagte, ich müsse das Mädchen, das ich liebe, retten, was immer es mich kosten möge. Aber durch ein Menschenopfer? Das änderte die Sache.

Was würde sie dazu sagen? Ich erinnere mich, daß kein Wort über Jack Renaulds Verhaftung über meine Lippen gekommen war. Bis jetzt befand sie sich in völliger Unkenntnis des Umstandes, daß ihr ehemaliger Freund unter Verdacht des scheußlichen Verbrechens, das er nicht begangen hatte, verhaftet worden war. Wenn sie es erfuhr, wie würde sie sich dazu stellen? Würde sie ihr Leben auf Kosten des seinen retten wollen? Selbstverständlich durfte sie nichts Übereiltes tun. Jack. könnte und würde wahrscheinlich ohne ihr Dazwischentreten freigesprochen werden. Wenn dies der Fall war, war ja alles gut. Aber wenn nicht? Das war das schreckliche, das unlösbare Problem. Ich nahm an, daß sie nicht die strengste Strafe zu gewärtigen hatte. Die Umstände des Verbrechens lagen ja in ihrem Falle ganz anders. Sie konnte Eifersucht und äußerste Herausforderung vorbringen, und ihre Jugend und Schönheit würden das übrige tun. Die Tatsache, daß infolge eines tragischen Irrtums M. Renauld statt seines Sohnes die Zeche bezahlt hatte, würde an dem Motiv nichts ändern. Aber für jeden Fall mußte das Urteil eine lange Kerkerstrafe bedeuten.

Nein, Bella mußte geschützt werden. Und gleichzeitig mußte man Jack Renauld retten. Wie dies zu machen war, sah ich noch nicht klar. Aber ich baute auf Poirot. Er mußte helfen! Komme, was da wolle, er würde es fertigbringen, einen Unschuldigen zu retten. Er mußte einen anderen als den wirklichen Vorwand finden. Es mochte schwer sein, aber er würde es schon irgendwie fertigbringen. Und wenn dann Bella nicht verdächtigt und Jack Renauld freigesprochen wurde, dann war alles zu einem guten Ende gekommen.

So sagte ich mir immer wieder, aber in der Tiefe meines Herzens lauerte es wie kalte Angst.

## 24

Wir kreuzten am Abend mit dem Schiff von England hinüber und trafen des Morgens in St. Omer ein, wohin Jack Renauld gebracht worden war. Poirot begab sich unverzüglich zu M. Hautet. Da er keinen Einspruch dagegen erhob, daß ich ihn begleitete, blieb ich bei ihm.

Nach Formalitäten und Verhandlungen verschiedenster Art wurden wir in das Zimmer des Untersuchungsrichters geführt. Er begrüßte uns herzlich.

„Ich hörte, Sie seien nach England zurückgekehrt, Monsieur Poirot. Ich freue mich, daß das Gerücht sich nicht bestätigt.“

„Es ist richtig, daß ich hinüberfuhr, Monsieur, aber nur zu einem flüchtigen Besuch. Eine Nebenfrage, die aber, wie mir schien, von großer Wichtigkeit für die Untersuchungen sein konnte.“ „Und war sie es -?“

Poirot zuckte die Achseln. M. Hautet nickte und seufzte. „Ich fürchte, wir werden uns bescheiden" müssen. Giraud hat wohl furchtbare Manieren, aber er ist gewiß begabt! Wenig Aussicht, daß er sich irren könnte!" „Sie glauben nicht?"

Nun war es an dem Untersuchungsrichter, mit den Achseln zu zucken.

„Also, ehrlich gesprochen - und streng vertraulich selbstverständlich -, können Sie zu einem anderen Schluß gelangen?"

„Ehrlich gesprochen scheint es mir, daß es noch viele dunkle Punkte gibt."

„Und die sind ...?"

Doch Poirot ließ sich nicht ausholen.

„Ich habe sie noch nicht zusammengestellt", bemerkte er. „Es war nur eine allgemeine Bemerkung. Ich mochte den jungen Mann gut leiden und würde tief bedauern, ihn eines so abscheulichen Verbrechens schuldig finden zu müssen. Wie verteidigt er sich übrigens?"

Der Richter runzelte die Stirn,

„Ich kann ihn nicht begreifen. Er scheint unfähig zu sein, sich irgendeine Verteidigung zurechtzulegen. Es war sehr schwer, ihn zur Beantwortung der Fragen zu bewegen. Er beschränkt sich auf beharrliches Leugnen, und darüber hinaus verschanzt er sich hinter hartnäckigstem Schweigen. Ich werde ihn morgen nochmals vernehmen. Vielleicht wäre es Ihnen angenehm, dabei zu sein?"

Wir nahmen die Einladung gerne an.

„Ein zweifelhafter Fall!" sagte der Richter seufzend. „Ich habe tiefstes Mitgefühl mit Madame Renault."

„Wie geht es ihr?"

„Sie hat das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Einesteils ist es aber ein Glück für die arme Frau, da ihr dadurch viel erspart wird. Die Ärzte sagen, es bestehe keine Gefahr, es müsse ihr aber nach Möglichkeit jede Erregung ferngehalten werden bis sie wieder bei Besinnung sei. Wenn ich recht verstehe, hat wohl der Schreck mindestens soviel zu ihrem jetzigen Zustand beigetragen wie der Fall. Es wäre furchtbar, wenn ihr Verstand gelitten hätte; aber es würde mich durchaus nicht wundern - nein, durchaus nicht."

Monsieur Hautet lehnte sich zurück, schüttelte den Kopf, als ob er traurig, doch zugleich mit Genuß jener düsteren Aussicht entgegen sähe.

Darin richtete er sich gerade auf und bemerkte unvermittelt:

„Da fällt mir eben ein: Hier habe ich einen Brief für Sie, Monsieur Poirot." Er durchstöberte seine Papiere. Endlich fand er das Schreiben und händigte es Poirot ein. „Es wurde mir verschlossen zugestellt, mit der Bitte, es an Sie weiterzuleiten", erklärte er. „Da Sie aber keine Adresse zurückließen, mußte ich davon absehen."

Neugierig betrachtete Poirot den Brief. In langen, schrägen, fremdartigen Zügen, in ausgesprochener Frauenhandschrift war die Adresse geschrieben. Poirot öffnete den Brief nicht. Er steckte ihn ein und erhob sich.

„Dann auf morgen. Vielen Dank für Ihr Entgegenkommen und Ihre Liebenswürdigkeit."

»Aber bitte sehr. Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung. Diese jungen Detektive, Schule Giraud, gleichen einander alle - es sind unhöfliche, spöttische Gesellen. Sie wollen nicht einsehen, daß ein Untersuchungsrichter meiner - hm - Erfahrung einen

gewissen Scharfsinn haben muß. Die Höflichkeit der alten Schule sagt mir unvergleichlich besser zu. Deshalb, lieber Freund, verfügen Sie über mich, wie es Ihnen beliebt. Wir verstehen doch auch etwas davon, wir beide - nicht?"

Und M. Hautet verabschiedete sich herzlich lachend von uns. Er war von sich und uns begeistert. Es tut mir leid, berichten zu müssen, daß Poirots erste Bemerkung war, als wir den Gang entlangschritten: „Ein fideler alter Trottel! Von direkt mitleiderregender Dummheit!"

Eben als wir das Gebäude verließen, kam uns Giraud entgegen, der, eingebildeter denn je zuvor, mit sich äußerst zufrieden schien.

„Aha, Monsieur Poirot", rief er. „Sie sind also wieder aus England zurück?"

„Wie Sie sehen", sagte Poirot.

„Ich denke, die ganze Angelegenheit steht kurz vor ihrem Abschluß."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Monsieur Giraud."

Poirot sprach mit gedämpfter Stimme. Seine betrübte Miene schien den anderen zu entzücken.

„Oh, über diese wässerigen Verbrecher! Keine Spur von Selbstverteidigung! Es ist zu merkwürdig!"

„So merkwürdig, daß es zu denken gibt, nicht wahr?" warf Poirot sanft dazwischen.

Aber Giraud hörte nicht einmal. Er wirbelte nervös seinen Spazierstock. „Guten Tag denn, Monsieur Poirot. Ich freue mich, daß Sie sich schließlich mit der Schuld des Jungen Renauld abgefunden haben."

„Pardon, ich habe mich durchaus nicht abgefunden. Jack Renauld ist unschuldig."

Giraud starrte einen Augenblick wortlos, dann brach er in helles Lachen aus, schlug sich bedeutungsvoll an *Sie* Stirn und bemerkte kurz: „Verrückt!"

Poirot richtete sich auf. Gefährlich blitzten seine Augen: „Monsieur Giraud, während der ganzen Dauer unserer gemeinsamen Arbeit hatten Sie es darauf angelegt, mich zu beleidigen. Sie verdienen eine Lehre. Ich bin bereit, um 500 Francs zu wetten, daß ich den Mörder Monsieur Renaulds vor Ihnen finden werde. Einverstanden?"

Giraud sah ihn hilflos an und flüsterte nochmals: „Verrückt." „Nun also", drängte Poirot, „ist es abgemacht?" „Ich habe kein Verlangen, Sie Ihres Geldes zu berauben." „Seien Sie beruhigt - es wird nicht dazu kommen!" „Oh, dann bin ich einverstanden. Sie sprechen davon, daß meine Art Sie beleidigt hätte! Nun, die Ihre hat mich des öfteren gehörig geärgert."

„Ich bin entzückt, das zu hören", sagte Poirot. »Guten Morgen, Monsieur Giraud. Komm, Hastings."

Als wir die Straße hinabgingen, sprach ich kein Wort. Mein Herz war schwer. Poirot hatte seine Absichten nur zu deutlich durchblicken lassen. Mehr als je zweifelte ich, daß es mir möglich sein würde, Bella vor den Folgen ihrer Tat zu schützen. Das unglückselige Zusammentreffen mit Giraud hatte Poirot gereizt und zur Aufbietung aller Kraft angespornt.

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, und als ich mich umwandte, stand Gabriel Stonor vor mir. Wir blieben stehen und begrüßten ihn, und er machte sich erbötig, uns ins Hotel zurückzubegleiten.

„Was tun Sie hier, Monsieur Stonor?“ forschte Poirot. „Man muß zu seinen Freunden stehen“, gab der andere trocken zurück. „Besonders wenn sie falsch beschuldigt werden.“

„So glauben Sie also nicht, daß Jack Renauld das Verbrechen beging?“ fragte ich begierig.

„Natürlich glaube ich es nicht. Ich kenne den Burschen. Ich gebe zu, daß ein oder zwei Punkte dieser Geschichte mich vollständig überrumpelten, aber trotz seiner tollen Stellungnahme werde ich nie glauben, daß Jack Renauld ein Mörder ist.“

Das machte mir den Sekretär sympathisch. Seine Worte nahmen eine geheime Last von meiner Seele.

„Ich zweifle nicht daran, daß viele wie Sie empfinden“, rief ich. „Es ist wirklich lächerlich wenig Belastungsmaterial gegen ihn vorhanden. Ich möchte behaupten, daß er bestimmt freigesprochen wird - bestimmt.“

Jedoch Stonors Antwort fiel nicht ganz so aus, wie ich wünschte. „Ich gäbe viel darum, könnte ich Ihre Ansicht teilen“, sagte er ernst. Dann wandte er sich an Poirot. „Was halten Sie davon, Monsieur?“

„Ich denke, daß die Sache für ihn sehr ungünstig steht“, sagte Poirot ruhig.

„Glauben Sie an seine Schuld?“ fragte Stonor scharf. „Nein. Aber ich meine, es dürfte ihm schwerfallen, seine Unschuld zu beweisen.“

„Er benimmt sich verdammt wunderlich“, murmelte Stonor. „Allerdings bin ich überzeugt, daß viel mehr hinter der Sache steckt, als auf den ersten Blick zu sehen ist. Giraud ist nicht der richtige Mann, denn er ist ein Außenstehender, aber das Ganze ist eine verdammt merkwürdige Angelegenheit. Er macht so viel unnütze Worte. Wenn Madame Renauld etwas vertuschen will, werde ich mich nach ihr richten. Es ist ihre Sache, und ich achte ihren Scharfsinn viel zu sehr, um meine eigenen Ansichten aufzudrängen, aber ich kann mir Jacks Haltung nicht erklären. Man ist versucht anzunehmen, daß er für schuldig gehalten werden will.“

„Aber das ist lächerlich“, warf ich ein. „Erstens der -“ Ich hielt inne, da ich nicht wußte, inwiefern Poirot meine Einmischung billigen würde. Ich fuhr fort, wählte aber sorgfältig die Worte. „Wir wissen, daß der Dolch an jenem Abend nicht in Jacks Händen sein konnte. Madame Renauld weiß es.“

„Richtig“, sagte Stonor. „Nach ihrer Genesung wird sie sicher das und noch mehr sagen. Nun muß ich Sie aber verlassen.“

„Einen Augenblick.“ Poirot hielt ihn zurück. „Können Sie es einrichten, daß ich benachrichtigt werde, wenn Madame Renauld wieder zur Besinnung kommt?“ „Gewiß. Das ist leicht zu machen.“

„Der Hinweis auf den Dolch ist gut, Poirot“, betonte ich, als wir die Treppen hinaufstiegen. „Ich wollte vor Stonor nicht so deutlich werden.“

„Das war sehr recht von dir. Wir wollen unsere Weisheit lieber so lange wie möglich für uns behalten. Was aber den Dolch betrifft, wird dieser Hinweis Jack Renauld kaum herausreißen. Entsinnst du dich, daß ich heute früh vor unserer Abreise aus London für eine Stunde fort war?“ „Ja.“

„Nun, ich war bemüht, jene Fabrik ausfindig zu machen, in der Jack Renault seine Andenken anfertigen ließ. Es war nicht sehr schwer. Nun, Hastings, ich fürchte, die Sache mit dem Dolch wird uns nicht helfen, ihn der Strafe zu entziehen.“ „Dazu darf es nicht kommen“, rief ich gequält. Poirot schüttelte unsicher den Kopf.

„Du wirst ihn retten“, rief ich bestürzt. „Machtest du es mir nicht unmöglich, mein Freund?“ „Du mußt einen Ausweg finden“, murrte ich.

„Ah, Sapristi! Du verlangst Ja Wunder von mir! Nein - kein Wort weiter. Sehen wir lieber nach, was da drin steht.“

Er zog den Brief aus der Brusttasche.

Während des Lesens verzog er das Gesicht, dann reichte er mir das dünne Briefblatt.

„Auch andere Frauen leiden, Hastings!“

Die Schriftzüge waren verschwommen, und der Brief schien in großer Erregung zu Papier gebracht.

„Lieber M. Poirot!

Ich bitte Sie, mir nach Erhalt dieses Briefes zu Hilfe zu kommen. Ich weiß niemanden, an den ich mich wenden könnte, und Jack muß gerettet werden, koste es, was es wolle. Ich flehe auf meinen Knien, bitte, helfen Sie uns.

Marthe Daubreuil.“

Gerührt gab ich den Brief zurück.

„Wirst du hingehen?“

„Sofort. Wir nehmen ein Auto.“

Eine halbe Stunde später betraten wir die Villa Marguerite. Marthe empfing uns an der Tür und geleitete Poirot ins Haus, wobei sie eine seiner Hände mit ihren beiden umklammert hielt.

„Oh, Sie sind gekommen - wie lieb von Ihnen! Ich war der Verzweiflung nahe, da ich nicht wußte, was zu tun sei. Man will mir nicht einmal erlauben, ihn im Gefängnis zu besuchen. Ich leide fürchterlich, ich bin fast toll. Ist das richtig, was sie sagen, daß er seine Schuld gar nicht leugne? Das ist ja Wahnsinn. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er es tat! Nicht einen Augenblick glaube ich daran.“

„Auch ich glaube nicht daran, Mademoiselle“, sagte Poirot ernst.

„Aber warum spricht er dann nicht? Ich kann es nicht begreifen.“

„Vielleicht will er jemand schützen“, deutete Poirot an, indem er sie beobachtete.

Marthe blickte finster drein.

„Jemanden schützen? Meinen Sie seine Mutter? Ah, ich verdächtigte sie von Anfang an. Wer erbt das ganze, große Vermögen? Sie. Witwenkleider anlegen und Trauer heucheln ist nicht schwer. Und man sagt, als er verhaftet wurde, sei sie so hingefallen!“ Sie machte eine dramatische Bewegung. „Und Monsieur Stonor, der Sekretär, war ihr ganz sicher behilflich. Sie haben es dick hinter den Ohren, die beiden. Zwar ist sie älter als er – aber was fragt ein Mann danach - wenn die Frau reich ist.“ Bitterkeit klang aus ihrer Stimme.

„Stonor war in England“, warf ich ein.

„So sagt er - aber wer weiß es?"

„Mademoiselle", sagte Poirot ruhig, „wenn wir gemeinsam vorgehen sollen, Sie und ich, muß völlige Klarheit zwischen uns sein. Vor allem muß ich eine Frage an Sie richten."

„Bitte, Monsieur."

„Ist Ihnen der wirkliche Name Ihrer Mutter bekannt?"

Marthe starrte ihn einen Augenblick an, dann barg sie den Kopf in den Händen und brach in Tränen aus.

„Na, na", sagte Poirot und klopfte ihr auf die Schulter. „Beruhigen Sie sich, Kleine, ich sehe, daß Sie es wissen. Nun eine zweite Frage: Wußten Sie, wer Monsieur Renauld war?"

„Monsieur Renauld?" Sie blickte Poirot verwundert an.

„Ah, ich sehe, das wissen Sie nicht. Nun hören Sie mir aufmerksam zu."

Schritt für Schritt ging er den Fall durch, so wie er es mir gegenüber am Tag unserer Abreise nach England getan hatte. Marthe lauschte wie gebannt. Als er geendet hatte, atmete sie schwer.

„Sie sind ja wundervoll - bewundernswert! Sie sind der größte Detektiv der Welt."

Schnell schlüpfte sie von ihrem Stuhl und kniete mit echt französischem Überschwang vor ihm nieder.

„Retten Sie ihn Monsieur", rief sie. „Ich liebe ihn so sehr. Oh, retten Sie ihn - retten Sie ihn - retten Sie ihn!"

## 25

Am nächsten Vormittag wohnten wir dem Verhör Jack Renaulds bei. Ich war erschüttert über die Veränderung, die in der kurzen Zeit mit dem Gefangenen vor sich gegangen war. Seine Wangen waren eingefallen, tief umrandert seine Augen, und er blickte verstört und wirr, wie einer, der viele Nächte den Schlaf vergebens suchte. Er zeigte keinerlei Gemütsbewegung, als er uns erblickte.

Der Gefangene und sein Rechtsbeistand, Maure Grosier, hatten auf Sesseln Platz genommen. Ein riesengroßer Wachtposten mit glänzendem Säbel stand vor dem Eingang. Der geduldige Gerichtsschreiber saß an seinem Pult. Das Verhör begann.

„Renauld", sagte der Richter, „leugnen Sie, in der Nacht des Verbrechens in Merlinville gewesen zu sein?"

Jack antwortete nicht sofort, dann erwiderte er mit einer Unschlüssigkeit, die Mitleid weckte: „Ich - ich - sagte Ihnen schon, daß ich in Cherbourg war."

Maitre Grosier runzelte die Stirn und seufzte. Ich merkte sogleich, daß Jack Renauld zur Verzweiflung seines Rechtsanwaltes halsstarrig daran festhielt, seine Sache nach eigenem Gutdünken zu führen.

Der Richter befahl streng: „Lassen Sie die Zeugen, vom Bahnhof eintreten."

Eine Minute später wurde die Tür geöffnet, um einen Mann einzulassen, den ich als den Beamten der Station Merlinville wiedererkannte.

„Hatten Sie in der Nacht des 7. Juni Dienst?"

„Ja, Monsieur."

„Waren Sie zugegen, als der Zug um 11 Uhr 40 einfuhr?“

„Ja, Monsieur.“

„Betrachten Sie den Gefangenen. Erkennen Sie ihn als einen der aussteigenden Passagiere?“

„Ja, Monsieur.“

„Ist ein Irrtum ausgeschlossen?“

„Ja, Monsieur. Ich kenne Monsieur Jack Renault genau.“

„Aber vielleicht besteht ein Irrtum wegen des Datums?“

„Nein, Monsieur. Denn am folgenden Morgen, am 8. Juni, hörten wir von dem Mord.“

Noch ein anderer Bahnbediensteter wurde vorgeführt, der die Aussage des ersten bestätigte. Der Richter wandte sich an Jack Renault: „Diese Leute haben Sie bestimmt erkannt. Was haben Sie darauf zu sagen?“

Jack zuckte die Achseln: „Nichts.“

M. Hautet wechselte einen Blick mit dem Gerichtsschreiber, als dessen kratzende Feder die Antwort protokollierte.

„Renault“, fuhr der Richter fort, „erkennen Sie dies hier?“ Er nahm etwas von einem seitlich stehenden Tisch und hielt es dem Gefangenen hin. Mir schauderte, als ich den Dolch erkannte.

„Pardon“, rief Mattre Grosier. „Ich bitte um die Erlaubnis, mit meinem Klienten sprechen zu dürfen, ehe er diese Frage beantwortet.“

Aber Jack Renault nahm keine Rücksicht auf die Gefühle des unglücklichen Grosier. Er winkte ihm ab und antwortete ruhig:

„Gewiß kenne ich es. Es ist ein Geschenk, das ich meiner Mutter gab, ein Erinnerungszeichen an den Krieg.“

„Wissen Sie, ob noch gleiche Dolche existieren?“

Wieder wollte Mattre Grosier einspringen, wieder übergang ihn Jack: „Nicht, daß ich wüßte. Er wurde nach meinen Angaben angefertigt.“

Sogar dem Richter stockte beinahe der Atem. Es hatte den Anschein, als stürze sich Renault mit Absicht in sein Verderben.

Natürlich erkannte ich die zwingende Notwendigkeit, die ihn um Bellas willen bestimmte, das Vorhandensein eines zweiten Dolches abzuleugnen. Denn solange angenommen wurde, daß nur eine Waffe existierte, war es unwahrscheinlich, daß Verdacht auf Bella fiel, die das zweite Papiermesser besaß. Tapfer schützte er die Frau, die er einst geliebt hatte - aber um welchen Preis! Ich begann, die Größe der Aufgabe, zu erfassen, die ich Poirot: leichthin gestellt hatte. Es würde nicht leicht sein, mit Umgehung der Wahrheit einen Freispruch für Jack Renault zu erwirken.

M. Hautet sprach abermals, und seine Rede hatte einen merkwürdig beißenden Unterton: „Madame Renault erzählte uns, der Dolch habe in jener Nacht auf ihrem Toilettentisch gelegen. Doch Madame Renault ist Ihre Mutter! Es dürfte Sie vielleicht wundern, Renault, aber ich halte es für höchstwahrscheinlich, daß Madame Renault sich irrte und daß Sie, vielleicht aus Versehen, den Dolch mit nach Paris genommen hatten. Sie werden mir sicher widersprechen -“

Ich sah, wie des Jünglings gefesselte Hände sich verkrampften, wie Schweißperlen auf seine Stirn traten, als er Monsieur Hautet mit größter

Anstrengung unterbrach und leise sagte: „Ich werde Ihnen nicht widersprechen. Es ist möglich.“

Das war verblüffend. Maure Grosier sprang auf und protestierte: „Mein Klient hat furchtbare Nervenanspannungen zu erleiden. Aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß er für seine Worte nicht verantwortlich zu machen ist.“

Der Untersuchungsrichter wies ihn ärgerlich zur Ruhe. In diesem Augenblick schienen auch ihm Zweifel aufzusteigen. Jack Renauld hatte das Spiel fast zu weit getrieben, Er beugte sich vor und blickte den Gefangenen forschend an: „Renauld, sind Sie sich dessen voll bewußt, daß mir nach Ihren Antworten nichts übrigbleibt, als Sie den Gerichten zu übergeben?“

Jacks blasse Wangen röteten sich. Standhaft erwiderte er den Blick: „Monsieur Hautet, ich schwöre Ihnen, daß ich meinen Vater nicht getötet habe.“

Aber der Richter hatte die vorübergehenden Zweifel überwunden. Kurz und unangenehm lachte er auf.

„Gewiß, gewiß - sie sind ja immer unschuldig, die Herren Verbrecher! Ihr eigener Mund verdammt Sie. Sie können sich nicht verteidigen, kein Alibi erbringen - nur immer Ihre Unschuld betonen - worauf kein Kind hereinfällt. Sie töteten Ihren Vater, Renauld, es war ein grausamer, feiger Mord - um des Geldes willen, das, wie Sie glaubten, nach seinem Tode Ihnen zufallen würde. Ihre Mutter war die Hehlerin. Aber in Anbetracht dessen, daß sie als Mutter handelte, werden die Gerichte gewiß ihr gegenüber jene Milde walten lassen, die Ihnen nicht zugebilligt werden kann. Und mit Recht! Denn Ihr Verbrechen war grauenhaft - ein Abscheu für Gott und Menschen!“

Monsieur Hautet genoß seine eigene Rede, tauchte tief in die Feierlichkeit des Augenblicks und hielt sich für den Vertreter der Gerechtigkeit auf Erden. „Sie töteten - und Sie müssen die Folgen Ihrer Tat tragen. Ich spreche zu Ihnen nicht als Mensch, sondern als Gerechtigkeit - als ewige Gerechtigkeit, die -“

Hier wurde Monsieur Hautet zu seinem größten Ärger unterbrochen. Die Tür wurde aufgerissen.

„Herr Richter - Herr Richter -“ stammelte der Saaldiener, „draußen steht eine Dame, die behauptet - die behauptet -“

„Wer behauptet was?“ schrie der mit Recht erzürnte Richter. „Die Störung ist unerhört! Ich verbiete das - ich verbiete das!“

Aber eine schlanke Gestalt stieß den stammelnden Gendarm beiseite. In Schwarz gekleidet, mit langem Schleier, der das Gesicht verhüllte, trat sie in das Zimmer.

Mein Herzschlag setzte aus. So war sie doch gekommen. So war all meine Mühe vergeblich gewesen! Und doch konnte ich nicht umhin, den Mut zu bewundern, der sie bewogen hatte, ohne Zaudern diesen Schritt zu tun.

Sie hob den Schleier - und es wirbelte vor meinem Blick. Denn, wenn auch ähnlich, wie ein Ei dem anderen, dies Mädchen war nicht Cinderella! Andererseits aber, als ich sie nun vor mir sah ohne die blonde Perücke, die sie auf der Bühne trug, erkannte ich in ihr die Frau, deren Bildnis wir in Jack Renaulds Zimmer gefunden hatten.

„Sind Sie Monsieur Hautet, der Untersuchungsrichter?“ fragte sie.

„Ja, aber ich verbiete -“

„Ich heiße Bella Duveen. Ich klage mich an, Monsieur Renauld ermordet zu haben.“

26

„Mein Freund!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, wissen Sie schon alles. Nichts, was ich sagte, konnte Bella von ihrem Vorsatz abbringen. Sie ging und zeigte sich selber an. Ich bin des Kampfes müde.

Nun werden Sie auch wissen, daß ich Sie durch Lügen täuschte, *als* Sie mir Vertrauen schenkten. Es wird Sie vielleicht unentschuldig dünken, aber ich möchte doch, ehe ich für immer aus Ihrem Leben verschwinde, erklären, wie alles kam. Es würde mein Leben um so viel leichter gestalten, wenn ich wüßte, daß Sie mir verzeihen. Nicht um meinetwillen handelte ich so, und das ist die einzige Entschuldigung, die ich für mich habe.

Ich möchte mit dem Tage beginnen, an dem ich Ihnen auf der Reise von Paris begegnete. Schon damals hatte ich Sorge um Bella. Sie war verzweifelt um Jack Renaulds willen, sie hätte sich für ihn zu Boden geworfen, damit er über sie hinwegschreite, und als er anders wurde, nicht mehr so häufig schrieb, da verlor sie die Selbstbeherrschung. Sie bildete sich ein, daß er ein anderes Mädchen im Sinn habe - und wie sich später herausstellte, hatte sie recht. Sie setzte sich in den Kopf, nach Merlinville zu fahren, um den Versuch zu machen, Jack in seiner väterlichen Villa aufzusuchen. Sie wußte, daß ich dagegen war, und trachtete mir zu ent schlüpfen. Da ich sie in Calais nicht im Zuge fand, entschloß ich mich, nicht ohne sie nach England zu reisen. Ich hatte das unbehagliche Gefühl, daß sich irgend etwas Furchtbares ereignen würde...

Ich wartete auf den nächsten Zug aus Paris. Sie kam an und bestand darauf, sofort nach Merlinville weiterzureisen. Mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln suchte ich sie davon abzubringen, doch umsonst. Sie war auf das äußerste erregt und fest entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen. Nun, ich wusch meine Hände in Unschuld. Ich hatte getan, was ich konnte! Es war spät geworden. Ich begab mich in ein Hotel, Bella brach nach Merlinville auf. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, das in Büchern als ‚drohendes Unheil‘ bezeichnet wird.

Der nächste Tag kam - doch keine Bella. Sie hatte eine Zeit festgesetzt, zu der wir uns im Hotel reffen sollten, doch sie hielt sie nicht ein. Den ganzen Tag kam kein Lebenszeichen von ihr. Ich wurde immer ängstlicher. Dann erschienen die Abendblätter mit der Nachricht.

Es war grauenhaft! Ich war natürlich nicht ganz sicher - aber ich hatte furchtbare Angst. Ich stellte mir vor, daß Bella Vater Renauld getroffen habe, daß sie ihm von sich und Jack erzählte, worauf er sie beleidigte oder sonst etwas ähnliches tat. Wir sind beide schrecklich jähzornig.

Dann kam die Geschichte mit den maskierten Männern auf, und mir wurde leichter ums Herz. Aber noch immer quälte es mich, daß Bella unsere Verabredung nicht eingehalten hatte. Am nächsten Morgen ertrug ich es nicht länger, ich mußte hingehen und sehen, was sich tun ließ. Und dann traf ich mit Ihnen zusammen. Das ist Ihnen schon bekannt . . .

Als ich sah, wie sehr der Ermordete Jack glich, und daß er Jacks gestreiften Mantel trug, da wußte ich alles. Und dann - ja, da war noch das verräterische Papiermesser - dieses böse, kleine Ding, das Jack Bella geschenkt hatte! Sicherlich trug es wohl Fingerabdrücke. Ich fürchte, es gelingt mir nicht. Ihnen das hilflose Entsetzen zu schildern, das mich in jenem Augenblick befiel. Nur eines fühlte ich deutlich - ich mußte zu dem Dolch kommen und schnell mit ihm fortlaufen, ehe sein Fehlen bemerkt wurde. Ich täuschte Ohnmacht vor, und während Sie fortgingen, um Wasser zu holen, nahm ich das Ding und barg es in meiner Tasche.

Ich sagte Ihnen, daß ich im Hotel du Phare wohne, aber tatsächlich reiste ich schnurstracks nach Calais und mit dem nächsten Schiff von dort nach England. Inmitten des Kanals warf ich den fluchbeladenen kleinen Dolch ins Meer. Dann glaubte ich endlich wieder freier atmen zu können.

Ich traf Bella in London und berichtete, was ich getan hatte, ich meinte, daß sie sich sicher fühlen könne. Da starrte sie mich an und fing zu lachen an ... und lachte . . . lachte, es war entsetzlich, dieses Lachen zu hören! Ich hatte das Gefühl, daß Arbeit momentan das beste sei. Sie würde den Verstand verlieren, wenn sie Zeit hätte, ihrer Tat nachzugrübeln. Zum Glück bekamen wir sofort ein Engagement.

An jenem Abend erblickte ich dann Sie und Ihren Freund im Publikum ... Ich war wie toll. Sie mußten Verdacht geschöpft haben, sonst hätten Sie uns nicht nachgespürt. Ich war auf das Schlimmste gefaßt und folgte Ihnen. Ich war verzweifelt. Und dann, ehe ich Zeit hatte, etwas zu sagen, wurde mir klar, daß Sie mich verdächtigten und nicht Bella! Oder eigentlich, daß Sie mich für Bella hielten, da ich den Dolch entwendet hatte.

Ich wünschte, mein Liebster, Du wüßtest, wie es in jenem Augenblick in mir aussah. Vielleicht verziehest Du mir dann ... Ich war so furchtbar entsetzt, so verwirrt, so verzweifelt . . . Alles, was ich begriff, war, daß Du versuchen wolltest, mich zu retten - ich wußte nicht, ob Du gewillt warst, ihr zu helfen ... ich hielt es für unwahrscheinlich - das war Ja nicht dasselbe! Und ich konnte es nicht riskieren! Bella ist meine Zwillingsschwester - ich mußte mein möglichstes für sie wagen. So log ich weiter. Ich hielt mich für so gemein - ich konnte mir noch jetzt so vor . . . Das ist alles - es ist aber auch reichlich genug, werden Sie vermutlich sagen. Ich hätte Ihnen vertrauen sollen . . . Hätte ich nur Vertrauen gehabt -!

Sobald die Nachricht von Jack Renauds Verhaftung in der Zeitung stand, war es aus. Bella wartete nicht einmal die Entwicklung der Dinge ab ...

Ich bin sehr müde. Ich kann nicht weiterschreiben."

Sie hatte begonnen „Cinderella" zu unterschreiben, aber das war durchgestrichen und statt dessen stand: „Dulcie Duveen".

Es war eine schlecht geschriebene, fehlerhafte Epistel - aber ich bewahre sie noch heutigen Tages auf.

Poirot war dabei, als ich den Brief las. Die Blätter entfielen meiner Hand, und ich sah zu ihm hinüber.

„Wußtest du die ganze Zeit über, daß es - die andere war?"

„Ja, mein Freund."

„Weshalb sagtest du es nicht?"

„Vor allem hielt ich es nicht für möglich, daß dir ein solcher Irrtum widerfahren konnte. Du sahst doch das Bild. Die Schwestern gleichen einander zwar sehr, aber keinesfalls so, daß man sie verwechseln mußte.“

„Aber das blonde Haar?“

„Eine Perücke, um auf der Bühne einen pikanten Gegensatz zu schaffen. Ist es begreiflich, daß bei Zwillingen einer schwarz und einer blond sein sollte?“

„Warum sagtest du mir das alles nicht an Jenem Abend in Coventry?“

„Du warst zu hochmütig, mon ami“, sagte Poirot trocken, „und gabst mir keine Gelegenheit dazu.“ „Aber später?“

„Ach später! Vor allem verletzte mich dein mangelndes Zutrauen zu mir. Und dann wollte ich sehen, ob deine Gefühle die Probe der Zeit bestehen würden. Das heißt, ob es bei dir diesmal wirklich Liebe oder nur ein aufflackerndes Strohfeuer war. Ich hätte dich nicht mehr lange in dem Irrtum belassen.“

Ich nickte, sein Ton war herzlich, ich konnte ihm nicht länger grollen. Ich blickte auf die Briefbogen nieder. Plötzlich hob ich sie von der Erde auf und schob sie ihm hin.

„Lies das“, sagte ich. „Ich bitte dich darum.“

Schweigend las er, dann sah er mich an.

„Was quält dich, Hastings?“

Das war ein ganz neuer Klang. Poirots ironische Art schien völlig beiseite gelassen. Ich konnte ihm jetzt offen sagen, was mich drückte.

„Sie sagt nicht - sie sagt nicht - nun sie sagt nicht, ob sie midi mag oder nicht!“

Poirot wendete die Blätter: „Ich glaube, du irrst dich, Hastings.“

„Wo?“ rief ich und beugte mich lebhaft vor.

Poirot lächelte: „Sie sagt es dir in jeder Zeile dieses Briefes, mon ami.“

„Aber wo werde ich sie finden? Der Brief nennt keine Adresse. Nur ein französischer Stempel ist darauf, sonst nichts.“

„Reg dich nicht auf! Überlasse das dem alten Poirot. Ich werde sie dir ausfindig machen, sobald ich nur fünf freie Minuten habe!“

## 27

„Meinen Glückwunsch, Monsieur Jack“, sagte Poirot und drückte warm die Hand des jungen Mannes.

Jack Renauld suchte uns sofort nach seiner Entlassung auf - ehe er sich zu Mutter und Braut nach Merlinville begab.

Stonor begleitete ihn.

Poirots Herzlichkeit stand in stärkstem Gegensatz zu Jacks bleichem Aussehen. Es war unverkennbar, daß der Jüngling unter einem Nervenzusammenbruch litt. War auch die unmittelbare Gefahr, die ihm gedroht hatte, beseitigt, so ließen doch die schmerzlichen Umstände seiner Befreiung kein volles Gefühl der Erleichterung aufkommen. Er lächelte traurig und sagte leise zu Poirot:

„Ich nahm es auf mich, sie zu schützen, und nun war alles umsonst.“

„Sie konnten doch kaum erwarten, daß das Mädchen das Opfer Ihres Lebens annehmen würde“, bemerkte Stonor trocken. „Sie mußte doch hervortreten, als sie sah, daß Sie dem Galgen zusteuerten.“

„Und Sie steuerten geradewegs darauflos!“ fügte Poirot augen-zwinkernd hinzu. „Sie hätten aber in dem Fall auch Maure Grosiers Tod auf dem Gewissen, den der Ärger hinweggerafft hätte.“

„Ich glaube, er war ein wohlmeinender Esel“, sagte Jack. „Aber ich quälte ihn fürchterlich. Wissen Sie, ich konnte ihn doch schwer ins Vertrauen ziehen. Aber, mein Gott! Was wird aus Bella werden?“

„An Ihrer Stelle“, sagte Poirot aufrichtig, „würde ich mich nicht unnötig ängstigen. Die französischen Gerichte sind gegen Jugend, Schönheit und gegen Verbrechen aus Leidenschaft äußerst nachsichtig! Ein tüchtiger Rechtsanwalt wird einen großen Fall mit mildernden Umständen daraus machen. Es wird für Sie nicht gerade angenehm sein -“

„Oh, das ist das wenigste! Sehen Sie, Monsieur Poirot, in einer Beziehung fühle ich mich mitschuldig am Tode meines Vaters. Ohne mich und meine Liebchaft mit jenem Mädchen lebte mein Vater heute noch im Vollbesitz seiner Gesundheit. Und dann meine verdammte Unachtsamkeit, den falschen Mantel mitzunehmen! Ich kann nicht anders, ich fühle mich verantwortlich für seinen Tod. Das wird mich mein Leben lang verfolgen.“

„Nein, nein“, versuchte ich zu beschwichtigen.

„Natürlich ist mir der Gedanke fürchterlich, daß Bella meinen Vater getötet hat“, fuhr Jack fort. „Aber ich habe sie schändlich behandelt. Als ich Marthe begegnete und erkannte, daß ich mich vorher geirrt hatte, wäre es meine Pflicht gewesen, ihr dies offen und ehrlich zu schreiben. Aber ich hatte solche Angst vor einem Skandal, der Marthe zu Ohren kommen könnte und' aus dem sie vielleicht Schlüsse zöge, die der Wahrheit nicht entsprächen, daß - nun, daß ich feige wurde und mich der Hoffnung hingab, die Sache würde von selbst im Sand verlaufen. Ich ließ mich treiben und merkte nicht, daß ich das arme Ding zur Verzweiflung brachte. Hätte sie mich erdolcht, wie es doch vermutlich ihre Absicht war, mir wäre nicht mehr geschehen, als ich verdiente. Und die Art, wie sie nun hervortrat, war geradezu prachtvoll. Aber wissen Sie, auch ich hätte es durchgestanden - bis zum Ende.“

Er schwieg einige Augenblicke, um dann ein anderes Thema anzuschlagen.

„Was mir zu denken gibt, ist, was wohl den Vater zu so später Abendstunde bewog, nur mir Unterwäsche und meinem Mantel bekleidet, spazierenzugehen. Ich glaube, er mußte eben den fremden Kerlen entkommen sein, und meine Mutter dürfte sich in der Vermutung getäuscht haben, daß es zwei Uhr war, als sie kamen. Oder - oder war das alles vielleicht erfunden? Ich meine, meine Mutter dachte doch nicht - konnte doch nicht denken - daß - daß ich es war?“

Poirot beruhigte ihn schnell: „Nein, nein, Monsieur Jack. Seien Sie darüber ohne Sorge. Und was das andere betrifft, will ich Ihnen an einem der nächsten Tage alles erklären. Es ist eigentlich sehr seltsam. Aber wollen Sie uns nicht genau erzählen, was sich an jenem furchtbaren Abend zutrug?“

„Es ist nur sehr wenig zu erzählen. Wie ich Ihnen sagte, kam ich aus Cherbourg, um Marthe noch einmal zu sehen, ehe ich nach dem anderen Ende der Welt

abreiste. Der Zug hatte Verspätung, und ich beschloß, den Verbindungsweg zu nehmen, der über die Golfgründe führt. Von dort konnte ich mit Leichtigkeit in den Garten der Villa Marguerite gelangen. Ich war schon fast an Ort und Stelle angelangt, als -" Er zögerte und schluckte heftig.

„Als?"

„Als ich einen fürchterlichen Schrei vernahm. Es klang nicht laut - eher gedämpft und wie ein Röcheln. Einen Augenblick stand ich wie angewurzelt. Dann rannte *ich* hinter die Hecke. Es war Vollmond. Ich sah das Grab und sah eine Gestalt mit dem Gesicht nach unten darin liegen, im Rücken stak ein Dolch. Und dann blickte ich auf und sah sie. Sie blickte mich an, als sähe sie ein Gespenst - das mußte sie auch zuerst gedacht haben - vor Entsetzen „waren ihre Züge zur ausdruckslosen Maske erstarrt. Und dann schrie sie auf, wandte sich um und lief davon." Er hielt inne, um seine Erregung zu meistern.

„Und dann?" fragte Poirot freundlich.

„Ich weiß wirklich nicht. Eine Weile stand ich wie betäubt. Und dann sah ich ein, daß es das beste sei, mich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen. Es fiel mir nicht ein, daß man mich verdächtigen könne, aber ich fürchtete vorgeladen zu werden, um gegen sie auszusagen. Ich ging zu Fuß bis St. Beauvais, wie ich Ihnen bereits erzählte, und mietete dort einen Wagen, der mich nach Cherbourg zurückbrachte."

Es pochte an die Tür, und ein Bote brachte ein Telegramm, das er Stonor überreichte. Er riß es auf und erhob sich von seinem Sitz.

„Madame Renauld ist wieder zu Bewußtsein gekommen", sagte er.

„Ah!" Poirot sprang hoch. „Auf nach Merlinville!"

Wir fuhren in aller Eile ab. Auf Jacks dringende Bitte blieb Stonor zurück, um alles, was für Bella Duveen getan werden konnte, zu veranlassen. Poirot, Jack und ich fuhren in Renaulds Auto fort.

Die Fahrt dauerte genau vierzig Minuten. Als wir uns der Gartenpforte der Villa Marguerite näherten, blickte Jack. Renauld fragend zu Poirot hinüber.

„Wie wäre es, wenn Sie vorausführen, um meine Mutter von meiner Befreiung zu benachrichtigen?"

„Während Sie persönlich diese Kunde Mademoiselle Marthe überbringen, nicht?" endigte Poirot augenzwinkernd. „Aber ja, selbstverständlich, ich wollte es Ihnen eben selbst vorschlagen."

Jack Renauld ließ sich das nicht zweimal sagen. Er brachte den Wagen zum Stehen, sprang hinaus und lief den Weg zum Eingang hinan. Wir fuhren zur Villa Genevieve weiter.

„Poirot", sagte ich, „erinnerst du dich, wie wir an jenem ersten Tage ankamen und mit der Nachricht von Monsieur Renaulds Ermordung empfangen wurden?"

„O ja, gewiß. Es ist noch nicht so lange her. Aber wie vieles ist seither geschehen - besonders dir, mon ami!"

„Poirot, was hast du veranlaßt, um Bei - ich meine Dulcie - ausfindig zu machen?"

„Beruhige dich, Hastings. Ich bringe alles in Ordnung." „Du läßt dir nur hübsch viel Zeit dazu", brummte ich. Poirot wechselte das Thema. „Damals der Anfang, nun das Ende", philosophierte er, als wir läuteten. „Und vom Standpunkt des

interessanten Falles aus ist das Ende doch äußerst unbefriedigend." „Jawohl“, seufzte ich.

„Du betrachtetest es vom sentimentalen Gesichtspunkt aus, Hastings. So meinte ich es nicht. Wir wollen hoffen, daß Mademoiselle Bella nachsichtige Richter finden wird, und schließlich konnte Jack Renauld doch nicht beide Mädchen heiraten! Ich sprach vom beruflichen Standpunkt. Dies ist kein wohlgeordnetes, regelrechtes Verbrechen, wie Detektive es lieben. Der Plan, den Georges Conneau entworfen hatte, war einwandfrei, aber die Entwicklung - o nein! Ein Mann, der von einem jungen Mädchen in einem Wutanfall zufällig ermordet wird, - na, wirklich, wo stecken da Ordnung und System?“

Während ich noch über Poirots Eigenheiten lachte, öffnete Françoise uns die Tür.

Poirot erklärte ihr, daß er Madame Renauld sofort sprechen müsse, und sie führte ihn zu ihr. Ich blieb im Salon. Es dauerte eine geraume Weile, ehe Poirot wiederkam. Er blickte ungewöhnlich ernst.

„Donnerwetter, Hastings! Gab's da oben aber einen Sturm!“ „Was denn?“ rief ich.

„Ich wollte es kaum glauben“, sagte Poirot gedankenvoll, „aber Frauen sind eben unberechenbar.“

„Jack und Marthe kommen!“ rief ich, da ich sie durch das Fenster erblickt hatte.

Mit einem Satz war Poirot aus dem Zimmer und lief dem jungen Paar bis an die Treppe entgegen.

„Treten Sie ja nicht ein. Es ist besser so. Ihre Mutter ist sehr erregt.“

„Ich weiß, ich weiß“, sagte Jack Renauld. „Ich will sofort zu ihr.“

„Aber nein. Ich sage Ihnen doch, Sie sollen nicht.“

„Aber Marthe und ich-“

„Keinesfalls dürfen Sie Mademoiselle mit hinaufnehmen. Gehen Sie in Gottes Namen, wenn Sie nicht anders können, aber es wäre klüger, meinem Rat zu folgen.“

Eine Stimme hinter uns, von der Treppe her, ließ uns erschauern: „Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste, Monsieur Poirot, aber ich will selbst sagen, was ich zu sagen wünsche.“

Wir blieben starr vor Staunen. Mit verbundenem Kopf, auf Lèonies Arm gestützt, kam Mme. Renauld die Treppe herab. Das französische Mädchen weinte und beschwor seine Herrin, ins Bett zurückzugehen.

„Madame wird sich den Tod holen. Es ist gegen alle ärztlichen Vorschriften.“

Doch Madame Renauld ließ sich nicht halten.

„Mutter“, rief Jack und lief ihr entgegen.

Aber sie schob ihn von sich.

„Ich bin nicht deine Mutter! Du bist nicht mein Sohn! Von dieser Stunde an verleugne ich dich.“

„Mutter“, rief der Jüngling bestürzt.

Einen Augenblick lang schien sie zu wanken, vor dem Schmerz in seiner Stimme unschlüssig zu werden. Poirot wollte vermitteln, aber sofort gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder. „Deines Vaters« Blut komme über dich! Du trägst die Schuld an seinem Tode. Du hast seine Pläne durchkreuzt und ihm dieses Mädchens wegen Trotz geboten, durch dein herzloses Verhalten gegen eine andere

beschworst du seinen Tod herauf. Morgen werde ich alles veranlassen, damit kein Pfennig des Vermögens dir jemals zufällt. Suche dir deinen Weg in der Welt, so gut du kannst, mit dem Mädchen, deren Mutter die erbittertste Feindin deines Vaters war."

Und langsam, mühsam ging sie den Weg zurück, den sie gekommen war. Wir waren sprachlos, diese Anklage traf uns völlig unvorbereitet. Jack Renault, der von allein bisher Erlebten völlig erschöpft war, schwankte und drohte umzusinken. Poirot und ich eilten ihm schnell zu Hilfe.

„Er ist übermüdet“, flüsterte Poirot Marthe zu. „Wohin sollen wir ihn führen?“

„Aber nach Hause. Zur Villa Marguerite. Wir wollen ihn pflegen, Mutter und ich. Mein armer Jack!“

Wir brachten den jungen Mann in die Villa, wo er schlaff und wie betäubt auf einen Sessel sank. Poirot befühlte ihm Kopf und Hände.

Er fiebert. Die lange Nervenanspannung fängt an, sich fühlbar zu machen. Und nun noch zu allem diese Aufregung. Bringt ihn zu Bett! Hastings und ich werden einen Arzt holen."

Der Arzt war bald zur Stelle. Nachdem er den Patienten untersucht hatte, meinte er, daß es sich seiner Ansicht nach um eine gewöhnliche Nervenkrise handle. Bei vollkommener Ruhe und ungestörtem Schlummer könne der junge Mann bis zum nächsten Tage wiederhergestellt sein, rege er sich jedoch auf, sei eine Gehirnentzündung zu befürchten. Es sei ratsam, daß jemand die ganze Nacht bei ihm wache.

Schließlich - nachdem wir unser möglichstes getan hatten - überließen wir ihn der Fürsorge Marthes und ihrer Mutter und kehrten in die Stadt zurück. Unsere gewohnte Speisestunde war überschritten, und wir waren beide reichlich ausgehungert. Das erste Restaurant, das am Wege lag, stillte den quälenden Hunger durch ein vorzügliches Omelette und einen darauffolgenden ebenso ausgezeichneten Braten.

„Und nun auf ins Nachtquartier“, sagte Poirot, als endlich noch schwarzer Kaffee das Mahl vervollständigt hatte. „Wollen wir es mit unserem alten Hotel des Bains versuchen?“

Unverzüglich lenkten wir unsere Schritte dahin. Ja, die Herren könnten in zwei guten Zimmern mit Meeresansicht untergebracht werden. Dann stellte Poirot eine Frage, die mich überraschte. „Ist Miss Robinson aus England angekommen?? »Ja, Monsieur, sie wartet im kleinen Salon.“ „Ah!“

„Poirot“, rief ich und bemühte mich, mit ihm Schritt zu halten, als er den Gang entlang eilte, „wer ist Miss Robinson?“

Poirot lachte freundlich: „Ich habe dir eine Braut verschrieben, Hastings.“

„Aber ich muß sagen -“

„Bah!“ entgegnete Poirot und stieß mich freundschaftlich über die Schwelle. „Denkst du, ich würde in Merlinville den Namen. Duveen laut hinausposaunen?“

Und wirklich war es Cinderella, die uns im Salon entgegnetrat. Ich nahm ihre Hand zwischen meine beiden Hände. Meine Augen sagten das übrige.

Poirot räusperte sich.

„Kinder“, sagte er, „wir dürfen uns noch nicht erlauben, sentimental zu sein. Wir haben noch Arbeit vor uns. Mademoiselle, war es Ihnen möglich, zu tun, worum ich Sie bat?“

Statt jeder Antwort entnahm Cinderella ihrer Handtasche einen in Papier gewickelten Gegenstand, den sie Poirot schweigend reichte. Er packte ihn aus. Ich fuhr zurück - denn es war der Dolch, den sie, wie ich glaubte, ins Meer geworfen hatte. Sonderbar, wie sehr es Frauen immer widerstrebt, die kompromittierendsten Gegenstände und Schriftstücke zu vernichten!

„Sehr gut, mein Kind“, sagte Poirot. „Ich bin mit Ihnen zufrieden. Gehen Sie nun zur Ruhe. Hastings und ich haben heute noch Arbeit. Sie sehen ihn dann morgen wieder.“

„Wohin gehen Sie?“ fragte das Mädchen mit weit geöffneten Augen.

„Morgen werden Sie alles erfahren.“

„Wohin Sie gehen, gehe auch ich.“

„Aber, Mademoiselle -“

„Ich sage Ihnen, ich gehe mit.“

Poirot sah ein, daß jeder weitere Einwand vergeblich gewesen wäre. So willigte er ein.

„Kommen Sie also mit, Mademoiselle. Doch unterhaltend wird es nicht sein. Wahrscheinlich wird gar nichts geschehen.“

Zwanzig Minuten später brachen wir auf. Es war stockfinster, ein drückend schwüler Abend. Poirot führte uns aus der Stadt hinaus. Bei der Villa Marguerite blieb er stehen.

„Ich möchte mich gern vergewissern, ob mit Jack Renauld alles in Ordnung ist. Komm mit mir, Hastings. Mademoiselle wird vielleicht draußen auf uns warten. Madame Daubreuil wäre imstande, ihr etwas Verletzendes zu sagen.“

Wir öffneten die Gittertür und gingen den Kiesweg entlang. Als wir an das Haus kamen, lenkte ich Poirots Aufmerksamkeit auf ein Fenster im ersten Stock. Auf der matten Fensterscheibe zeichnete sich scharf das Profil von Marthe Daubreuil ab.

„Ah!“ sagte Poirot. „Dies ist das Zimmer, in dem wir Jack Renauld finden dürften.“

Madame Daubreuil öffnete uns die Tür- Sie teilte uns mit, daß Jacks Zustand unverändert sei und fragte, ob wir uns hiervon überzeugen wollten. Sie führte uns die Treppen hinauf bis in das Schlafzimmer. Marthe Daubreuil saß an einem Tisch und arbeitete beim Schein einer Lampe. Als wir eintraten, legte sie den Finger an die Lippen.

Jack Renauld schlummerte unruhig und ungleichmäßig, er warf sich von einer Seite auf die andere, sein Antlitz glühte noch immer unverhältnismäßig stark.

„Kommt der Arzt wieder?“ fragte Poirot flüsternd. „Erst wenn wir ihn rufen. Er schläft - das ist das Wichtigste. Mama kochte ihm einen Kräutertee.“

Sie machte sich wieder an ihre Stickarbeit, als wir das Zimmer verließen. Madame Daubreuil geleitete uns hinunter. Ich betrachtete sie, da ich um ihre Vergangenheit wußte, mit gesteigertem Interesse. Sie stand da mit niedergeschlagenen Augen und dem gleichen leisen, rätselhaften Lächeln auf den Lippen, das ich schon an ihr gesehen hatte. Und plötzlich flößte sie mir Angst ein, Angst, wie man sie angesichts eines schönen giftigen Reptils empfindet.

„Ich hoffe, wir haben Sie nicht zu sehr gestört, Madame“, sagte Poirot höflich, als sie die Tür öffnete, um uns hinauszulassen. »Gar nicht, Monsieur.“

„Übrigens war Mr. Stonor heute nicht in Merlinville?“ . Ich konnte nicht ergründen, was diese Frage bezweckte, da ich genau wußte, wie bedeutungslos sie für Poirot war.

Madame Daubreuil antwortete völlig beherrscht: „Nicht, daß ich wüßte.“

„Hatte er nicht vielleicht eine Unterredung mit Madame Renauld?“

„Woher sollte ich das wissen, Monsieur?“

„Sehr richtig“, meinte Poirot. „Ich dachte nur, Sie hätten ihn vielleicht kommen oder gehen sehen, sonst nichts. Gute Nacht, Madame.“

„Warum -“ begann ich.

„Kein ,Warum jetzt, Hastings. Dazu wird sich später Zeit finden.“

Wir trafen Cinderella und legten eiligst den Weg zur Villa Genevieve zurück. Poirot blickte einmal nach dem erleuchteten Fenster und nach Marthes Profil, das sich über die Arbeit neigte. »Für alle Fälle wird er bewacht“, flüsterte er.

Bei der Villa angelangt, nahm Poirot hinter einigen Büschen Aufstellung, links von der Auffahrt, von wo wir, wohl verborgen, einen guten Ausblick hatten. Die Villa selbst lag im tiefsten Dunkel. Augenscheinlich schlief alles. Wir waren beinahe unmittelbar unter Madame Renaulds Schlafzimmer, dessen Fenster, wie ich sah, offenstand. Es schien, daß dies Poirots Blicke fesselte.

„Was werden wir jetzt tun?“ flüsterte ich.

„Achtgeben.“

„Aber -“

„Ich erwarte nicht, daß sich vor ein bis zwei Stunden etwas ereignet, aber -“

Seine Rede wurde von einem langgezogenen, schwachen Schrei unterbrochen.

„Hilfe!“

In einem Zimmer des ersten Stockes, rechts vom Haupteingang, flammte Licht auf. Von dort kam auch der Schrei. Und während wir beobachteten, fiel ein Schattenriß, wie von zwei kämpfenden Gestalten, auf den Vorhang.

„Verdammt!“ schrie Poirot. »Sie muß ihr Zimmer gewechselt haben.“

Er stürmte vorwärts und schlug heftig an das Haupttor. Dann eilte er zu dem Baum im Blumenbeet und erkletterte ihn mit der Behendigkeit einer Katze. Ich folgte ihm nach, als er sich mit einem Satz durch das offene Fenster ins Zimmer schwang. Zurückblickend sah ich Dulcie auf einem Ast hinter mir.

„Geben Sie acht“, rief ich.

„Geben Sie auf Ihre Großmutter acht!“ gab sie zurück. „Das hier ist ein Kinderspiel für mich.“

Poirot stürmte durch das leere Zimmer und mühte sich vergeblich an einer Tür.

„Versperrt und von außen verriegelt“, stöhnte er. „Und es wird Zeit kosten, sie aufzubrechen.“

Die Hilferufe wurden merklich schwächer. Verzweiflung sprach aus Poirots Blicken. Wir stemmten uns gemeinsam gegen die Tür.

Ruhig und leidenschaftslos kam Cinderellas Stimme vom Fenster.

„Sie werden zu spät kommen. Ich glaube, daß ich die einzige bin, die da helfen kann.“

Bevor ich einen Finger rühren konnte, um sie abzuhalten, schwang sie sich aus dem Fenster, scheinbar ins Leere. Atemlos blickte ich ihr nach. Zu meinem Entsetzen sah ich sie nur an den Händen am Dach hängen und sich ruckweise in der Richtung des erleuchteten Fensters bewegen.

„Gütiger Himmel! Sie wird sich das Genick brechen!“ schrie ich.

„Du vergißt, daß sie Berufsakrobatin ist, Hastings. Gottes Vorsehung ließ sie darauf bestehen, heute nacht mit uns zu kommen. Ich bete nur, daß sie rechtzeitig kommt. Ah!“

Ein Schrei grenzenlosesten Entsetzens durchschrillte die Nacht, als das Mädchen im Fenster verschwand, und dann hörten wir Cinderellas klare Stimme: „Nein, Sie werden es nicht tun. Ich halte Sie - und meine Hände sind wie Stahl.“

Gleichzeitig öffnete Françoise vorsichtig die Pforte unseres Gefängnisses. Poirot schob sie einfach beiseite und durchflog den Gang bis zu jener anderen Tür, um die sich die Hausmägde drängten.

„Sie ist von innen versperrt, Monsieur.“

Von drinnen klang ein schwerer Fall. Wenige Sekunden später bewegte sich der Schlüssel im Schloß, und langsam ging die Tür auf. Totenbleich winkte Cinderella uns heran.

„Ist sie gerettet?“ fragte Poirot.

„Ja, es war die höchste Zeit. Schon war sie kraftlos.“

Mme. Renauld saß in halb liegender. Stellung auf dem Bett. Sie rang nach Atem.

„Fast hätte sie mich erwürgt“, flüsterte sie mühsam.

Das Mädchen hob etwas vom Fußboden auf und reichte es Poirot. Es war eine sehr dünne, aber starke seidene Strickleiter.

„Ein Fluchtmittel“, sagte Poirot. „Um durch das Fenster zu entkommen, während wir die Tür eindrücken. Wo ist - die andere?“

Das Mädchen wich ein wenig zur Seite und wies auf eine Gestalt, die mit verhülltem Antlitz auf dem Boden lag.

„Tot?“

Sie nickte.

„Ich glaube. Der Kopf scheint auf den marmornen Kaminvorsatz aufgeschlagen zu sein.“

„Aber wer ist es denn?“ schrie ich.

„Die Mörderin Renaulds, Hastings, und beinahe auch die Mörderin von Madame Renauld.“

Bestürzt und verständnislos kniete ich nieder, lüftete das Ende des Tuches und blickte in das tote, schöne Antlitz von Marthe Daubreuil!

An die weiteren Ereignisse jener Nacht habe ich nur eine verworrene Erinnerung. Poirot blieb meinen wiederholten Fragen gegenüber taub. Er überschüttete Françoise mit Vorwürfen, weil sie ihm verschwiegen hätte, daß Mme. Renauld nun ein anderes Schlafzimmer habe.

Fest entschlossen, mir Gehör zu verschaffen, packte ich. ihn an der Schulter.

„Aber du müßtest es doch gewußt haben“, stritt ich, „du besuchtest sie doch am heutigen Nachmittag.“

Poirot geruhte mich vorübergehend anzuhören. „Man hatte sie auf einem Ruhebetto in das mittlere Zimmer - in den Salon - geschoben.“

„Aber Monsieur“, rief Francoise, „Madame wechselte ihr Zimmer beinahe unmittelbar nach dem Verbrechen! Die Erinnerungen dort waren zu quälend für sie-!“

„Warum wurde mir das nicht gesagt“, zeterte Poirot, schlug mit der Faust auf den Tisch und geriet in höchste Erregung.

„Ich frage Sie - warum - wurde - mir - das - nicht - gesagt? Sie sind ein vollkommen verblödetes altes Weib! Und Leonie und Denise sind nicht viel besser. Alle drei seid ihr Dummköpfe! Eure Blödheit hat beinahe den Tod eurer Herrin verursacht. Und ohne dieses mutige Kind -“

Er brach ab, schoß durch das Zimmer auf das junge Mädchen zu, das sich gerade über Mme. Renauld neigte, um sie zu stützen, und umarmte sie mit gallischem Feuer, was mich verstimmte.

Ein strenger Befehl Poirots riß mich aus meinen düsteren Betrachtungen; er hieß mich, sofort den Arzt zu Mme. Renauld zu holen. Nachher sollte ich die Polizei verständigen. Dann fügte er hinzu, und das machte das Maß voll: „Es lohnt wirklich nicht, daß du zurückkommst. Ich werde zu beschäftigt sein, um mich dir widmen zu können, und Mademoiselle ernenne ich zur Krankenschwester.“

Ich zog mich mit aller Würde zurück, die ich aufbringen konnte.

Nach der Erledigung meiner Aufträge begab ich mich ins Hotel. Von dem, was vorgefallen war, verstand ich soviel wie nichts. Die Ereignisse dieser Nacht kamen mir phantastisch, kamen mir unmöglich vor. Niemand beantwortete meine Fragen. Niemand schien sie gehört zu haben. Ärgerlich warf ich mich auf mein Bett, um bald erschöpft in wirren Schlummer zu sinken.

Als ich erwachte, schien die Sonne durch die geöffneten Fenster ins Zimmer, und Poirot saß lächelnd an meinem Lager.

„Endlich erwachst du! Das nenne ich einen Siebenschläfer! Hastings, weißt du, daß es beinahe elf Uhr ist?“

Ich stöhnte und griff mit der Hand nach dem Kopf. „Ich muß schwer geträumt haben“, sagte ich. „Denk dir, mir träumte, daß wir Marthe Daubreuil's Leiche in Mme. Renauld's Zimmer fanden und daß du erklärtest, sie hätte Monsieur Renauld ermordet.“ „Du träumst nicht. Das alles ist richtig.“ „Bella Duveen tötete doch Monsieur Renauld?“ „O nein, Hastings, sie war es nicht! Sie sagte nur, sie habe es getan - ja - um den Mann, den sie liebte, vor dem Galgen zu bewahren.“ „Was?“

„Erinnere dich an Jacks Bericht. Beide trafen im gleichen Augenblick am Schauplatz des Mordes ein, und jeder hielt den anderen für den Mörder. Das Mädchen starrt ihn voll Entsetzen an, stößt einen Schrei aus und läuft davon. Aber als sie hört, daß das Verbrechen ihm zugeschrieben wird, kann sie den Gedanken nicht ertragen, sie tritt vor, um sich selbst zu bezichtigen und ihn so vor sicherem Tod zu retten.“

Poirot lehnte sich zurück und faltete die Hände. „Der Fall befriedigte mich nicht“, bemerkte er in dozierendem Tone. „Die ganze Zeit über stand ich unter dem

Eindruck, daß ich es mit einem kaltblütig wohlüberlegten Verbrechen zu tun hatte, von jemandem verübt, der darauf ausging, Monsieur Renauds eigene Pläne auszuführen, um die Polizei von der richtigen Spur abzulenken. Der große Verbrecher (du erinnerst dich vielleicht, daß ich schon einmal die Bemerkung machte) ist immer überaus unkompliziert." Ich nickte.

„Nun, zur Aufrechterhaltung dieser Theorie mußte der Verbrecher mit den Plänen Monsieur Renauds vollkommen vertraut gewesen sein. Dies bringt uns auf Mme. Renauld. Aber, es fehlen alle Beweise, die den Schuldverdacht gegen sie rechtfertigen würden. Kommt noch jemand in Betracht, der von seinen Plänen Kenntnis haben konnte? Ja. Aus Marthe Daubreuil's eigenem Munde erfuhren wir, daß sie den Auftritt Renauds mit dem Landstreicher belauscht hatte. Wenn sie einmal lauschte, liegt kein Grund zur Annahme vor, daß sie nicht alles andere auch gehört hat, falls Monsieur und Madame Renauld unvorsichtig genug waren, ihre Pläne auf jener Bank zu erörtern. Erwähne dich, wie deutlich du von jenem Platz aus Marthes Gespräch mit Jack Renauld hörtest."

„Aber welchen Grund konnte Marthe für die Ermordung Monsieur Renauds haben?" argumentierte ich.

„Welchen Grund? Das Geld! Renauld war vielfacher Millionär, und nach seinem Tode sollte die Hälfte dieses gewaltigen Vermögens Jack zufallen (so nahmen wenigstens Jack und sie an). Rekonstruieren wir die Szene vom Standpunkt Marthe Daubreuil's.

Marthe Daubreuil belauscht das Gespräch zwischen Renauld und seiner Gattin. Bis dahin war er den Daubreuil's, der Mutter und der Tochter, eine nette Einnahmequelle gewesen, aber nun beabsichtigte er, ihren Netzen zu entkommen. Vielleicht erwägt sie zuerst den Gedanken, diese Flucht zu vereiteln. Aber bald verdrängt ein kühnerer Plan diesen Gedanken, ein Plan, vor dem die Tochter der Jeanne Beroldy nicht zurückschreckt! Nun steht Renauld ihrer Vereinigung mit Jack unerbittlich im Wege. Wenn letzterer seinen Vater herausfordert, wird er verarmen - was durchaus nicht nach Marthes Geschmack ist. Ich bezweifle sogar, daß sie wirklich an ihm hing. Sie konnte Gemütsbewegung vortäuschen, war aber tatsächlich der gleiche kaltberechnende Typ wie ihre Mutter. IA begreife auch, daß sie von ihrer Macht über Jack überzeugt war. Sie hatte ihn geblendet und bestrickt, aber von ihm getrennt, was sein Vater so leicht bewerkstelligen konnte, lief sie Gefahr, ihn zu verlieren. Wäre aber Renauld tot und Jack der Erbe seines halben Vermögens, so konnten sie gleich heiraten und es fiel ihr mit einem Schlage Reichtum zu - nicht bettelhafte Summen, wie man sie bisher aus ihm herausgezogen hatte. Und ihrem klugen Kopf leuchtet die Einfachheit dieser Folgerung ein. Es ist ja alles so leicht. Renauld entwirft alle Einzelheiten für sein Ableben - an ihr liegt es nur, im richtigen Augenblick einzugreifen, und dies Possenspiel in grausige Wahrheit zu verwandeln. Und nun komme ich zu dem zweiten Anhaltspunkt, der mich unfehlbar auf Marthe Daubreuil wies - dem Dolch! Jack Renauld hatte drei Andenken anfertigen lassen. Eines schenkte er seiner Mutter, eines Bella Duveen - war es daher nicht 'höchstwahrscheinlich, daß er das dritte gerade an Marthe Daubreuil weitergab?

Zusammenfassend ergeben sich vier belastende Momente gegen Marthe Daubreuil:

1. Marthe Daubreuil konnte Renaulds Pläne erlauscht haben.
2. Marthe Daubreuil hatte ein direktes Interesse an Renaulds Tod.
3. Marthe Daubreuil war die Tochter der verruchten Madame

Beroldy, die meiner Ansicht nach die moralische und eigentliche Mörderin ihres Gatten war, wenn auch der entscheidende Schlag wahrscheinlich von Georges Conneau geführt worden war.

4. Marthe Daubreuil war - abgesehen von Jack Renauld - die einzige mutmaßliche Besitzerin des dritten Dolches." Poirot hielt inne und räusperte sich. „Allerdings - als ich von der Existenz des anderen Mädchens« von der Existenz Bella Duveens, erfuhr, hielt ich es nicht für unwahrscheinlich, daß sie Renauld getötet haben konnte. Die Lösung befriedigte mich aber nicht, weil - wie ich dir schon einmal erklärte, Hastings - ein Sachverständiger wie ich es gern mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hat. Doch muß man die Verbrechen nehmen, wie sie fallen, nicht wie man sie gern hätte. Es schien mir sehr unwahrscheinlich, daß Bella Duveen mit einem Papiermesser in der Hand spazierenging, aber natürlich konnte sie sich schon all die Zeit mit der Absicht getragen haben, an Jack Renauld Rache zu nehmen. Als sie tatsächlich hervortrat und den Mord gestand, schien alles vorbei zu sein. Und doch, mon ami, war ich nicht befriedigt. Ich war nicht befriedigt . . .

Ich ging nochmals peinlich genau den Fall durch, und ich gelangte zu den gleichen Schlüssen. War es nicht Bella gewesen, so konnte nur Marthe Daubreuil als Täterin in Frage kommen. Aber ich hatte nicht den kleinsten Beweis gegen sie!

Dann zeigtest du mir Dulcies Brief, und ich sah eine Möglichkeit, die Sache ein für allemal zu ordnen. Den Originaldolch hatte Dulcie Duveen entwendet und ins Meer geworfen - da er, wie sie annahm, ihrer Schwester gehörte. Aber wenn nun dies der Dolch gewesen war, den Jack Marthe Daubreuil zum Geschenk gemacht hatte - nun, dann mußte Bella Duveens Dolch noch unbenutzt in ihrem Besitz sein. Ich sagte dir kein Wort darüber, Hastings (es war für Romantik nicht der geeignete Zeitpunkt), aber ich machte Mademoiselle Dulcie ausfindig, sagte ihr so viel darüber, als ich für nötig hielt, und veranlagte sie, die Habseligkeiten ihrer Schwester zu durchsuchen. Stelle dir mein Hochgefühl vor, als sie mich, wie wir verabredet hatten, als Miss Robinson aufsuchte, um mir das kostbare Beweisstück zu bringen.

In der Zwischenzeit hatte ich die nötigen Schritte getan, um Marthe Daubreuil zum offenen Kampfe herauszufordern. Auf meine Veranlassung verstieß Madame Renauld ihren Sohn und erklärte, ihr Testament am folgenden Tage dahin abändern zu wollen, daß ihm niemals auch nur der kleinste Teil von seines Vaters Vermögen zufallen solle. Es war ein verzweifelter, aber notwendiger Schritt, und Madame Renauld war völlig bereit, ihn auf eigene Gefahr zu tun, obwohl sie unglücklicherweise zu erwähnen vergaß, daß sie ein anderes Zimmer bezogen hatte. Ich vermute, sie hielt es für selbstverständlich, daß ich das wußte. Alles, ereignete sich, wie ich voraussah. Marthe Daubreuil wagte einen letzten kühnen Angriff auf die Millionen der Renaulds - und unterlag!"

„Was mich besonders wundert", sagte ich, „ist, wie sie in das Haus gelangen konnte, ohne daß wir sie bemerkten. Es kommt mir wie ein Wunder vor. Wir

ließen sie in der Villa Marguerite zurück, begaben uns direkt zur Villa Genevieve - und doch ist sie vor uns dort."

„Ja, aber wir ließen sie nicht zurück. Si-e verließ die Villa Marguerite durch ein Hinterpförtchen, während wir mit ihrer Mutter in der Halle plauderten. Auf diese Weise legte sie Hercule Poirot hinein, wie die Amerikaner sagen."

„Aber der Schatten an der Fensterscheibe? Wir sahen ihn doch vom Weg aus."

„Eh bien, bis wir uns umsahen, hatte Madame Daubreuil gerade Zeit gehabt, die Treppe hinaufzueilen und den Platz ihrer Tochter einzunehmen." „Madame Daubreuil?"

„Ja. Zwar ist die eine alt, die andere jung, die eine braun, die andere blond, aber im Schattenriß an der Fensterscheibe gleichen die Profile einander sehr. Nicht einmal ich schöpfte Verdacht - dreifacher Dummkopf, der ich war! Ich dachte, ich hätte reichlich Zeit vor mir - da ich annahm, daß sie erst viel später versuchen würde, in die Villa einzudringen. Sie war sehr klug, die schöne Marthe Daubreuil."

„Und sie beabsichtigte, Madame Renault zu ermorden?" „Ja, dann wäre das ganze Vermögen auf den Sohn übergegangen. Und Madame Renault hätte Selbstmord begangen, mon ami! Neben Marthe Daubreuils Leichnam, auf der Erde, fand ich einen Wattebausch, ein kleines Fläschchen mit Chloroform und eine Injektionsspritze, die eine tödliche Dosis Morphium enthielt. Verstehst du? Erst das Chloroform - und wenn das Opfer bewußtlos ist, ein Nadelstich. Bis zum Morgen ist der Geruch des Chloroforms verschwunden, und die Spritze liegt da, als wäre sie der Hand Mme. Renaults entfallen. Was hätte der wackere Monsieur Hautet gesagt? „Arme Frau! Was sagte ich Ihnen? Die plötzliche Freude als Krönung des Übrigen war zu viel für sie! Sagte ich nicht auch, daß es mich nicht wundern würde, wenn sie den Verstand verlöre? Alles in allem, ein höchst tragischer Fall, der Fall Renault!"

Doch die Dinge entwickelten sich nicht ganz nach dem Programm von Mademoiselle Marthe. Vor allem war Madame Renault wach, da sie den Überfall erwartet hatte. Es kam zu einem Kampf. Aber Madame Renault ist noch immer sehr schwach. Marthe Daubreuil ergreift die letzte Möglichkeit. Mit dem Selbstmord ist es vorbei, aber falls sie mit ihren starken Händen Madame Renault zum Schweigen bringen und mittels ihrer seidenen Strickleiter durch das Fenster entkommen könnte, während wir noch von innen an der anderen Tür pochen, wenn es ihr gelänge, in die Villa Marguerite zurückzukehren, ehe wir wieder hinkamen, dann würde es schwerfallen, ihr irgend etwas nachzuweisen. Doch sie wurde mattgesetzt, zwar nicht durch Hercule Poirot, aber durch die kleine Akrobatin mit ihren eisernen Gelenken."

Ich überdachte nochmals die ganze Geschichte. „Wann hattest du zuerst Verdacht auf Marthe Daubreuil? Als sie uns erzählte, daß sie den Streit im Garten belauscht habe?" Poirot lächelte.

„Mein Freund, erinnerst du dich des Tages, an dem wir zum ersten Male in Merlin ville einfuhren? Als das schöne Mädchen am Gittertor stand? Du fragtest mich, ob ich die junge Göttin nicht bemerkt hätte, und ich antwortete, ich hätte nur ein junges Mädchen mit angstvollen Augen gesehen. So stand von allem Anfang an Marthe Daubreuil vor meinem geistigen Blick: als das Mädchen mit den

angstvollen Augen! Nicht um Jack Renaulds willen, denn sie wußte damals nicht, daß er des Nachts in Merlinville gewesen war."

„Übrigens", rief ich, „wie geht es Jack Renauld?" „Viel besser. Er ist noch in der Villa Marguerite. Doch Madame Daubreuil ist verschwunden. Die Polizei verfolgt sie."

„Glaubst du, daß sie mit der Tochter im Einverständnis war?" „Das werden wir nie erfahren. Denn sie ist eine Dame, die ihre Geheimnisse wohl bewahren kann. Und ich bezweifle sehr, daß die Polizei sie jemals finden wird."

„Weiß - Jack Renauld schon alles?" „Noch nicht."

„Es wird ein furchtbarer Schlag für ihn sein." „Selbstverständlich. Und doch, Hastings, weißt du, es steigen mir Zweifel auf, ob sein Herz wohl jemals sehr beteiligt war. Bisher hielten wir immer Bella Duveen für die Verführte, und Marthe Daubreuil für das Mädchen, das er wirklich liebte. Aber ich denke, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir die Rollen tauschen. Marthe Daubreuil war sehr schön. Sie legte es darauf an, Jack zu faszinieren, und es gelang ihr, aber erinnere dich seines merkwürdigen Widerstrebens, mit dem anderen Mädchen zu brechen. Und sieh, wie entschlossen er war, eher sein Leben aufs Spiel zu setzen, als sie in die Sache zu verwickeln. Ich habe die leise Vermutung, als werde er entsetzt - empört sein, wenn er die Wahrheit erfährt, daß er aber bald seine falsche Liebe überwunden haben dürfte."

„Und Giraud?"

„Ach, der hat eine Nervenkrise und sah sich genötigt, nach Paris zurückzukehren."

Nun lächelten wir beide.

Poirot erwies sich als Prophet. Als schließlich der Arzt Jack für genügend kräftig erklärte, die Wahrheit zu erfahren, übernahm es Poirot, sie ihm beizubringen. Die Wirkung war erschütternd. Doch Jack genas schneller, als ich dachte. Mutterliebe half ihm diese schweren Tage durchzuhalten. Mutter und Sohn waren nun unzertrennlich.

Noch eine andere Enthüllung stand bevor. Poirot hatte Mme. Renauld mitgeteilt, daß er um ihr Geheimnis wisse, und ihr Vorstellungen darüber gemacht, daß man Jack nicht in Unkenntnis von seines Vaters Vergangenheit lassen dürfe.

„Es ist nie von Nutzen, die Wahrheit zu verbergen, Madame! Seien Sie tapfer und sagen Sie ihm alles."

Schweren Herzens entschloß sich Mme. Renauld, und der Sohn erfuhr, daß sein Vater, den er so sehr geliebt hatte, in Wirklichkeit ein Polizeiflüchtling gewesen war. Eine zögernde Frage wurde sofort von Poirot beantwortet:

„Beruhigen Sie sich, Monsieur Jack. Die Welt weiß nichts davon. Soweit ich es beurteilen kann, liegt kein Grund für mich vor, die Polizei ins Vertrauen zu ziehen. Ich habe nicht ihr zuliebe, sondern um Ihres Vaters willen in diesen Fall eingegriffen. Die Gerechtigkeit erreichte ihn schließlich, aber niemand braucht es zu erfahren, daß er und Georges Conneau ein und derselbe waren."

Der Polizei blieben natürlich verschiedene Punkte des Falles rätselhaft, doch Poirot erklärte die Dinge auf so logische Art, daß bald alle Zweifel schwanden.

Bald nach unserer Rückkehr nach London bemerkte ich eine wundervolle Skulptur, die Gestalt eines Spürhundes, auf Poirots Kamin. Er nickte, als er meinem fragenden Blick begegnete.

„Ich habe inzwischen mein Honorar bekommen! Ist er nicht ein prächtiger Kerl? Ich nenne ihn Giraud!“

Wenige Tage später hatten wir den Besuch von Jack Renault. Mir fiel der entschlossene Ausdruck seines Gesichtes auf.

„Monsieur Poirot, ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden. Ich gehe so bald als möglich nach Südamerika. Mein Vater hatte ausgedehnte geschäftliche Verbindungen jenseits des Kontinents, und ich gedenke dort ein neues Leben zu beginnen.“

„Gehen Sie allein, Monsieur Jack?“

„Meine Mutter begleitet mich - und auch Stonor, der mein Sekretär bleibt. Er liebt entlegene Weltgegenden.“

„Geht sonst niemand mit?“

Jack errötete.

„Sie meinen -?“

„Ein Mädchen, das Sie innig liebt, das bereit war, ihr Leben für Sie hinzugeben.“

„Wie könnte ich sie jetzt noch darum bitten?“ flüsterte der Jüngling. „Nach allem, was geschehen ist - wie könnte ich vor sie treten und - was wäre das für eine Werbung!“

„Frauen haben die wunderbare Gabe, solchen Werbungen auf die Beine helfen zu können.“

Ja, aber - ich war so ein verdammter Narr!“

„Das waren wir alle einmal, früher oder später“, bemerkte Poirot philosophisch. Aber Jacks Gesicht wurde hart.

„Da ist noch etwas anderes. Ich bin meines Vaters Sohn. Würde irgend jemand mich heiraten wollen, dem das bekannt ist?“

„Sie sagen, Sie seien der Sohn Ihres Vaters. Hastings wird Ihnen sagen, daß ich an Vererbung glaube -“

„Eben, dann -“

„Warten Sie. Ich kenne eine Frau, eine Frau voll Mut und Ausdauer, der größten Liebe fähig, der höchsten Selbstverleugnung -“

Der Jüngling sah auf, sein Blick war weich geworden.

„Meine Mutter!“

Ja. Sie sind ebenso sehr Ihrer Mutter Kind wie der Sohn Ihres Vaters. Gehen Sie zu Mademoiselle Bella. Gestehen Sie ihr alles. Verheimlichen Sie nichts - und hören Sie, was sie dazu sagen wird.“

Jack sah unentschlossen drein.

„Gehen Sie zu ihr, nicht mehr als Knabe, sondern als Mann -ein durch das Schicksal gereifter Mann, auf dem die Vergangenheit und die Ereignisse der Gegenwart lasten, der aber ein neues wunderschönes Leben beginnen möchte. Bitten Sie sie, dies Leben mit Ihnen zu teilen. Es mag Ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen sein, aber Ihrer beider Liebe hat die Feuerprobe bestanden. Sie haben beide bewiesen-, daß Sie bereit waren, das Leben füreinander zu opfern.“

Und was geschah mit Captain Arthur Hastings, dem bescheidenen Berichterstatter dieser Seiten?

Es geht das Gerücht, daß er den Renaulds auf eine Farm jenseits des Ozeans folgen werde, aber als Abschluß dieser Geschichte ziehe ich vor, von einem Morgengespräch in der Villa Genevieve zu erzählen.

„Ich kann Sie nicht Bella nennen, da dies nicht Ihr Name ist. Und Dulcie klingt mir so fremd. So möge es bei Cinderella bleiben. Cinderella vermählte sich mit dem Prinzen, Sie erinnern sich doch. Ich bin zwar kein Prinz, aber -“

Sie unterbrach mich.

„Cinderella warnte ihn, wie ich weiß. Sie erinnern sich, sie konnte nicht versprechen, eine Prinzessin zu werden. Sie war ja doch nur eine Küchenmagd -“

„Nun ist es am Prinzen, einzufallen“, warf ich ein. »Wissen Sie, was er sagte?“

„Nein!“

„Verdammt!“ .sagte der Prinz und küßte sie!“

Und ich ließ dem Wort die Tat folgen.

E N D E